V. t. sino.

4995/1

<366216837900l8

S

<366216837900l8

Bayer. Staatsbibliothek

Reise

durch

einen Theil Deutschlands, der Schweiz,
Italiens und des südlichen Frankreichs

nach

Paris.

Erinnerungen

aus

den denkwürdigen Jahren 1813, 1814 und 1815.

Von

J. G. C. Kiesewetter,

Doktor und Professor der Philosophie.

Erster Theil.

Berlin, 1816.

Bei Duncker und Humblot.

Wk/52/206

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Wilhelm von Preußen,

Bruder Sr. Majestät des Königs,

zum

Beweise innigster Achtung und treuster Liebe

gewidmet

vom

Verfasser.

Durchlauchtigster, Königlicher Prinz,

Ew. Königl. Hoheit geben mir so viel Beweise reinen Wohlwollens, daß ich es zu den günstigsten Ereignissen meines Lebens rechne, mit Ihnen in nähere Verbindung gekommen zu seyn; und daß es mir wohl thut, wenn ich Gelegenheit finde, Ihnen sagen zu können, daß ich Sie von ganzer Seele achte und liebe. Aus diesen Gefühlen entspringt auch gegenwärtige Zueignung, und ich bin überzeugt, Sie werden diesen kleinen Beweis meiner innigsten Anhänglichkeit mit Ihrer gewohnten Güte aufnehmen.

Möge die Vorsehung meine aufrichtigen Wünsche für Sie und Ihr hohes Haus erfüllen; und mögen Sie Ihrem alten Lehrer bis ans Ende seines Lebens Ihre Theilnahme und Ihre Gunst erhalten; so wie er bis dahin unverändert bleiben wird

Ew. Königl. Höheit

Berlin, den 1sten Mai 1816.

treu ergebenster, dankbarer Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

Vorrede.

Dieses Werkchen verdankt sein Daseyn Stunden der Muße, die mir meine nicht ganz leichten Amtsgeschäfte und eine fortwährende Kränklichkeit im vergangenen Spätherbst und Winter übrig ließen. Die letztere, deren Keim wahrscheinlich mir schon beim Anfang meines Seyns mitgetheilt ward und die mich auch wohl bis ans Grab begleiten wird, hatte mich gezwungen, fast allen Umgang mit der Welt aufzugeben, und namentlich die langen Abende in meinem Zimmer zu verleben; sie hatte es mir untersagt, angefangene mathematische und philosophische Werke zu vollenden, wie dies mein Wunsch war. So, mehr von der äußern Welt getrennt und den Arbeiten des Verstandes entzogen, mußte ich mich in meine innere Welt

flüchten, durch Spiele der Einbildungskraft mich ergötzen, und in die mich umgebende, tödtende Leere der Gegenwart, Leben und Freundlichkeit aus der Vergangenheit bringen. Oft saß ich dann, wenn nicht wüthender Schmerz im Eingeweide mich folterte, in der Ecke meines Sophas, und ließ Scenen aus meinem verflossenen Leben dem innern Sinn vorübergehen; erinnerte mich dankbar der Freuden, die mir ein gütiges Geschick verliehen, erlebte im Kreise redlicher Freunde, von denen schon der bei weitem größere Theil vor mir hinüber geschlummert ist, manche Begebenheit noch einmal; bangte mich noch einmal vor schon längst überstandener Gefahr, und freute mich wiederum glücklicher Errettung. Am häufigsten wählte ich zu diesen Spielen der Einbildungskraft und der Gefühle Scenen aus meinen vielfältigen Reisen, weil sie das Gemüth minder heftig bewegen, und es mehr in den Zustand ruhiger Beschauung versetzen. Wenn das Reisen, selbst in Gesellschaft gleichgestimmter Menschen, die offenen Sinn für das Schöne und Gute haben und frölicher Laune sind, ungemeine Freuden gewährt, so werden doch diese auch durch mancherlei Beschwerden und Unannehmlichkeiten erkauft, die

freilich der Luft untergeordnet sind, und von ihr überwogen werden, aber doch oft stören, so daß es Augenblicke giebt, wo die Poesie der Reise durch die tödtende Prosa der Wirklichkeit erstickt wird; wenn man hingegen, nach vollbrachter Reise, Scenen aus derselben in der magischen Laterne des Gedächtnisses, durch das Rosenlicht der Einbildungskraft erleuchtet, an der weißen Wand des innern Sinnes vorüberschweben läßt, ist der Genuß viel reiner; die Farben sind viel sanfter, die Beleuchtung milder und die Unannehmlichkeiten kommen nur als Schlag- oder Halbschatten vor, um dem Gemälde mehr Kraft und Haltung zu geben.

Einst, da ich auch so einige Stunden verträumt und mich und meine Leiden vergessen hatte, fiel es mir ein, ob ich nicht diese meine Zeichnungen der Phantasie in Worte fassen, sie dadurch bleibend machen und Andern mittheilen könnte. So allein zu genießen, ohne irgend ein Wesen an diesem Genuß Theil nehmen zu lassen, ist das Gemüth einengend, und meiner Natur, welche mich trotz aller Ungeselligkeit zur geselligen Mittheilung treibt, durchaus zuwider; es fiel mir schwer aufs Herz, so ganz dem bloß leidenden Selbstgenuß mich hinzugeben; — du kannst,

dachte ich, bei Darstellung der Scenen aus deinen Reisen ja auch das Unterhaltende mit dem Nützlichen verbinden; Thatsachen für die künftige Geschichte niederlegen; die Ehre rechtlicher, fälschlich angeklagter Personen retten, die vielleicht das Schweigen des Grabes unfähig macht, sich zu vertheidigen (des Menschen Ehre ist ein theures Vermächtniß, das er denen, die nach ihm leben, zur Vertheidigung überläßt —), du kannst dem Schurken die Maske abreißen; vielleicht auch ein Wort aussprechen, dessen Sinn und Wahrheit dunkel in jedem gutgearteten Gemüth sich findet, aber ausgesprochen werden muß, um kräftig zu wirken; du kannst — — — — — und so träumte ich gutmüthig, was ich alles könnte. Das erwärmte Gefühl siegte, die Eitelkeit war zu Hülfe gekommen; ich faßte den Entschluß, meine letzte Reise, von Berlin über die Schweitz nach Genua und von dort über Lyon und Paris, zum Grunde zu legen, und an ihr mit leichtem Spiel der Vergesellschaftung anzuknüpfen, was ich für zweckmäßig halten, und wozu der Geist mich treiben würde. Ich machte mich muthig ans Werk, allein oft sank mir bei der Arbeit der Muth; Zweifel, ob ich in einem Fache, was mir ganz neu

ist, auch Etwas der Aufmerksamkeit des Publikums würdiges würde hervorbringen können; Furcht, daß dieses Kind meiner Laune viel von den ängstigenden Krankheitszügen und von der matten Hinfälligkeit des Vaters an sich tragen möchte, erschwerten mir die Arbeit, und nur, daß ich mich und meine Leiden oft darüber vergaß, hielt mich fest. Als ein Theil vollendet war, las ich einigen Freunden zwei oder drei Briefe vor, und sie ermunterten mich, das Ganze zu vollenden, und es dem Drucke zu übergeben. Ich wünsche, daß sie nicht, durch Freundschaft bestochen, ein zu günstiges Urtheil gefällt haben mögen, dem das Publikum zu widersprechen sich gezwungen sieht.

Hiermit will ich also mein Werkchen aufs beste empfohlen und entschuldigt haben.

Der erste Theil enthält: die Reise von Berlin über die Schweiz nach Genua und den Aufenthalt in dieser herrlichen Stadt; der zweite, die Rückreise über Piemont und Frankreich, und vorzüglich den Aufenthalt in Paris. Die dem ersten Theil beigefügten Beilagen, sind Scenen aus früheren Reisen, die ich nicht füglich ohne Störung einflechten konnte, und die ich

doch aus einer Art Vorliebe gern mittheilen wollte; die Beschreibung des Vesuvs erschien vor Jahren in der Berliner Monatsschrift, und ward unverdient günstig vom Publiko aufgenommen.

Die unverhältnißmäßige Stärke des zweiten Theils hinderte mich, diesem, wie ich anfänglich wollte, etwas hinzu zu fügen, was vielleicht dem Publiko nicht unangenehm gewesen wäre; dies sollten nämlich Charakterschilderungen, oder noch unbekannte Anekdoten als Beiträge zu solchen, seyn, von Personen, die in der neueren französischen Geschichte eine Rolle gespielt haben. Sie waren mir von Männern mitgetheilt, welche die in Rede stehenden Personen auf der Bühne der Zeit in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, und könnten dem künftigen Geschichtschreiber unserer Zeitereignisse nicht uninteressante Materialien liefern. Vielleicht, daß ich sie einmal besonders herausgebe.

Erster

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Brief.

Wittenberg.

Gern, mein theurer Freund, will ich mein gegebenes Wort halten, und Dir von Zeit zu Zeit Bemerkungen mittheilen, die ich auf meiner Reise zu machen Gelegenheit gefunden; aber ich fürchte, daß ich Deine Erwartungen nicht erfüllen werde, denn so treflich auch die Gegenden sind, die ich durchreise, so interessant die Länder, die ich besuche und so höchst wahrscheinlich es ist, daß die Zeit, in welche meine Reise fällt, an wichtigen Ereignissen reich seyn wird, so ist doch durch meine Kränklichkeit mein Geist so verstimmt, daß mir das Leichteste schwer wird, und daß es mir sogar Anstrengung gekostet hat, diesen Brief an Dich anzufangen. Sollten daher meine Darstellungen den Winter- und Nachtlandschaften von Friedrich gleichen, so magst Du immer etwas auf meine Gemüthsstimmung schreiben.

In Potsdam war ich genöthigt vor meinem leichten Wagen, den Du kennst, und vor dem man mir, da nur zwei Personen darin fuhren, in Berlin ohne Umstände zwei Pferde vorgespannt hatte, drei Pferde zu nehmen; der Posthalter berief sich auf das Postreglement, und

dem konnte ich nichts entgegen setzen, um so mehr, da nur noch eine Meile Chaussee war, und mein Wagen nicht preußische, sondern sächsische Spur hatte. Die Verschiedenheit der Wagenspur in Deutschland gehört zu den Dingen, die das Reisen gewaltig erschweren, vorzüglich da, wo keine Chausseen sind; da nun mehrere deutsche Fürsten und deren Minister jetzt mehr als sonst auf der Landstraße sich befinden, und also an sich selbst erfahren, welchen Mühseligkeiten einer Reise wohl abgeholfen werden kann, so hoffe ich, daß Uebereinstimmung der Spur (eben so wie die des Geldes und des Maaßes) ein Gegenstand der Berathung des deutschen Bundestages seyn wird. Wie sehr würde der innere Verkehr in Deutschland erleichtert werden, wenn man mehr gut gebaute und gut unterhaltene Chausseen anträfe! Ist es nicht ein Vorwurf für die preußische und sächsische Regierung vormaliger Zeit (denn die neueren Zeiten entschuldigt das Kriegselend, und vor demselben war ernstlich daran gedacht worden, als der Krieg hereinbrach), daß man von Berlin nach Dresden oder Leipzig, oder selbst von Frankfurt an der Oder bis zu dieser letztern Stadt, meilenlang im tiefsten Sande fortgeschleppt wird. Unerklärlich ist es, wie Friedrich der Große so wenig Aufmerksamkeit auf gute Wege richtete, er, der von den Vortheilen derselben doch gewiß überzeugt war. Mir scheint es, er hätte seinem Lande wesentlichere Dienste geleistet, wenn er die Summen, welche er auf die Bauten von Bürgerhäusern in Berlin und Potsdam jährlich verwandte, auf Anlegung von Kunststraßen verwandt hätte; Berlin würde, wenn gleich später, bei zunehmen-

dem reellen Wohlstande, sich selbst verschönert haben, der Luxus würde aus Wohlhabenheit entsprungen seyn; dahingegen der große König dadurch, daß er die Eigenthümer armseliger Hütten zu Besitzern pallastähnlicher Häuser machte, einen Hang zum Schimmern erzeugte, der durch Flitterstaat es andern zuvor thun will, und wodurch dem soliden Besitz, ja sogar der Moralität und der Rechtlichkeit, mancher Schaden erwuchs. — Man hat in neueren Zeiten in Anregung gebracht, das stehende Heer und die noch brauchbaren Invaliden zum Straßenbau zu verwenden; meines Erachtens ein zu berücksichtigender Vorschlag; auf diese Weise wird der im Kriege verstümmelte Soldat dem Vaterlande noch nützlich, erwirbt sich auf eine anständige Weise seinen Unterhalt, und befindet sich gesunder bei seinem Geschäft; der Krieger wird durch diese Art der Arbeit gegen die Witterung mehr abgehärtet, kräftiger und munterer, als wenn er, wie das sonst bei einigen Regimentern der Fall war, durch das Spinnen der Wolle oder Baumwolle, sich zu seinem Solde so viel zuverdienen mußte, um leben zu können, wo das bleiche, leichenähnliche Gesicht und das hängende Haupt nur zu deutlich die Ungesundheit seines Gewerbes darthat; endlich, so wird auch der Staat an Arbeitslohn gewinnen, weil dem Soldaten nur ein geringer Zuschuß zu seinem gewöhnlichen Solde gegeben zu werden braucht. — Den Einwurf, daß der stehende Krieger alle Zeit braucht, um den Dienst zu lernen, und also zu nichts anderem angewandt werden kann, erwarte ich nicht; die Landwehr und die Freiwilligen haben noch in der neuesten Zeit gezeigt, wie leicht und in wie kurzer

Zeit das Mechanische des Kriegsdienstes, in so fern es der Gemeine zu kennen braucht, sich erlernen läßt, wenn guter Wille hinzukömmt, und diesen wird die Regierung immer finden, wenn sie nur gerechte und nothwendige Kriege führt.

Ob man nicht, wie in England, den Straßenbau, an Privatpersonen, gegen eine auf eine bestimmte Zeit zu erhebende Abgabe, die aber der Aufsicht der Regierung unterworfen seyn müßte, überlassen sollte, weiß ich nicht; um so mehr jetzt, da der Staat alle seine Hülfsquellen anwenden muß, seinen Gläubigern die Zinsen zu zahlen, den sich selbst gegebenen Indult und also auch den der übrigen Schuldner aufzuheben, und dadurch seinen Credit zu erhöhen und das innere Leben der Betriebsamkeit zu befördern.

Bei dieser Gelegenheit will ich doch eines Planes erwähnen, den ein Engländer dem Direktorio in Frankreich vorlegte, der aber von diesem nicht angenommen wurde; er erbot sich nämlich, sämmtliche Heerstraßen Frankreichs auf seine Kosten zu unterhalten, ohne von denen, welche sich auf derselben bewegten, die geringste Abgabe zu fordern, noch von der Regierung selbst irgend eine Unterstützung zu verlangen; er forderte nämlich nur, daß man alle Heerstraßen um ein Viertheil schmäler machen und ihm den dadurch gewonnenen Boden als Eigenthum überlassen sollte; diesen Boden wollte er sodann zum Feldbau, vorzüglich zum Kartoffelbau, verpachten, jedem Pächter es als Last auferlegen, den Theil der Straße, der an seine Pachtung gränzte, zu unterhal-

ten, und so meinte er, jährlich mehrere Millionen Livres zu gewinnen.

In Treuenbrietzen trafen wir den Lieutenant Nernst, den Schwiegersohn unsers berühmten Arztes Formey, der von seiner Sendung nach Berlin zum Fürsten Blücher zurückkehrte. Er fuhr mit seiner Frau, die er mit nach Frankfurt am Main nahm, in einem schönen Reisewagen, der ehedem dem Herzog von Bassano gehörte, und der in der Schlacht von belle alliance erbeutet worden. Sey es Zufall, sey es Absicht, daß Nernst mit der Siegesnachricht nach Berlin geschickt war, genug die Berliner nahmen es als ein Compliment vom Fürsten Blücher, und waren darüber hoch erfreut, daß er ihnen besonders diese Nachricht, und zwar durch einen Berliner Freiwilligen aus dem Bürgerstande, mittheilen ließ (an den König, von dem man wußte, daß er nicht mehr in Berlin seyn konnte, war der Obrist von Thiele abgeschickt worden, der ihn auch in Merseburg traf). — Du weißt, mein theurer Freund, daß ich nicht alle Eigenthümlichkeiten und Schwächen meiner Mitbürger vertheidige, aber sie haben doch auch wahrlich viel, viel Gutes, das man lieben und schätzen muß. Fürst Blücher ward vor einem Jahre zum Vorsteher einer Gesellschaft gewählt, die größtentheils aus rechtlichen, wohlhabenden Bürgern besteht, und die, weil ihre Zusammenkunft in einem zur Börse gehörigen Local gehalten wird, die Börsenhalle genannt wurde; der Jahrestag der Aufnahme des Fürsten in diese Gesellschaft ward festlich begangen, es wurden milde Beiträge, zur Unterstützung der armen Verwundeten seines Corps in gegenwärtigem Kriege, gesam-

melt, und das Geld, was mehr als tausend Thaler betrug, ward der Gemalin des Fürsten mit einer schönen Nachtmusik unter Fackelschein überbracht, mit der Bitte es ihrem Gemal zuzusenden! —

Der Anblick Wittenbergs rief mancherlei Gefühle in meine Brust zurück. Ich war im Jahr 1813 gegenwärtig, als General Kleist-Nollendorf die Franzosen aus den abgebrannten Vorstädten zu delogiren versuchte; ich war abgestiegen, um, mit dem Grafen Wittgenstein, der damals das verbundene russisch-preußische Heer befehligte, und dem Prinzen H. v. P., durch die Gärten dem Kampfe näher zu kommen; ein Gespräch mit dem Prinzen Biron von Curland ließ mich jene aus den Augen verlieren und als ich mich wieder zu Pferde setzen wollte, war mein Reitknecht, der großen Suite folgend, mit demselben davon geritten. Dies setzte mich in die unangenehme Verlegenheit, zu Fuß die ganze Linie der Stadt mitten unter den Kugeln, welche die französischen Kanonen von den Wällen herüberspielten, zu durchwandern; da ward mir deutlich, wie viel mehr Muth dazu gehört, sich ruhig, ohne Möglichkeit der Gegenwehr, dem Feuer einer Batterie auszusetzen, als im Sturmschritt sich auf ihre Feuerschlünde zu stürzen.

Ich erkannte den Weinberg wieder, auf welchem ich im Gefolge des Grafen Wittgenstein den folgenden Tag (den ersten Ostertag) dem Beschießen einer Stadt zusahe, in deren Mauern Männer wohnten, für deren Leben und Wohl ich zitterte. Das Bombardement that wenig Schaden, wir hatten zu wenig Geschütz und von zu geringem Kaliber; auch war den Tag vorher davon

die Rede gewesen, es sey der öffentlichen Meinung wegen nicht rathsam, eine Stadt zu Grunde zu richten, in der Luther gelebt und gelehrt, und die daher für das seiner Lehre zugethane Deutschland, vorzüglich für Sachsen, eine Art Heiligkeit erlangt hatte. Das vereinte Heer war leider noch schwach; die Russen hatten in dem vorhergehenden Feldzuge unendlich gelitten, die preußische Landwehr und Landsturm waren noch nicht organisirt; man rechnete auf den Zutritt Sachsens; daher sollte das Beschießen nur den Einwohnern Wittenbergs Gelegenheit geben, aufzustehen, oder vielleicht auch nur die Furcht vor diesem Aufstande den französischen Commandanten zu einer Capitulation bewegen. Darauf war auch wohl der russische Angrif auf den stark befestigten Brückenkopf berechnet. Die Rechnung war bekanntlich irrig; die Bürger blieben ruhig und der Commandant wollte von Capitulation nichts wissen. Während des Bombardements kam der wackere General Diebitsch zum Grafen Wittgenstein, und erbot sich, die Stadt an einer ihm angezeigten schwachen Stelle zu stürmen; Wittgenstein fragte, wieviel seiner Meinung nach der Sturm wohl Menschen kosten könne; Diebitsch schlug den Verlust auf höchstens zweitausend Mann an; der Obergeneral nahm den Vorschlag nicht an, wahrscheinlich weil die geringe Größe des Heers ihm jeden Krieger theuer machte und auch wohl weil ein Mißlingen des Sturms der hohen Meinung, die selbst der Feind von der Tapferkeit und Unwiderstehlichkeit der Russen und Preußen hegte, Schaden gethan haben würde.

Als ich ein Jahr nachher nach Wittenberg kam, und

auch bei meinem jetzigen Dortseyn, erfuhr ich, daß Diebitsch Rath allerdings ausführbar gewesen wäre, daß an der angezeigten Stelle der Graben leicht durchwatet und der Wall, weil er sehr niedrig war und in ihm sogar Löcher sich befanden, deren sich die Jungen zum Hinaufklettern bedienten, leicht erstiegen werden konnte; daß die Besatzung einen Sturm gefürchtet, den sie abzuschlagen, wegen ihrer geringen Anzahl, sich nicht getraut, und daß die Einwohner diesen Sturm erwartet, um aufgeregt, wie sie damals waren, den Stürmenden Beistand zu leisten. — Genug, es hat nicht so seyn sollen; was es für Folgen gehabt haben würde, wenn Wittenberg gleich damals gefallen, wer kann und mag dies berechnen?

Die Umgebungen der Stadt sehen noch furchtbar aus; nur mit Mühe kann man die Stellen finden, wo sonst ansehnliche Gasthäuser standen; der Schutt der Brandstätten ist noch nicht ganz aufgeräumt, nur hin und wieder sieht man armselige Hütten, zur Wohnung für Tagelöhner, oder Wächter, oder arme Familien, die an diesen Stellen Acker besitzen, oder auch wohl zur Aufbewahrung der Ackergeräthschaften. Da Wittenberg eine Festung bleiben soll, so können die Vorstädte nicht wieder hergestellt werden. Man war beschäftigt, die Festungswerke auszubessern, zu verstärken und durch Außenwerke zu vergrößern; vorzüglich in der Gegend wo sonst das Zuchthaus stand, das die Franzosen zu einem Blockhause umgeschaffen hatten und aus welchem sie zu der Zeit, wovon ich oben sprach, den braven Preußen großen Schaden zufügten; auch ist die Befestigung des Brückenkopfs sehr weit hinaus erweitert. Unstreitig wird Wit-

tenberg in seiner neuen Gestalt eine nicht unbedeutende Festung werden; auch leugne ich nicht, daß es, in Verbindung mit Torgau und Magdeburg, für die Elbvertheidigung von großer Bedeutung für Preußen ist; allein Preußens eigentliche Stärke besteht in der öffentlichen Meinung Deutschlands von der Gerechtigkeit und Weisheit seiner Regierung und von dem Muth und der Aufklärung seiner Unterthanen; noch immer schätzen viele diese moralische Kraft nicht genug, weil sie nicht wie Soldaten und Kanonen und Festungen gezählt werden kann. Steht mein Vaterland und seine Regierung hoch in der Meinung der übrigen Bewohner Deutschlands; sind Preuße und Tapferkeit und strenge Rechtlichkeit unzertrennliche Begriffe, so ist selbst die Vertheilung der Länder die von Preußens Scepter regiert werden, und die auf der Landkarte eine seltsame Gestalt bilden, günstig; sie sind verbreitete Stützpunkte, an welche sich die Deutschen, denen Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes und Verbreitung liberaler Gesinnungen theuer ist, mit deutscher Liebe und Kraft anschließen können.

In der Stadt findet man noch überall Spuren des Bombardements, das sie unter dem General Tauenzien traf. Ich habe von mehreren Einwohnern Nachrichten über den Sturm eingezogen, durch welchen die Stadt in preußische Hände kam und ich bin fest überzeugt, daß wegen der durch Krankheit verminderten Besatzung unser Verlust nur äußerst gering war. Seltsam war der Entschluß des französischen Generals Lapoype, sich in das Rathhaus einzuschließen, um sich dort noch zu vertheidigen oder eine günstigere Capitulation zu erhalten; wor-

an ihn aber die Bürger verhinderten, die ihm bei seinem Weggehen noch thätliche Beweise ihres Unmuths gegen ihn gaben.

Die Einwohner Wittenbergs haben eine Deputation nach Berlin gesandt, um den König von Preußen, dem sie durch die Theilung Sachsens zugefallen sind, zu bitten, daß er die Universität wieder dorthin zurückführe; eine Bitte, deren Gewährung durchaus unmöglich ist, da Wittenberg eine Festung bleiben muß. Eine andere Deputation kam von Seiten der wittenbergischen Professoren nach Berlin, bei welcher sich auch der berühmte Professor der Geschichte Pölitz befand; ihr Gesuch ging dahin, ihr neuer Landesherr möchte sie nicht nach Wittenberg zurück kehren lassen, sondern sie unter gewissen Vorrechten und Freiheiten, die sie auf ein sehr ansehnliches Dotum, welches sie an liegendem Eigenthum mitbrachten, gründeten, der Universität Halle einverleiben. Die Hauptgründe derer, welche für eine Universität eine kleinere wohlhabende Stadt einer Residenz vorziehen, sind: daß die Studenten dicht stehen müssen wie die gesäeten Fichtenwälder, damit sie wetteifernd nach Licht und Freiheit streben; freilich gehe mancher schwächliche Baum dabei unter, aber auch viele wüchsen kühn himmelwärts; die Bäume gewönnen schon gehörige Stärke an Lebenskraft ehe sie etwa nachmals in der Welt die Scheere des bürgerlichen Eigennutzes beschneide, und ihre kräftige Individualität trete im Geschäftsleben immer noch vor; dahingegen zu befürchten stehe, daß in der Residenz bei der Vermischung mit den übrigen Ständen, bei dem Bestreben zu gefallen, um sich den

Weg zur künftigen Versorgung zu öffnen, bei der Einwirkung des weiblichen Geschlechts, alle Individualität und Originalität verloren gehen könne. Wolle man für ausgezeichnete junge Männer, welche ihre Studien auf der Universität vollendet haben und an Charakter mehr heran gereift sind, eine höhere Bildungsanstalt in Berlin errichten, so räume man den Nutzen einer solchen Anstalt völlig ein.

Zweiter Brief.

Leipzig.

Von Wittenberg bis Leipzig enthält meine Reise nichts Merkwürdiges. Die Brücken über die Mulde, welche die Franzosen verbrannt hatten, waren wieder hergestellt; die an mehreren Orten zerstörten Dämme wieder ausgebessert. Düben war der letzte Ort, wo Bonaparte einige Tage rastete, ehe er in die Leipziger Schlacht zog. Man versicherte mich, er sey dort sehr böser Laune gewesen, wahrscheinlich hatten ihn die Nachrichten, daß er von den Alliirten überall umstellt und eine Schlacht anzunehmen gezwungen sey, in diese Laune versetzt. Mehreremale hatte er Befehle zum Aufbruch seines Hauptquartiers gegeben, und diese bald darauf immer wieder zurück genommen.

Auch Düben ist preußisch geworden und die Einwohner waren mit der Veränderung ihres Landesherrn ziemlich zufrieden; der Postillion der mich nach Rothenhahn fuhr, bat mich ganz treuherzig, ihm doch den Namen seines neuen Beherrschers zu nennen.

Die Gefilde um Leipzig tragen wenig oder keine Spuren mehr von dem blutigen Kampfe, der auf ihnen gefochten wurde; die mit Blut gedüngte Erde trägt goldene Saaten, und da wo Kanonen donnerten, Trommeten schmetterten, unter den Hufen der Pferde die Erde dröhnte, Angstgeschrei und Jammerklagen vermischt mit dem Schall kriegerischer Musik die Luft erfüllten, singt jetzt der friedliche Landmann dem Herrn ein Loblied, indem er die seegensreichen Aehren mähet. Welch ein Contrast! Kaum erkenne ich die Gegenden wieder wo der furchtbare Kampf wüthete; aber niemals wird das Bild der grausen Schlacht mir aus dem Gedächtniß kommen. Nimm die anschaulichste Beschreibung einer Schlacht, nimm die lebendigste Darstellung durch Grabstichel oder Pinsel und überlaß dich bei ihnen ganz dem Fluge deiner glühenden Einbildungskraft, dennoch wirst Du kaum einen flüchtigen Schatten der Wirklichkeit Dir anschaulich zu machen vermögen. Es sind der Scenen so viele und so mannigfaltige; es wird das Gemüth auf eine so vielfache Weise in seinem Innersten bewegt, daß selbst der klarste, besonnenste Kopf am Ende betäubt wird. Gräslich ist das Schlachtfeld am Schlachttage; unendlich gräslicher nach demselben, wenn der stürmende Wechsel von Hoffnung und Furcht nicht mehr die Seele bewegt und gegen das Elend der Einzelnen abstumpft. Wer ein

Schlachtfeld bald nach der Blutarbeit gesehen, der wird gewiß bei jedem Te Deum für einen erhaltenen Sieg seines Vaterlandes Thränen des Mitleids mit Thränen der Freude vermischt vergießen; er wird den ganzen Werth der Männer schätzen lernen, die ihr Leben und ihre Gesundheit der Vertheidigung des Vaterlandes weihen und blutigen Kampf muthvoll bestehen; aber er wird auch dem Ehrsüchtigen, der, um seinen Tollwahn zu befriedigen, Menschenblut wie Wasser vergießt und namenlosen Jammer über ganze Geschlechter verbreitet, dem Fluch der Mitwelt und Nachwelt übergeben. Ehrwürdig ist der, welcher für die gerechte Sache sein Leben dahin giebt, sein Name werde genannt in den Jahrbüchern seines Volks, und sein Andenken erwecke in der späten Nachwelt rühmliche Nacheiferung;

Doch für Tyrannen sich hinab zur Hölle balgen
Das ist ein Tod, der nur der Hölle wohlgefällt,
Wo solch ein Held erliegt, da werde Rad und Galgen
Für Straßenräuber und für Mörder aufgestellt.

Bürger.

Es war schon dunkle Nacht als ich in Leipzig eintraf: die Beschwerlichkeiten der Reise, die Bilder der Vergangenheit; das Andenken an Krosigk und andere trefliche Freunde, die hier den Tod fürs Vaterland starben; der Gedanke, was wäre aus meinem Vaterlande, was aus Deutschland geworden, wenn Napoleon hier entscheidend gesiegt hätte, Vorstellungen der Art, die sich mir unwiderstehlich aufdrängten, hatten mich geistig und körperlich erschöpft, und ich legte mich schlafen in demselben Zimmer, in welchem Napoleon die Nacht vom 18ten zum 19ten Oktober hinbrachte. Dies war im Hôtel de

Prusse auf dem Roßmarkt, vor dem Petersthor. Ich hätte den Besiegten wohl damals beobachten mögen.

Da ich meinen Bruder aus Merseburg nach Leipzig beschieden hatte und dieser frühestens zur Mittagszeit eintreffen konnte, so machte ich einen Spatziergang um die Stadt, in den vortreflichen Anlagen, die durch ihre große Mannigfaltigkeit ungemeines Vergnügen gewähren. Sie haben fast gar nicht gelitten, wenigstens ist jetzt fast alle Spur von Verwüstung vertilgt; nur an einigen Bretterzäunen fand ich noch Spuren vom Blut der an ihnen getödteten Menschen.

Du weißt, daß ich am 19ten Oktober, kaum eine Viertelstunde nachher, als Leipzig mit Sturm genommen war, mit in die Stadt zog; in der Vorstadt war das Gedränge so groß, daß mein Pferd auf die sterbenden Menschen trat, die in ihrem Blute sich in den Straßen wälzten; einzelne Franzosen schossen noch aus den Fenstern, stürmend stürzten die einrückenden Soldaten in die Häuser und warfen jene herab; am ärgsten war das Gedränge im Stadtthor, hier sammelten sich einrückende Truppen, Gefangene, Bürger aus der Stadt, eine unbewegliche Masse; plötzlich kam das Geschrei, die Franzosen kehren zurück, weil einige französische Granaten in die Stadt fielen; nun wollte alles wieder in die Vorstadt, und ich wäre ohne Zweifel erdrückt worden, hätten nicht Baschkiren, die zu Wittgensteins Corps gehörten und mich kannten *), mich in ihre Mitte genommen und mich

*) Ich hatte, unter andern, die Nacht nach der Schlacht bei Lützen hinter Zwenkau mit ihnen bivouaquirt, wo sie

glücklich gerettet. So schrecklich auch diese Lage im Thor war, so trug sich doch dabei etwas zu, was mich wegen des Contrastes trotz meiner Traurigkeit herzlich lachen machte. Im Thor befand sich unter andern ein Leipziger Bürger, der dem Aeußern nach ein Schneider seyn mochte; er war hart an die Wand gedrängt und sein Gesicht sprach sehr deutlich die Angst aus, die sein Inneres durchbebte; neben ihm stand ein russischer Lieutenant von der Infanterie, der mit einigen Soldaten Gefangene hinausführen wollte. In gebrochenem Deutsch fragte er den Leipziger, ob man in der Stadt alles bekommen könne. Der Leipziger bejahte dies. Auch Mädchen? fragte jener weiter. O mein Gott heute alles, alles, sagte der geängstigte Schneider, mit einer Miene von Hingebung, die sich nicht beschreiben läßt.

Nenne es meinetwegen Schwäche, ich konnte dem Hange nicht widerstehen, das Schlachtfeld wieder zu sehen, auf welchem vom 14ten bis zum 19ten Oktober gestritten wurde, und zwar da, wo ich selbst gegenwärtig war. Mit allen Einzelnheiten will ich Dich nicht unterhalten, aber zwei Punkte will ich doch ausheben, die mir

---

es mir erlaubten, mich an ihrem Feuer zu wärmen und mich mit aller Freundlichkeit einluden mit ihnen Pferdefleisch zu essen, was sie so eben gebraten, und als ich dies ausschlug, brachten sie mir späterhin ein Stück von der Pferdeleber, die sie in der Asche geröstet und ein Stück von einer Wurst, die sie aus dem Fett des Pferdes, das sie in die so obenhin gereinigten Gedärme gestopft, verfertigt, und zeigten mir durch Geberden, es sey ein großer Leckerbissen. —

vorzüglich wichtig schienen. Als am 16ten schon der Angriff begonnen, ritt der Graf Wittgenstein von Marienborn vor, um zu sehen, welchen Erfolg die Angriffe hätten, und ich befand mich in seinem Gefolge. Wir nahmen den Weg gegen Probstheyda, wurden aber sehr stark von Kanonen begrüßt. Der Graf ritt hierauf mit seiner Suite links und ich hinter Marienborn zurück, weil ich es für thöricht hielt, mich da, wo ich nichts zu schaffen hatte, ohne Noth in Gefahr zu begeben. Die Kanonade ward stärker, Marienborn ward stark beschädigt, und selbst hinter dem Dorfe ward ein hölzerner Schuppen, in dem arme Verwundete lagen und bei dem ich eine kurze Zeit hielt, von französischen Kugeln zusammen geschossen. Dies bewog mich, noch weiter zurück zu gehen und mich einem Hügel zu nähern, auf welchem der Kaiser Alexander, der König von Preußen, der General Schwarzenberg mit ihrem Gefolge standen. Ich war ungefähr funfzig Schritt von ihnen abgestiegen, lehnte mich an mein Pferd, stopfte mir eine Pfeife und war im Begriff Feuer anzuschlagen, als ich bemerkte, daß eine vor uns etwas zur Linken aufgefahrne russische Batterie zu schießen aufgehört hatte; ich theilte einem neben mir stehenden russischen General meine Bemerkung mit, der meinte, dies könne wohl daher rühren, daß die Batterie vorwärts rücke. Kaum aber hatte er zu reden geendet, als wir sahen, daß französische Kavallerie (nachher erfuhren wir unter Befehl von Murat) hier durch brach und gerade auf uns loskam. Ich sehe noch die Eil mit der alles zu Pferde war. Die Sache hätte allerdings gefährlich werden können, wenn die Franzosen einen schmalen Damm, der

zwi-

zwischen zwei sumpfigen Seen lag, ungehindert passirt wären; allein hier hielten sie die russischen Garde-Kosaken auf, und gaben österreichischer Kavallerie Zeit herbei zu kommen und die Franzosen zurückzuweisen. — Es war nur ein Augenblick, in dem ich fürchtete die Schlacht könnte verloren gehen, aber welch ein schmerzlicher Augenblick! —

Der zweite mir merkwürdige Punkt war nicht fern von einer Ziegelscheune, nahe an der Vorstadt Leipzigs auf dem Wege von Borna nach dieser Stadt, auf einer ziemlichen Anhöhe von welcher man die nahen Umgebungen Leipzigs von dieser Seite sehr genau übersehen konnte. Kaiser Alexander und der König von Preußen hielten auf dieser Anhöhe. Blücher und der Kronprinz von Schweden bestürmten von andern Seiten die Vorstädte; wir sahen deutlich, wie das Feuer des Geschützes und des kleinen Gewehrs sich der Stadt immer mehr näherte; endlich erschien ein sächsischer Offizier und brachte den Antrag von Seiten Napoleons, er wolle Leipzig räumen, den sächsischen Truppen erlauben zu bleiben, wenn man der französischen Armee gestatten wolle, mit ihrem ganzen Train ungehindert abzuziehen. Kaiser Alexander schlug dies Anerbieten rund ab; „ich habe, sagte er, noch Geschütz und Mannschaft genug, um Leipzig einzunehmen;“ und nun erhielten mehrere russische Regimenter und die preußische Artillerie unter dem Prinzen August Ferdinand Befehl vorzugehen. Im Geschwindschritt eilten sie auf den Kampfplatz, und als sie am Fuße des Hügels vorbeimarschirten, worauf die Monarchen standen, riefen sie

diesen jauchzend ein „Hurrah", als gingen sie zum Tanz, und nicht zur Blutarbeit. — Wie herzlich freute ich mich, als bald darauf die Nachricht kam, Leipzig sey genommen, so daß also von diesen wackern Leuten Niemand seine Treue durch sein Blut zu besiegeln genöthigt war.

So ausführlich auch die damaligen Zeitungen und Flugblätter das Gewirr und den Greuel in Leipzig und seinen Umgebungen, während des Sturms und gleich nach demselben, dargestellt, so sind diese Darstellungen noch immer weit hinter der Wirklichkeit zurück. Rund um die Stadt, sowohl in den Haupt- als in den Nebenwegen des Spatziergangs, war ein eng verfahrner Kranz von französischen Kanonen, Pulver- und Bagagewagen und nur der Eingang nach den Stadtthoren, war frei geblieben; in allen Gängen, in allen Straßen der Vorstadt traf man Todte, Sterbende an Wunden oder vor Hunger, und Blessirte die um Mitleid flehten; über Leichname von Menschen und Pferden mußte man steigen, um zur Stadt zu gelangen; der Mühlgraben war mit todten Menschen und Pferden, mit Wagen und Geschütz, so angefüllt, daß das Wasser nicht fließen konnte und die Mühlen standen. — Selbst die reichsten Einwohner hatten einen oder mehrere Tage kein Brodt; einer meiner Freunde machte einem der angesehensten Banquierhäuser mit einigen Brodten, welche er ihm aus Borna mitbrachte, ein sehr erwünschtes Geschenk.

Nach Verlauf einiger Tage ward der verpestende Geruch von den vielen modernden Leichnamen und von

den schwer Blessirten, die auf den Straßen lagen, unleidlich, und ich dankte dem Himmel, daß es mir vergönnt war, vor dem Thore auf dem Roßplatz zu wohnen, wo die Luft etwas reiner war. Ich vermied so viel wie möglich in die Stadt zu gehen, wo man überdies nur Scenen des Jammers erblickte. Rüstwagen voll Leichen geladen, deren nackte Arme und Beine herausragten; gespensterähnliche Gerippe die in dem Kehricht nach Kohlstrünken oder anderem Küchenwegwurf suchten, um ihren Hunger zu stillen. Doch genug des Jammerbildes; Fluch dem Urheber aller dieser Greuel! —

Wenn ich mich damals von meinem Schmerzgefühl ein wenig erholen wollte, stellte ich mich an das Fenster meines Gasthofes, und sahe die den Franzosen abgenommenen Kanonen auffahren; es waren deren beinahe zweihundert; mehrere darunter waren Seegeschütz. Der Anblick dieses offenbaren Beweises des deutschen Sieges und des gedemüthigten Feindes erhob meine Brust; ich labte mich an den stolzen Gedanken, auch den Deutschen, von Geburt und Gemüth anzugehören. Doch hätte die Nähe dieser Siegesbeute uns bald gefährlich werden können. Mehrere Neugierige, worunter viele mit brennenden Pfeifen, besahen die Kanonen, lasen die auf denselben befindlichen Namen, und kramten in den an den Kanonen befindlichen kleinen Kasten umher. Wie, wenn in diesen Kasten noch Pulver vorhanden wäre? dachte ich, und ging hinunter um zu untersuchen, und siehe, ich fand mehrere solcher Kasten voll gefüllter Granaten. Mit Mühe gelang es mir, einen preußischen Artillerieoffizier

aufzufinden, der es übernahm, diese gefährlichen Dinge von dort wegschaffen zu lassen.

So viel auch schon über die Völkerschlacht bei Leipzig geschrieben, so ist doch wohl noch keine vollständige Relation von derselben vorhanden. Ich bin nicht Kriegskundiger, um zu entscheiden, ob Napoleon in derselben als Feldherr gefehlt; doch scheint mir, das, was der Verfasser der Schrift: Auch ein Wort über die Schlacht bei Leipzig, (ein einsichtsvoller Krieger der in Dessau lebt) über diesen Gegenstand sagt, sehr treffend. Uebrigens muß ich Dir nur gestehen, daß mir die Berichte der Feldherren (es giebt ehrenvolle Ausnahmen!) über die von ihnen gelieferten, gewonnenen oder verlornen Schlachten, in mancher Hinsicht den Krankheitsgeschichten gleichen, die Aerzte von ihren Kuren bekannt machen. Ist der Kranke genesen, so haben sie alles vorhergesehen, allem vorgebeugt, etwanigen Fehlern gleich abgeholfen, und dem Zufall verdanken sie wenig oder nichts; ist der arme Kranke gestorben, so zeigen sie durch die Obduction des Leichnams ganz unwidersprechlich, daß der Kranke unmöglich leben konnte, daß unvorherzusehende Umstände das Uebel tödtlich machten, daß sie die Krankheit immer gehörig beurtheilt haben, und die Schuld des Todes ihnen nicht zukomme. — Wer denkt hierbei wohl nicht an Bonaparte's Relation von der Leipziger Schlacht, und dem fatalen Sappeur, der die Brücke zu früh sprengt? Dem kürzlich verstorbenen Prinzen von Ligne gab dies Gelegenheit zu einem Wortspiel, was ich Dir hersetzen will, weil Du es vielleicht noch nicht kennst:

C'est pour la premiere fois que Buonaparte parle de sa peur.

Doch über das damalige Leipzig hätte ich beinahe das gegenwärtige vergessen. Du weißt, wieviel Beweise von Liebe und Anhänglichkeit an Preußen die Einwohner dieser Stadt ehemals gaben; wie sie sich der armen Verwundeten nach der Schlacht von Lützen angenommen, wie sie dieselben, mit Gefahr von den Franzosen gemißhandelt zu werden, von dem Schlachtfelde hineingeholt, in ihren Wohnungen verborgen, und sie gepflegt haben (mir sind selbst solcher Beispiele mehrere bekannt), wie sie sich der armen, auf eine schändliche Weise Gefangenen vom Lützowschen Corps erbarmt, sie versteckt und fortgeholfen haben. Jetzt fand ich die Stimmung der Einwohner fast durchaus anti-preußisch; nicht bloß, daß sie mit Heftigkeit und Bitterkeit sich in ihren Gesprächen gegen Preußen und dessen Regierung äußern, sondern sie haben auch bei der Erleuchtung der Stadt, als der König von Sachsen wieder nach Dresden zurückgekommen, sinnbildlich und nicht-sinnbildlich, auf eine sehr gehässige, ja an einigen Orten unanständige Art, ihren Unwillen gegen den Nachbarstaat ausgedrückt *). Napoleon, den sie früherhin mit uns verabscheuten und zu allen Teufeln wünschten, ist wieder der Gegenstand ihrer Liebe und sie erblicken in ihm den Retter Sachsens, weshalb sie auch ungescheut ihre Wünsche für das Glück seiner

*) Die Polizei ließ einige dieser Inschriften, die auffallend pöbelhaft waren, wegnehmen.

Waffen aussprechen, und Blüchers und Wellingtons Sieg bei belle alliance herabzusetzen sich bemühen. Der Grund dieser Sinnesänderung ist nicht schwer aufzufinden; er ist die Theilung Sachsens. Bei vielen ist nicht Anhänglichkeit an Friedrich August, den sie ehedem selbst schwer beschuldigten; nicht Abscheu vor preußischer Herrschaft und Liebe zu dem angestammten Fürstenhause, oder Mißbilligung der auf dem Wiener Congreß befolgten Maxime der Unterthanenaustheilung, sondern bloß der Umstand, daß Sachsen seine Integrität verloren, die Ursach ihres Zorns; und verhehlen kann man es sich nicht, daß dieser Wunsch der beizubehaltenden Integrität Sachsens, selbst durch Schriften von Staatsbeamten, wo nicht hervorgerufen, doch genährt wurde, daß man den Sachsen starke Hoffnungen dazu machte, die freilich nun getäuscht sind. Manches in der neuesten Geschichte muß freilich dem Layen, der in den Geheimnissen der Kabinetter nicht eingeweiht ist, so lange ein unauflösliches Räthsel bleiben, bis die Zukunft auch ihm das Verborgene ans Licht bringt. So blutig auch Napoleons Wiedererscheinen auf der politischen Schaubühne ist, so hat es doch auch vielleicht schon manches Böse gehindert, und es wird, hoffe ich, auch noch gute Früchte tragen!

Ich habe diesmal in Leipzig etwas bemerkt, was mich in Verwunderung versetzte, weil ich es durchaus nicht erwartete. Meine Reisegefährten wollten einige Dinge kaufen, allein, da es schon zwölf Uhr war, fanden sie die Kaufläden verschlossen, und man sagte uns, daß

es in ganz Leipzig Sitte sey, die Läden von zwölf bis halb zwei Uhr zu verschließen, weil man in dieser Zeit zu Mittag esse. Wer hätte diese Kleinstädterei in einer so großen Meßstadt erwarten sollen! Aber auch die Polizei visirt in dieser Zeit die Pässe nicht, der Fremde mag noch so große Eil haben; Essen geht allem andern vor.

Ein Berliner Buchhändler benutzte die Peinlichkeit der Leipziger Einwohner, wenn sie die Glocke der Nickels- (Nicolai) Kirche zwölf schlagen hören, um seine Geschäfte mit einem Paar großen Schwätzern, bei denen er sonst einige Stunden verlohr, schneller zu Ende zu bringen; er ging, um mit ihnen abzurechnen, um halb zwölf Uhr zu ihnen und war sicher, nicht viel später, als zwölf, sein Geschäft geendigt zu haben.

Dritter Brief.

Gotha.

Da bin ich denn wieder zu meiner großen Freude bei meinem lieben Postmeister Schäfer in den drei Mohren; in einem Gasthause, das mit Recht zu den ersten Deutschlands gezählt wird, und will ein Stündchen anwenden um mit Dir zu plaudern.

Der Weg von Leipzig führt über das Schlachtfeld von Lützen, an welches sich so manche Erinnerungen knüpfen. Von den Pappeln, welche man um den Stein gepflanzt, wo Gustav Adolph blieb, stehen nur noch zwei, die andern sind durch die blutschänderischen Hände der Franzosen umgehauen, die im Schwindel des Hochmuths alles vernichteten, was an fremde Größe erinnern konnte.

Der unglückselige dreißigjährige Krieg! Es wird dem Geschichtskenner nicht schwer werden zu zeigen, daß seine unglücklichen Folgen sich noch bis auf unsere Zeiten erstrecken.

Die letzte Schlacht bei Lützen wird gleichfalls in der Weltgeschichte merkwürdig bleiben. Freilich gelang es den Preußen und Russen, ungeachtet ihres enthusiastischen Muthes und ihrer ausdauernden Tapferkeit, nicht, Napoleon zu schlagen (es stand in dem Buche des Schicksals, daß Deutschlands, daß Europas Errettung noch mehr Blut und Leben kosten sollte), die Ueberzahl seiner Truppen verhinderte dies, man mußte, als der Vicekönig noch sein Heer mit dem Seinigen vereinte, sich zurückziehen *); aber diesen Vortheil erkaufte Napoleon sehr theuer, und die Preußen und Russen machten einen bewundernswerthen Rückzug, die erstern selbst ohne Verlust von Geschütz. Ich habe diesem Rückzuge selbst beigewohnt; niemand hatte den Muth verloren; keiner, selbst der schwer Verwundeten, der nur irgend im Stande war, sein Gewehr zu tragen, ging ohne dasselbe. Oft hat mir ein solcher Anblick eine Thräne ins Auge gelockt.

Späterhin kann das Publikum vielleicht eine genauere Beschreibung der Schlacht erwarten; das beste, was bis jetzt darüber erschienen ist, ist vom General von Knesebek; die Darstellung ist ruhig und einsichtsvoll. Man überzeugt sich, daß die Alliirten die Schlacht liefern mußten, selbst wenn sie Gefahr liefen, geschlagen zu werden. Hätten die Alliirten an diesem Tage nicht angegriffen, so wären sie am folgenden gewiß von Napoleon

---

*) Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Napoleon am Abend vor Ankunft des Vicekönigs an einen Rückzug dachte.

unter Umständen angegriffen worden, die für sie weit unvortheilhafter gewesen wären. Nach Wittgensteins Willen sollte die Schlacht viel früher angehen, und dann wäre vielleicht der Vortheil schon früher für die Alliirten entschieden gewesen, ehe der Vicekönig von Italien, der sich bei Leipzig mit dem wackern General Kleist herumschlug, zur Unterstützung herankommen konnte; unvorhergesehene Umstände verzögerten den Angriff, auch fand eine verschiedene Ansicht der Lage der Dinge bei Wittgenstein und Blücher statt. —

Die Brücke bei Weißenfels über die Saale, welche von den Franzosen nach der Schlacht von Leipzig abgebrochen war, ist wieder hergestellt.

Naumburgs Lage im Saalthal gehört zu den freundlichsten und lieblichsten in Deutschland; die wellenförmigen Hügel, die den hier ziemlich breiten Fluß einschließen, mit ihren Weinstöcken und ihren Winzerhäuschen geben dem Ganzen eine große Anmuth; vorzüglich schön ist die Aussicht aus dem Schießhause vor der Stadt, das sonst ein Vergnügungsort der Einwohner war, aber seit der Franzosenzeit in eine Kaserne und ein Lazareth umgewandelt und ein Ort des Greuels geworden ist. In Naumburg war Messe und der Markt mit Buden angefüllt, allein ich habe wenig Waaren von Werth dort gesehen, die meisten Verkäufer waren Juden, die mehr einen Kleinhandel trieben. Es führt diese Messe den seltsamen Namen der Windbeutel-Messe, von einer Art Kuchen, die in großer Menge feil geboten werden, und die man mit diesem Namen belegt. — Es

schlug eben zwölf Uhr Mittags als ich auf dem Polizeibüreau erschien, um meinen Paß visiren zu lassen, der Thürsteher verweigerte mir den Eintritt, weil es so eben Essenszeit sey; als ich ihm aber sagte, in den ältern preußischen Provinzen halte man Reisende, einer solchen Ursach wegen, nicht auf, so gestattete er mir den Eintritt, und mein Paß ward mit Artigkeit visirt.

Der Weg führt längs der Saale bei der Schulpforte vorbei, einer der ältesten Schulanstalten Sachsens, welche gleichfalls jetzt an Preußen gekommen ist. Hier lehrte ehemals der berühmte D. Faust. Eine hohe Mauer umschließt das Institut, und giebt ihm dadurch ein klösterliches Ansehen; aber außerhalb dieser Mauer ladet eine herrliche Natur, waldige Höhen und lachende, üppige Wiesen, zum frölichen Genuß ein, und man begreift leicht, wie der Schüler in Göthe's Faust sich aus den Sälen von den Bänken, wo ihm vergeht Sehen, Hören und Denken, in die freie Natur hinaus sehnt.

Gleich hinter der Schulpforte kömmt man zu dem romantischen Kösen mit seinen Gradirwerken. Der Verlust dieser Salzwerke ist für Sachsen sehr empfindlich, denn ob gleich die hier gewonnene Sole gradirt werden muß, um mit Vortheil versotten zu werden, so gab sie doch unter dieser Bedingung eine ziemlich reiche Ausbeute; jetzt muß Sachsen, da es alle seine Salinen verloren hat, alles Salz kaufen, und es befindet sich in dieser Hinsicht fast in einer noch üblern Lage, als sich Preußen durch den Tilsiter Frieden befand, das doch noch die,

wenn gleich wenig ergiebigen, Salzwerke von Colberg behielt, auch wohlfeiles Seesalz einhandeln konnte *).

Der ziemlich beträchtliche Berg unmittelbar hinter Kösen ist für den Reisenden eine Quaal, so schlecht ist der über ihn führende Weg; ich kenne ihn seit Jahren in diesem bösen Zustande, und es gehört mit zu den Klagen gegen die ehemalige sächsische Regierung, daß sie diese so befahrne Straße, die Frankfurt am Main und Leipzig verbindet, nicht mit mehrerer Sorgfalt beachtet.

Auffallend ist es, daß in der Geschichte der neueren Zeit der Paß von Kösen, der selbst dem Allerungeübtesten als leicht zu vertheidigen erscheint, zweimal nicht gehörig besetzt worden ist, und dadurch großen Schaden gebracht hat; das erstemal vor der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstädt, und das zweitemal nach der Schlacht von Leipzig. Ein preußischer Kavallerieoffizier der bei dem Herzog von Braunschweig war, welcher das preußische Heer als Obergeneral befehligte, hat mich versichert, daß er selbst dem Herzog angezeigt, es sey die Brücke von Kösen durch einige Mann französischer Kavallerie besetzt, und sich erboten, diese zu vertreiben und die Brücke zu behaupten; der Herzog aber habe an der Richtigkeit seiner Meldung gezweifelt, weil er es für unmöglich gehalten, daß die Franzosen dort angekommen

---

*) Diese üble Lage für Sachsen ist dadurch vermindert, daß ihm in den Traktaten mit Preußen die Ablassung und Zufuhr seines Salzbedarfs unter den billigsten Bedingungen zugesichert worden. (Spätere Anmerkung.)

seyn könnten. Als er später von seinem Irrthum zurückkam, war die Brücke schon zu stark vom Feinde besetzt, als daß man sie noch hätte forciren können. — Ueber die Schlacht von Jena und Auerstädt liegt noch manches dunkel, das jetzt wohl aufgehellt werden wird, da die neuern Großthaten der Preußen in einem so hellen Lichte strahlen, daß man ihrer alten Unglücksfälle gedenken kann (so rafft sich nur ein Titan auf, wenn ihn das Schicksal zu Boden geworfen); ausgemacht scheint es mir, daß die Ueberzeugung, Napoleon werde nicht Angriffsweise verfahren, eine Hauptursach des Unglücks war, was Preußen betraf.

Aus dieser vorhanden gewesenen Ueberzeugung erklärt sich, warum die Königin von Preußen noch im Lager blieb, als die Franzosen schon im Rücken des preußischen Heers streiften und Magazine verbrannten; so daß sie erst am Tage der Schlacht nach Berlin zurückging und die größte Gefahr lief, gefangen zu werden.

Selbst am Morgen des Schlachttages glaubte der Herzog noch nicht an eine Schlacht; es waren die Vorposten, es waren schon mehrere Kavallerieabtheilungen vom Feinde zurückgeworfen worden; ein dicker Nebel verhüllte den Feind, da ging der Herzog von Braunschweig selbst vor, um zu recognosciren, und hier traf ihn der unglückliche Schuß, der ihn außer Stand setzte, weiter zu befehligen. Hierdurch erklärt sich, wie keine Schlachtanordnung von ihm getroffen, ja nicht einmal der Ort des Rückzugs, im Fall eines Unglücks, bestimmt worden war.

Ich kann nicht umhin, Dir bei dieser Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, welche ich für wahr zu halten, alle Ursach habe. Der unglückliche Herzog von Braunschweig mußte bei dem traurigen Ausgang der Auerstädter Schlacht auch aus seinem Lande fliehen, und ward durch das Hamburger Gebiet nach Holstein gebracht. Er weigerte sich Nahrungsmittel zu nehmen, vielleicht um seinem Leben früher ein Ende zu machen. Man brachte ihm Austern, die er sonst sehr gern aß; er stieß sie von sich und sagte: Weg damit, es sind meine Augen! — Bekanntlich waren ihm die Augen ausgeschossen. Mich ergreift beim Anhören dieser Geschichte allezeit ein Grauen, wie beim Lesen des Shakespearschen König Lear. —

Wären nach der Schlacht bei Leipzig die Höhen von Kösen gehörig besetzt worden, so war es vielleicht um das französische Heer geschehen; allein man erkannte die Wichtigkeit dieses Postens zu spät, und fand, als man ihn besetzen wollte, daß der Feind schon zuvorgekommen.

Ehedem ging der Weg von Naumburg nach Erfurt über Auerstädt, traurigen Andenkens; jetzt fährt die Post über Eckartsberge, nach Weimar und so nach Erfurt, wodurch man aber einen Umweg von einer Meile macht. Will man den nähern Weg, der über Obereilsen führt, nehmen, so muß man bei dem Postmeister schriftlich hinterlassen, daß man Geschäfte halber diesen Weg einschlagen müsse; doch kann man dies nur bei trockenem Wetter thun, weil bei eingetretenem Regen dieser Weg nicht fahrbar ist.

Eckartsberge rief in mein Gedächtniß eine Scene zurück, die ich zu den schauderhaftesten zähle. Einige Tage nach der Schlacht von Leipzig ging ich mit dem P. H. v. P., welcher dem Corps des Grafen Wittgenstein folgte, über Eckartsberge nach Leipzig. Der Weg war noch voller Todte und Halbtodte, die an Wunden oder vor Hunger und Kälte dahinstarben; namentlich waren die Chausseehäuser, deren Thüren und Fenster zerstört und deren Bewohner entflohen waren, damit angefüllt. Voll von diesen traurigen Bildern langte ich in Eckartsberge an, wo ich den Prinzen, der hier sein Nachtquartier nehmen wollte, und später als ich aus Weißenfels aufgebrochen war, erwartete. Um mich zu zerstreuen, ging ich in dem Flecken mit meinem Bruder spatzieren. Ganz am Ende desselben kamen wir zu einem Hause, aus dem uns ängstliches Jammergeschrei entgegen schallte. Ich sahe zum offenen Fenster hinein und erblickte in der Stube mehrere gefährlich verwundete italienische Soldaten, einen mit einem verlornen Arm, einen andern mit einem abgeschossenen Fuß; sie hatten sich in halbverfaultes Stroh eingegraben, und richteten sich in die Höhe, als sie Menschen am Fenster erblickten. Mit brüllendem Geschrei baten sie um Brod und Wasser, klagend über peinvollen Hunger und brennenden Durst. Ein unerträglicher Gestank zwang uns, das Fenster zu verlassen, ich versprach ihnen, ich würde bald wieder kommen und Brod bringen. Wirklich machten wir uns sogleich auf den Weg um Brod zu kaufen, aber so viel Geld wir auch boten, so konnten wir doch keins erhalten, weil bei dem Rückzug und der Verfolgung der Franzosen alles

rein aufgezehrt und weggenommen war, und Niemand sich zu backen getraute; kaum hatte jeder Hausbewohner so viel, um sich und seine Einquartierung zu sättigen. Endlich kam ich zu einer Bäckerin, die mir gestand, sie besitze noch zwei kleine Brodte, aber sie könne keins von diesen hergeben, weil sie und ihre Familie kaum daran genug habe; gegen Abend werde Brod von ihrem Manne gebacken werden, der eben ausgegangen sey, um verstecktes Mehl herbei zu holen. Alles mein Bitten, alles Anbieten reichlicher Bezahlung war lange vergeblich; die Mutterliebe war mächtiger als dies alles. Ich war schon im Begriff zu gehen, als ich bemerkte, daß die Frau schwanger war, und einer baldigen Niederkunft entgegen sahe. Gute Frau, sagte ich zu ihr, Sie sind in einem Zustande, wo Sie der Hülfe Gottes bald bedürfen werden; wollen Sie Ihre Hülfe armen Sterbenden jetzt verweigern. Das wirkte; sie holte eins der Brodte; „meine Kinder, sagte sie, mögen immer ein wenig hungern; auf dem Abend kömmt ja frisches Brod; auch Sie sollen sodann mehr bekommen, wenn Sie wollen.“ — Sehr vergnügt nahm ich das Brod und ging mit meinem Bedienten zu dem Hause, worin sich die Unglücklichen befanden. Ich trat ans Fenster, und fragte, wieviel ihrer wären, um die Vertheilung darnach einzurichten. Es meldeten sich acht. Mein Bedienter schnitt das Brod in acht Stücke, und war im Begriff in das Haus zu gehen und es auszutheilen; plötzlich sprang eine alte Frau auf ihn los und hielt ihn fest, und verlangte mit Ungestüm, daß man ihr das Brod geben möchte, da sie und ihre Kinder schon seit zwei Tagen nichts genossen. Sie sey eine Deutsche

und

und habe deshalb ein Vorrecht vor den Feinden des Vaterlandes; diese treffe nur die gerechte Strafe des Himmels, denn sie hätten, als sie dort in Quartier gelegen, das Brod, wenn es bloß mit Butter bestrichen ihnen gereicht worden, mit Füßen getreten. Es kostete mir sehr viele Mühe sie zu beschwichtigen und sie dahin zu vermögen Geld von mir zu nehmen, um sich den Abend bei der oben genannten Bäckerin Brod zu holen. Als wir uns von der alten Frau losgemacht hatten, ging mein Bedienter in das Haus, um das Brod zu vertheilen, aber er kam augenblicklich zurück, weil ihm beim Oeffnen der Stubenthür ein ganz unausstehlicher Dampf entgegen schlug, der ihm fast die Besinnung raubte. Nichts konnte ihn bewegen, wiederum hinein zu gehen, und so war man denn genöthigt, den Verwundeten das Brod durchs Fenster hinein zu werfen. Hier entstand nun eine Scene, welche in Dante's Hölle einen Platz verdient hätte. Es krochen die Verstümmelten, mit blutigen Gliedern, ein schauderhafter Anblick! aus dem Stroh hervor, rissen sich begierig einander die Brodstücke weg, schlugen sich mit den Fäusten, und schrieen und fluchten — endlich krochen aus der an der Stube befindlichen Kammer drei andere Kerle, die ihre Füße in der Schlacht verlohren hatten, auf den Händen herein, und baten heulend um Brod, und geriethen in wilde Verzweiflung, als nichts mehr für sie vorhanden war. — —

Ich machte den Bürgermeister des Orts auf diese gräßliche Scene aufmerksam, und er ließ die eilf Menschen, auf mein inständigstes Bitten, noch an demselben

Tage abholen, und in ein anderes Lokal bringen; es starben aber schon mehrere während des Transports, und die andern wurden alle von dem Arzte für unheilbar erklärt, weil ihre Wunden schon brandig geworden waren.

Weimar ist einer meiner Lieblingsörter in Deutschland; es mag wohl seyn, daß zu dieser Vorliebe dunkle Vorstellungen vergangener Zeiten beitragen, denn während meines Studirens in Halle machte ich einmal mit meinem Freunde und damaligen Lehrer, dem jetzigen russischen Etatsrath Jakob eine Reise nach Jena, Weimar und Gotha; und mit einer Art religiösen Gefühls erinnere ich mich der ersten persönlichen Bekanntschaft der um Deutschlands Literatur so hoch verdienten Männer, Wieland, Göthe, Schiller, Herder und Bode (des unübertrefflichen Uebersetzers des herrlichen Montaigne); allein auch ohne diesen Nimbus früher Jugenderinnerung, der bei mir Weimar umstrahlt, hat diese Stadt ungemein viel Vorzüge. Ihre eigene Lage ist zwar eben nicht ausgezeichnet schön — obgleich die Stadt, wenn man von Leipzig kömmt, und man sie von dem mit einem schönen Wald von Laubholz geschmückten Berge am Fuße desselben erblickt, mit ihren Thürmen und dem herrlichen Schlosse und seinem Garten und der zu demselben über die Ilm führenden steinernen Brücke sich recht artig ausnimmt — allein die Saalgegenden in ihrer Nähe, Jena, Dornberg, Naumburg, Schulpforte, Weissenfels gehören anerkannt zu den reizendsten Deutschlands. Ferner gewährt ihr die geringe Entfernung von bedeutenden Städten: Jena,

Naumburg, Leipzig, Halle, Merseburg, Erfurt, Gotha u. s. w. einen sehr großen Vortheil. Auch hat die Kultur und die Lebensweise der Einwohner sehr viel Lobenswerthes; der in Weimar sich aufhaltende Hof verbreitet in der Stadt größern Wohlstand; durch den geläuterten Geschmack desselben hat sich auch der Geschmack des Publikums gehoben und gebildet; die Einwohner besuchen für eine große Kleinigkeit wöchentlich mehreremal das Schauspiel, das unter der Leitung von Göthe, welcher sich mit warmer Liebe der Sache annimmt, troz mancher äußern Beschränkung doch zu den ersten Deutschlands gehört; ein schöner Park in der Nähe des Schlosses, der jedermann offen steht, gewährt im Sommer treffliche Spaziergänge; im Winter veranstaltet der Hof Concerte, und endlich so hat das Daseyn der ersten schönen Geister und die Bekanntschaft mit ihren Kunsterzeugnissen fast in allen Einwohnern, die nicht zur niedrigsten Klasse gehören, Liebe zu ästhetischen Werken erweckt. So klein der Hof auch ist, so hat er doch nichts kleinliches und beengendes in seiner Nähe, wenn er gleich durch sein Daseyn höhere gesellschaftliche Bildung erzeugt. Ich brachte vor mehreren Jahren einen Abend auf dem Schützenplatz zu, wo in buntem Gewühl Menschen aus allen Klassen sich frölich durcheinander bewegten, und wo der Herzog selbst mit seiner Familie gegenwärtig war; ihre Gegenwart störte Niemandes Freude, schien sie vielmehr zu erhöhen, aber ich kann auch mit Wahrheit betheuern, daß ich, troz der Menschenmasse und der so leicht zu Ausschweifungen verleitenden Dunkelheit, doch nirgends pöbelhaften Muth-

willen wahrgenommen; so viel wirkte die Liebe zu ihrem Fürsten und seiner Familie. Aber diese liebevolle Anhänglichkeit verdient auch der Großherzog und sein Haus; selbst seine fremde Schwiegertochter, die edle Großfürstin Maria, hat durch ihre Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit und Charakterhaltung sich die Liebe und Achtung aller Unterthanen im höchsten Grade erworben. Mit wieviel Zartgefühl und mit wieviel Würde wußte sie sich gegen Napoleons Gesandten in Weimar zu benehmen! Sie gab ihm keine Ursach zu irgend einer Klage, ohne doch ihrer Würde das Geringste zu vergeben. Ich machte die Bekanntschaft dieser vortrefflichen Fürstin 1806 in Pyrmont, wo sie damals mit unserer verewigten Königin den Brunnen trank. Mit stiller Rührung gedenke ich der Scenen der liebevollen, innigen Freundschaft beider Frauen, deren Zeuge ich oft war. Die unvergeßliche Königin nannte diesen Aufenthalt ihr Idyllenleben; es war der Sonnenuntergang ihres Glücks; schon zog sich am politischen Himmel ein furchtbares Ungewitter zusammen, die Nacht des Unglücks und der Erniedrigung Preußens brach ein. — Die edle deutsche hochgesinnte Frau sollte nicht einmal das Morgenroth des neu anbrechenden Glückstages erleben. Wer sie näher kannte, wer wußte, wieviel sie geduldet, wieviel sie gewollt, der rief gewiß, wie ich, als er Kunde von der Rettungsschlacht von Leipzig erhielt: ach, daß Sie diese Begebenheit nicht erlebte! —

Den Todten werde Gerechtigkeit! Man hat sehr oft in Schriften behauptet, es habe die verewigte Köni-

gin vorzüglich dazu mitgewirkt, daß 1806 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausgebrochen sey, und doch ist diese Behauptung völlig unrichtig. Wahr ist es, sie gehörte zu denen, welche überzeugt waren, man könne nur durch kräftigen Widerstand sich Napoleons Ketten entziehen; sie wünschte 1805, daß Preußen mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache machen möchte, und der Krieg 1806 war ihr nicht unwillkommen, aber herbeigeführt hat sie ihn keinesweges. Sie hatte ihrer Gesundheit wegen gewünscht, während ihres Aufenthalts in Pyrmont, gar keine Kenntniß von politischen Gegenständen zu erhalten, so daß in ihrer Gegenwart selbst Gespräche darüber vermieden wurden. Erst auf ihrer Rückreise nach Berlin erhielt sie in Magdeburg eine Estafette, die ihr, wie ich unbezweifelt gewiß weiß, ganz unerwartet die erste Nachricht brachte, der Krieg zwischen Preußen und Napoleon sey unvermeidlich!

Ein geheimes Grausen überfällt mich jedesmal, so oft ich Erfurt betrete; hier feierte Napoleon seinen höchsten Triumph, und — — — — — ich schäme mich, den folgenden Satz nieder zu schreiben: — die Völker haben ihm, dem Tyrannen, nie gehuldigt, aber Fürsten. Napoleon kannte das eitle, ehrgeizige französische Volk sehr gut; er wußte, es schmeichelte der Franzosen Eitelkeit andere Beherrscher in Demuth dem Mann huldigen zu sehen, dem sie sich unbedingt unterwarfen. Tausend Anekdoten könnte man erzählen, um die Wahrheit dieser Behauptung darzuthun. Talma, den er mit andern Schauspielern von Paris kommen ließ, um in

Erfurt zu ſpielen, ſagte einem ſeiner Freunde, nach ſeiner Rückkehr: Napoleon m'avait promis de jouer devant un parterre de Rois, et il a tenu parole. —

Die Wachen mußten den regierenden Häuptern militäriſche Ehre bezeigen, die aber nach dem Range unterſchieden war; zuweilen verſah man ſich, und einem Könige ward kaiſerliche Ehre erwieſen; unwillig riefen die Soldaten ſodann: ce n'est qu'un roi. —

Ein Franzoſe ſagte zu einem meiner Bekannten im Schauſpiel: Il y a ici des rois de toutes sortes, des petits, des grands, des énormes.

Man hat eine Begebenheit erzählt, die das Verhältniß Napoleons und ſeiner Creaturen ſehr charakteriſirt, und die in obige Zeit fällt. Der Herzog von Weimar hatte Napoleon zu Ehren eine Jagd angeſtellt; die fürſtlichen Herrſchaften ſtanden auf einer Erhöhung, und das Wild wurde vor ihnen vorbei getrieben; Napoleon ſchoß unvorſichtig, und traf Maſſena ins Auge. — Pardon, Maréchal, war alles, was er zu ſeiner Entſchuldigung ſagte. — Daß Maſſena Napoleon nicht leiden konnte, wer zweifelt daran; unerſättliche Habſucht und ſchmutziger Geiz waren es, die ihn an ihn feſſelten.

Der hölzerne Obelisk, den elende Schmeichelei dem franzöſiſchen Kaiſer auf dem Markte in Erfurt errichtete, iſt verſchwunden; die Einwohner zündeten ihn bei Annäherung der Preußen an, und feierten dadurch den Einzug derſelben; ſchon vor der Schlacht bei Leipzig hatte man des Nachts Verſuche gemacht, ihn herunter zu reißen.

Ich hielt mich nur so lange Zeit in Erfurt auf, als nöthig war, meinen Paß visiren zu lassen; der Postmeister Silber, der zugleich Besitzer des Gasthofes zum Kaiser war, ist todt. Aerger über die Schändlichkeit der Franzosen, zog diesem braven Patrioten, einem geborenen Preußen, ein Nervenfieber, und dadurch den Tod zu; er bestimmte mich sonst gewöhnlich, in Erfurt einige Zeit zu verweilen, weil er mit unendlicher Mühe und Sorgfalt sich Nachrichten über den Zustand der französischen Heere und der Lage der Dinge zu verschaffen wußte. Ich kenne unter den Postoffizianten Deutschlands viele, sehr viele, welche sich durch reinen Patriotismus und durch Eifer für die gute Sache auszeichnen; Schade, daß man von dem Eifer dieser Männer nicht den Gebrauch gemacht, den man davon hätte machen können!

Man arbeitet an Vergrößerung der Festungswerke, namentlich an einen bedeckten Gang, der die Cyriaksburg mit dem Petersberg verbinden soll. — Wie wußten die Franzosen beide zu vertheidigen! wie schändlich übergab man sie, nach der Auerstädter Schlacht, vom panischen Schreck gelähmt. — Preußens Generale hielten sich und das Heer für unüberwindlich, sie wurden besiegt, und das Unerwartete des Unglücks raubte den meisten die Besinnung. Nur wenige, ein Blücher, ein Scharnhorst unterlagen der allgemeinen Bestürzung nicht.

Erfurt ist ziemlich menschenleer, trotz des fruchtbaren Gartenlandes worin es liegt. Aus Berechnungen ergiebt sich, daß es selbst vor dem Franzosenkriege, also in der

blühendsten neuern Zeit, noch bei weitem nicht so viel Einwohner besaß, als vor dem dreißigjährigen Kriege. — Man schlägt gewöhnlich den Verlust im Kriege zu gering an, weil man vergißt, daß die, welche in demselben bleiben, die blühende Jugend der Nation sind, und daß also in jedem Einzelnen Generationen untergehen; (Frankreich fühlte, nachdem der Krieg über achtzehn Jahre gedauert, daß der Conscriptionsfähigen viel weniger waren,) daß der Krieg arm macht und Heirathen hindert; daß er die Unkeuschheit befördert und so der Vermehrung schadet.

Der Haß der Einwohner Erfurts gegen die Franzosen und ihre Anhänger und Helfershelfer ist ungemein groß; sie haben aber auch ungemein viel durch sie gelitten. In den Franzosen kochte nach der verlornen Schlacht von Leipzig schwarzer Groll, dem sie auf mancherlei Weise, oft auf eine recht muthwillige Art Luft machten. So beschossen sie, aus bloßem Muthwillen, von der Cyriaksburg, Postwagen, die in weiter Entfernung von der Stadt fuhren; warfen Bomben nach den Häusern vor den Thoren, wo die Erfurter sich zu vergnügen pflegten; durch eine derselben verlor der Wirth eines dieser Häuser seine beiden Füße, und starb einige Stunden darauf. Vorzüglich sind die Einwohner gegen die Mitglieder der ehemaligen französischen Polizei aufgebracht, die sich noch in ihren Mauern befinden, und von deren Niederträchtigkeit selbst rechtliche Männer viel Beispiele mir erzählten. Einen der vornehmsten dieses Gesindels wollte das Volk, als er nach Magdeburg zur

Untersuchung abgeführt ward, zerreißen, und ward nur mit Mühe davon abgehalten; der Ehrenmann ist jetzt freigelassen und lebt verborgen in Erfurt, aber er darf es nicht wagen, sich auf der Straße zu zeigen, weil er Gefahr läuft, ein Opfer der Volkswuth zu werden. Es liegt in der menschlichen Natur, daß man es leichter erträgt, wenn Verdienste nicht belohnt, als wenn Verbrechen nicht bestraft werden.

Gotha imponirt den sich nähernden Reisenden durch das herzogliche Schloß, was zwar nur auf einem mäßigen Berge liegt, der aber doch weit über die Stadt hervor ragt, so daß man dasselbe schon in weiter Ferne sieht.

Ich war anfänglich Willens über Schmalkalden nach Heilbronn zu reisen, und mich nur einige Stunden in Gotha aufzuhalten; aber ein heftiges Gewitter, was uns überfiel, des Postmeisters Versicherung, der Weg über Schmalkalden sey wegen des Regens, der schon seit mehreren Wochen im Gebirge statt gehabt, fast ganz unfahrbar, das Verlangen, mit Freund O. noch länger zusammen zu reisen: dies bewog mich, meinen Plan zu ändern, die Nacht in Gotha zu bleiben, und den folgenden Tag über Fulda nach Frankfurt zu fahren.

Vierter Brief.

Fulda.

Heute zog ich mit einer Colonne Russen hier ein, und wohne mit dem kommandirenden General Pocholska in Einem Hause. Er ist ein sehr artiger, gebildeter Mann, und so sind auch seine Umgebungen; das erste führt gewöhnlich das andere mit sich. Auf dem Wege hat mir mein im vorigen Feldzuge gelerntes na prawa (rechts) na lewa (links) und ein freundliches drest (seyd gegrüßt) viel Gutes gethan; der Russe fügt sich leichter, wenn man ihn in seiner Sprache anredet.

Meinen letzten Brief hast du aus Gotha erhalten: ich habe mich wirklich von den Strapazen meiner Reise bei dem Postmeister Schäffer sehr erholt; Reinlichkeit, gute Aufwartung, gutes Essen und Trinken, Freundlichkeit und Aufmerksamkeit der Diener, und billige Bezahlung zeichnen diesen Gasthof zu den drei Mohren, vor allen in Deutschland aus; aber ich habe auch stets meine Freude am Wirth und seiner Frau, wenn ich sehe, mit welcher Sorgfalt sie, trotz ihrer grossen Wohlhabenheit, ich möchte sagen ihres Reichthums,

für alles selbst sorgen, sich um alles bekümmern, nach allem selbst sehen, und mit Zuvorkommenheit die Wünsche der Gäste errathen. Selbst Schäffers Postillione sind nicht roh, und das will wahrlich viel sagen! Aber er jägt auch jeden ohne Erbitten aus seinem Dienst, der sich irgend einer Unanständigkeit oder Grobheit gegen Fremde hat zu Schulden kommen lassen. —

Auch Schäffer hat bei dem Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig viel gelitten; ein Nervenfieber, in welches er bald nach seiner ersten Genesung wieder verfiel, brachte ihn dem Tod nahe. Er hat durch seine Umsicht, durch seinen deutschen Sinn, durch seine Menschenkenntniß, und die Art, sich in jedem zu zu schicken, durch seine Bekanntschaft mit den französischen Generalen, und durch seine edle Dreistigkeit dem Herzogthum Gotha große Dienste geleistet. Er war von allem was vorging immer sehr gut unterrichtet, und machte für sein Vaterland nützlichen Gebrauch davon. —

Als Buonaparte, nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Leipzig, nach Gotha kam, quartirte er sich mit seinem ganzen Generalstaabe in den drei Mohren ein, weil er sich in der Stadt nicht sicher hielt; anfänglich bezeigte er und seine Umgebung viel Unruhe, nach der Ankunft einiger Adjudanten aber ward man ruhiger, und beschloß, die Nacht und den folgenden Tag dort zu verweilen. Buonaparte befahl, Schäffer sollte zu ihm kommen, dieser, der etwas kränklich war, stellte sich todkrank und sagte den Adjudanten, die ihn zu holen kamen, er könne unmöglich das Bette verlassen. Buonaparte wiederholte

den Befehl, daß er zu ihm kommen sollte mehreremal, und drohte endlich Gewalt zu brauchen. Jetzt ließ sich Schäffer heraufführen und stellte sich, als wolle er jeden Augenblick in Ohnmacht sinken; wahrscheinlich ward dies Buonaparte gemeldet, und er ließ ihm sagen, er solle sich nur wegbegeben, er wolle schon anderweitig die nöthigen Nachrichten erhalten. Darauf ließ er einige Postillione holen, die er selbst in gebrochenem Deutsch befragte; Schäffer aber hatte diesen schon in den Mund gelegt, was sie sagen sollten.

Es giebt der Männer, ja selbst der Frauen in Deutschland viele, die im Stillen kräftig zur Befreiung ihres Vaterlandes mitgewirkt, die, wenn sie gleich nicht selbst mit Hand ans Werk legen konnten, doch zum Guten ermunterten, die Liebe zur edlen Freiheit und den Glauben an die Wiederherstellung einer bessern bürgerlichen Ordnung erhielten, und daraus, daß es eine Menge solcher Deutschen gab, die den Strom der Meinung lenkten, wird erklärbar, wie nachmals so mächtige Dinge so plötzlich geschehen konnten.

Da ich hörte die von Seezen aus Aegypten gesandten Dinge seyen angekommen, auf dem Schlosse aufgestellt und man könne leicht die Erlaubniß erhalten, sie zu sehen, so ließ ich für mich und meine Reisegesellschaft um diese Erlaubniß nachsuchen, und erhielt sie. Wir erfreuten uns der herrlichen Aussicht vor dem Schlosse, das, so wie der Radschin bei Prag, über die ganze fruchtbare Gegend hinblickt. Die ägyptischen Gegenstände befanden sich im dritten Stockwerk, in einem großen

Zimmer, gleich neben dem Wohnzimmer des Herzogs. Ein großer Theil derselben war auf Tischen gelegt, ein anderer lag auf der Erde, und ein anderer war noch nicht ausgepackt; dahin gehören z. B. Mumienkasten, die man nicht eher öffnen will, bis Blumenbach aus Göttingen angekommen. Der Aufseher ist ein Lakay des Herzogs, der ungemein viel guten Willen, aber sehr wenig von den Kenntnissen besitzt, die nöthig sind, eine solche Sammlung zu ordnen. Neues, mir völlig unbekanntes, habe ich nicht angetroffen. Es sind auch türkische und koptische Manuscripte mitgekommen, ob diese von Wichtigkeit sind, kann ich nicht beurtheilen.

Der Speisesaal des Herzogs ist noch mit alten Schenktischen und Pokalen reichlich versehen, und sieht ganz so aus, als hätten die eisernen Ritter noch an demselben Tage darin geschmaust; mit dieser Vorstellung standen zwei riesenhafte Gensd'armen, in ihren weißen Colletten, dreieckigen steifen Hüten, und hohen Reiterstiefeln, die hier die Wache hielten, in seltsamen Contrast.

Den Herzog und sein Seyn und Wirken kennst Du, also nichts von ihm. Man klagt ihn der Verschwendung an. Seine Fehler schreibt man auf Rechnung seiner Mutter. Verdienste hat er um Gotha, durch die Anlegung vortrefflicher Spatziergänge um die Stadt, die, außer schönen Anpflanzungen von Bäumen, noch manche recht gut in die Augen fallende, wenn gleich zuweilen phantastische, Bauwerke enthalten. Man sagt, er habe sein Zeughaus an die Franzosen verkauft, und

das dafür erhaltene Geld zur Anlegung dieser Spazier-gänge verwendet.

Die verwittwete Herzogin beschuldigt man allgemein der Napoleonomanie; man erzählt sich Geschichten von ihrer Reise im mittelländischen Meer, nach Corsika, Elba u. s. w.; von ihrer bei Mürat gefundenen günstigen Aufnahme. Ich wünsche, zur Ehre der Herzogin, daß diese Erzählungen zu den Erdichtungen gehören mögen.

Das Observatorium auf dem Seeberge soll in Verfall gerathen, ich habe es diesmal nicht besucht, weil das Wetter zu schlecht war.

Das Schloß auf dem Berge nennt man den Winterpallast, weil der Hof es gewöhnlich nur im Winter bewohnt; am Fuße desselben, durch eine Straße getrennt, liegt ein anderer Pallast, mit einem kleinen, aber niedlichen Garten, den man den Sommerpallast nennt.

Noch will ich Dir bei dieser Gelegenheit erzählen, daß der verstorbene Herzog von Gotha sich auf einer im großen Garten befindlichen Insel, in bloßer Erde, unter einer Eiche, ohne Sarg und ohne alles Gepränge, begraben lassen, und befohlen, daß man zu dieser Insel keine Brücke schlagen solle.

Die Chaussee nach Eisenach gehört zu den schönsten Deutschlands, man legt den Weg von Gotha bis hierher mit Vergnügen zurück. Die durch das Auffliegen der Pulverkarren in Eisenach zerstörten Häuser sind wieder aufgebaut; aber noch gedenken die Einwohner dieser furchtbaren Begebenheit, und manche betrauern liebe

Todte. Wenn man bedenkt, wie leicht eine Entzündung des Pulvers entstehen kann, und dann sieht, wie im Kriege oft, ohne alle Vorsicht, beim Transport dieses unheilbringenden Gegenstandes verfahren wird, so muß man sich billig wundern, daß doch so selten Schaden geschieht. Der Krieger verliert beim täglichen Gebrauch des Pulvers, und bei der Nähe, in der er sich stets mit demselben befindet, den Gedanken an das Gefahrbringende. Ich erinnere mich einer Scene, deren Andenken mich immer noch grauen macht. Im Jahr 1813 beschloß Graf Wittgenstein von Zerbst aus, die Franzosen, welche aus Magdeburg Streifereien vornahmen und mannigfaltigen Schaden anrichteten, zu züchtigen, und sie in die Festung zurück zu treiben. Er begab sich deshalb mit seinem Generalstaabe und seinen Umgebungen nach Leitzkau, um von dort aus die Operationen zu leiten; die Befehle waren zum Angriff für den folgenden Tag gegeben, es begann aber noch denselben Tag gegen 1 Uhr ein Gefecht zwischen den beiderseitigen Vorposten, was immer weiter um sich griff, und Leitzkau immer näher kam. Dies bewog den Grafen Befehl zu ertheilen, daß die weiter hinter liegenden Truppen aufs schnellste herbei eilen sollten. Er und mehrere der höhern Offiziere stiegen auf einen kleinen Thurm des Schlosses, von dem man die ganze Gegend übersahe. Plötzlich entstand in dem großen Flecken an mehreren Orten zugleich Feuer, vermuthlich von versteckten Franzosen angelegt, um der Besatzung von Magdeburg ein Signal zu geben; die Flamme verbreitete sich mit unglaublicher Hast durch den ganzen Flecken, ganze Straßen standen auf einmal in

Feuer, Rauch und Flamme wälzten sich über das Ganze hin. Alles stürzte vom Thurme herab, um zu sehen, was zu thun sey. Wir näherten uns dem Feuer, an Rettung und Löschung war nicht zu denken; die Gluth zwang jeden in einiger Entfernung zu bleiben; und durch dieses Feuermeer jagte in vollem Gallop eine preußische Batterie mit allen Pulverkarren, angeführt von einem Freunde von mir, dem unlängst verstorbenen Obristen W.; brennendes Stroh und Kohlen fielen auf die Wagen, aber nichts machte die Menschen irre, glücklich kam alles aus dem Feuermeer. Prinz Heinrich, die Generale Wittgenstein und d'Auvrai und einige Adjudanten standen nahe an dem todschwangern Orte und ertheilten kaltblütig Befehle. Ich machte den General Wittgenstein auf die Gefahr aufmerksam, in der wir uns befanden; er lachte und sagte: „Wo wir auch jetzt hingehen mögen, so ereilt uns der Tod doch, wenn ein Unglück geschieht; drum ist es am besten hier zu bleiben."

Das Unglück in Eisenach und das vielleicht noch größere in Leyden hat doch etwas gewirkt; man läßt jetzt, wo es irgend angeht, die Pulvertransporte um die Städte herumgehen, und ist strenger bei der Aufsicht. In den Städten selbst sollte man keine großen Pulvervorräthe dulden, auch keine Pulverlaboratorien haben. Vor ungefähr zehn Jahren brach in Berlin im Pulverlaboratorio — was sich in der Stadt, in der Nähe der schönsten Straße, der sogenannten Linden befindet — in der Nacht Feuer aus. Der damalige Gouverneur, Feldmarschall Möllendorf, eilte sogleich nach der Brandstätte,

es war windig, und der Wind trieb die Flamme gerade nach einem nicht weit vom Feuer befindlichen hölzernen Schuppen. Der Zeughauptmann S. sagte dem Feldmarschall ins Ohr, es sey die größte Gefahr vorhanden, wenn dieser Schuppen in Brand gerathe, weil in ihm sich eine große Quantität Pulver (ich habe die Centnerzahl vergessen) befinde. Der Feldmarschall legte den Finger auf den Mund; darauf sagte er den Hülfeleistenden ganz ruhig: „Kinder, sorgt mir vorzüglich, daß der Schuppen hier nicht in Brand geräth, er enthält königliche Effekten von großem Werth.“ — Dieser Brand war die Ursach, daß man das Laboratorium aus der Stadt verlegen wollte, allein der dazwischen gekommene Krieg verhinderte die Ausführung des Vorhabens; doch hat man seit der Zeit nur immer eine sehr geringe Menge Pulver in demselben, und so ward das Feuer, was vor zwei Jahren, durch die Unvorsichtigkeit eines russischen Artilleristen dort ausbrach, nicht gefährlich, aber doch erregte es Bestürzung und Besorgniß bei den Einwohnern Berlins *).

Eisenach selbst hat wenig Reizendes; desto mehr aber die Wartburg, ein altes Schloß **), auf einem

---

*) Nachdem dies längst niedergeschrieben war, trug sich das grauenvolle Ereigniß der Pulverentzündung in Danzig zu. — Wie viel Jammer haben die Annalen dieser unglücklichen Stadt in der neuesten Zeit zu erzählen! —

**) Das Schloß Wartburg ward, wie die nah gelegene Stadt Eisenach, von Ludwig dem Springer, einem Grafen von Thüringen, ums Jahr 1070 erbaut. — Lu-

hohen Berge, ganz nahe an der Stadt, auf welcher Luther heimlich gebracht wurde, als er vom Reichstage zu Wormis in die Acht erklärt ward (ob mit Vorwissen von Karl V. oder ohne dasselbe, ist schwer auszumachen). Hier lebte er bekanntlich unter dem Namen des Junker Görge, und übersetzte das neue Testament, und ob er gleich zuweilen auf die Jagd ging, so wirkte doch die Abgeschiedenheit von der Welt, die sitzende und denkende Lebensart und Besorgnisse mancher Art so auf ihn, daß er hypochondrisch wurde und Teufelserscheinungen hatte. Er warf, erzählt man, in einem solchen Anfall, das Dintenfaß nach dem bösen Geist, und man zeigt noch den Flecken an der Wand. Der Kastellan der Burg fügt hinzu, so oft man auch versucht, den Flecken zu übertünchen, so erscheine er doch immer bald wieder; dies kann allerdings seyn, denn er ist nichts anders als ein schwärzlicher Granitstein, der in der Mauer sich findet, und auf dem keine Kalktünche haftet.

Ich habe vielfältig die Wartburg und jedesmal mit großem Vergnügen besucht; der Weg hinauf ist sehr bequem und führt durch einen englischen Garten, um dessen Anlegung sich ein angesehener Kaufmann aus Eisenach, Namens Krämer, viel Verdienste erworben, Schade nur, daß er in diese schöne, große Natur, auf Holz gemalte und ausgeschnittene Hirsche gesetzt hat,

---

ther ward den 4ten Mai 1521, als Ritter verkleidet, auf die Wartburg gebracht, und blieb zehn Monat daselbst; der Unfug der Bilderstürmer bewog ihn, seinen stillen Aufenthalt zu verlassen.

die an manchen Orten hervorgucken. Die Aussicht über die Stadt, auf die nah gelegenen waldigen Gebirge, ist ungemein mannigfaltig und schön; das Schloß ist noch ziemlich wohl erhalten. In einem Flügel desselben wohnt der Kastellan (Burgvoigt), bei dem man Erfrischungen haben kann; sehr oft finden sich hier Gesellschaften aus der Stadt ein, ja es werden selbst zuweilen kleine Bälle oben gegeben. — Ferner ist in dem Schlosse eine der schönsten und vollständigsten Rüstkammern aus der Ritterzeit, in welcher auch die Rüstungen mehrerer berühmter deutscher Fürsten aus dem Hause Sachsen, und ihre Bildnisse aufbewahrt werden.

Ich kam, in dem Jahre als Preußens Krieger ihr Blut im Kampfe gegen Rußland versprützten, auf einer Badreise auch durch Eisenach; es war schon Abends spät, und doch konnte ich nicht widerstehen, ich mußte mit meinem Reisegefährten die Wartburg besteigen. Er ließ sich Luthers Zelle und die Rüstkammer zeigen; ich setzte mich unterdessen einsam an ein Fenster, und blickte hinab in die nur matterhellte, schöne düstere Natur. Luthers deutscher Geist und sein Zeitalter stand vor meiner Seele, und die Unerschrockenheit mit der er gekämpft, und wie er vor dem allmächtigen Karl V. nicht gezagt, sondern frei, wie es dem deutschen Manne geziemt, das, was er für wahr hielt, mit Muth vertheidigt, seinen Hals nicht gebeugt unter das Joch des Despoten, vor dem Fürsten und Völker zitterten, er, ein ärmliches Mönchlein — und der blutige Zwist der Deutschen im Schmalkaldischen Kriege, und Frankreichs Einmischung in deutsche Angele-

genheiten, der Verlust von Metz, Moritz von Sachsen — und der grausenvolle dreißigjährige Krieg, durch welchen Frankreich die Mittel erhielt, so übermächtig zu werden — und die Schmach, die jetzt schwer, Todesschwer auf Deutschland und meinem Vaterlande ruhte: eine Welt lag auf mir — — plötzlich trat der Mond aus Gewölk hervor, erleuchtete sanft mit seinem Silberlicht die Gegend, und eine frohe Gesellschaft die den Berg hinauf kam, bewillkommte den lieblichen Ankömmling mit: „Heil Dir im Siegerkranz" (God save the king) durch Waldhörner. Weinend fand ich mich wieder, mein Odem ward freier, und in meine Seele fiel ein Stral der Hoffnung. — Dank dir, Allmächtiger, daß du diese Hoffnung erfüllt, daß du die Schmach von Deutschland genommen, und mein Vaterland mit Ruhm gekrönt hast! —

Fünfter Brief.

Frankfurt am Main.

Hinter Eisenach wird der Weg bergigt und waldigt; eine ziemlich unterhaltene Chaussee führt nach Berka, dem letzten Weimarschen Städtchen. Hier wurden wir von einem Haufen kleiner Jungen und Mädchen umringt, die mit großem Geschrei uns um Almosen ansprachen. Sie verfolgten den Wagen eine gute Strecke weit, und mancher der Jungen suchte durch Radschlagen uns zum Wohlthun zu bewegen. Außer diesen Kindern stellten sich auch noch mehrere Erwachsene, Männer und Frauen, Krüppel und Gesunde ein, und belästigten uns mit ihrem zudringlichen Betteln. Ich gab einem der Kerle, welcher dem Wagen zunächst stand, einen Kreuzer, dies war ihm aber zu wenig, er reichte ihn verächtlich einem ihm zur Seite stehenden alten Weibe, und ging tobend und schimpfend von dannen. — Hier gäbe es eine gute Gelegenheit über schlechte Polizeianstalten und Einrichtung des Armenwesens zu sprechen, aber Du wirst es mir gewiß gern erlassen, Dich damit zu ermüden.

Zwischen Berka und Vach, einem hessenkasselschen Städtchen ist noch keine Chaussee, ob man gleich schon

Chausseegeld für die künftig zu erbauende zahlt, so wie man in Bach Pflastergeld entrichtet, obgleich das Pflaster hinter der Stadt so schlecht ist, daß man jeden Augenblick Gefahr läuft, seinen Wagen zu zerbrechen. Der Weg über Hünefeld nach Fulda ist sehr angenehm, die Chaussee ist wohl unterhalten, die Gegend fruchtbar, grüne Wiesen wechseln mit schattigen Wäldern, größtentheils Laubholz, und reichen Kornfeldern. Endlich erscheint Fulda; es kündigt sich durch seine vielen Thürme als eine große Stadt an; dicht vor derselben prangt auf einem ziemlich hohen Hügel ein Mönchskloster, zu dem sonst zahlreiche Wallfahrten geschahen; eine schöne große Kirche, die man bald nach dem Eintritt in die Stadt zur rechten Hand erblickt; ein dabei befindlicher Platz, mit Bäumen bepflanzt und von großen Gebäuden eingeschlossen; der fürstbischöfliche Pallast mit seinem Garten, berechtigen den Fremden zu großen Erwartungen, die er aber nicht erfüllt sieht. Die Stadt ist öde und leer; die oft geänderte Regierung, und der in der letzten Zeit statt gefundene provisorische Zustand haben gewiß sehr dazu beigetragen, den Wohlstand derselben herunter zu bringen. — Ach, das unglückliche Provisorische! hörte ich oft klagen; und in vielen Fällen nicht mit Unrecht. —

In der Gegend von Fulda fand ich einen Knaben von 11 Jahren, der eine lederne Tasche auf dem Rücken trug, und wacker zuschritt; auf mein Befragen sagte er mir: er laufe Estafette, erhalte für die Meile 12 Kreuzer und habe die Erlaubniß die Berge sacht hinauf zu gehen, sonst aber müsse er beständig trottiren. — Ob es wohl

rathsam ist, Kindern von 11 Jahren auf diese Weise Briefe anzuvertrauen? Der Briefabsender wenigstens ist gewiß der Meinung, die Estafette werde geritten und nicht gelaufen. Ferner fand ich in einigen ganz kleinen Orten (z. B. in Schlüchtern und Neuhof, zwischen Fulda und Gelnhausen) zwei Postmeister, und die ankommenden Extraposten mußten in der Reihenfolge, die eine bei diesem, die andere bei dem andern Postmeister Pferde nehmen.

Noch findest Du, mein theurer Freund, ziemlich guten Johannisberger in Fulda; sonst gehörte bekanntlich der Johannisberg dem Fürstbischof dieser Residenz, und so war es natürlich, daß man ihn in Fulda aus dem fürstlichen Keller sehr gut haben konnte. Das fürstliche Siegel sollte für seine Aechtheit bürgen, und that es auch wohl. Der Rheinwein zeichnet sich vor allen andern Weinen dadurch aus, daß man ihn nicht bloß mit der Zunge und dem Gaumen, sondern auch durch die Nase genießt; und unter den Rheinweinen steht wegen seines würzhaften Dufts der Johannisberger obenan, und Du erinnerst Dich wohl noch, wie sehr wir uns ehedem desselben erfreuten. So trefflich ist er freilich jetzt nicht mehr; zwar kömmt er immer noch nach alter Gewohnheit zum Verkauf nach Fulda, aber aus den Händen und mit dem Siegel eines Kaufmanns, und bei weitem nicht von altem Werth.

Jenseits Fulda führt eine steinerne Brücke über die Fulde; auf ihr stehen in der Mitte die Bildsäulen des Moses und Aaron, die übrigen Pfeiler tragen Vasen von ziem-

licher Größe. Der heil. Nepomuk, der sich sonst auf den Brücken findet, hat denn doch noch allenfalls durch seinen nassen Tod irgend einen Anspruch, Brücken zu zieren, wie aber Moses und Aaron zu der Ehre kommen, ist ein wenig schwer einzusehen. — Immer reicher und schöner wird die Gegend, lachender die Aussicht, der Weg ist sanft hügeligt und sehr wohl unterhalten; kurz vor Gelnhausen windet er sich um einen ziemlich beträchtlichen Berg, und auf der andern Seite befindet sich ein tiefes Thal, in welchem die Kitzing fließt. Kriegsverständige behaupten, daß der General Wrede sich hier hätte aufstellen müssen, um das von Leipzig fliehende französische Heer unter Napoleon völlig zu vernichten, und tadeln die von dem baierschen Feldherrn genommene Stellung bei Hanau.

Wenn man die hinter Eisenach liegenden Berge des Thüringer Waldes zurückgelegt hat, spürt man schon eine größere Milde des Klimas; noch mehr empfindet man diese Milde, wenn man über den Berg bei Gelnhausen gekommen ist. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren die Straße fuhr, und ehe ich nach Gelnhausen kam, überall Schnee und Eis fand, aber nachdem ich vom Berge bei dieser Stadt in die Ebene hinabstieg, sah ich nur Blüthenschnee der Bäume. — Die Hügel um Gelnhausen prangen mit Weinstöcken, die einen trinkbaren Wein geben sollen.

Gelnhausen ehemals eine freie Reichsstadt, nachher den Grafen von Hanau, und so den Kurfürsten von Hessen gehörig, hat enge, unreinliche Straßen und

ein über alle Vorstellung schlechtes Pflaster. In ihr finden sich noch die Ruinen des Pallastes des Kaisers Friedrich Barbaroſſa; die Knäufe der Säulen verdienen die Aufmerksamkeit der Kenner, und zeigen, daß der Geschmack der damaligen Zeit eine nicht unbedeutende Bildung gehabt. Auch kann man aus dem Umfange des Schlosses, und vorzüglich eines dazu gehörigen Saals, auf die Pracht und Herrlichkeit des Fürsten schließen, der unter den Regenten, ja unter den Männern seiner Zeit, durch seine Geistesbildung, durch seine Kenntnisse und durch seine Willenskraft eine sehr ehrenvolle Stelle einnahm.

Zwischen Gelnhausen und Hanau kommt man durch Langenſebold, einem Flecken, der dem Fürsten von Yſenburg gehört. Sonst war der Weg um diesen Flecken den Reisenden und Frachtfuhrleuten so Gefahrdrohend, wie die Scylla und Charybdis den Schiffern im mittelländischen Meer. Das Pflaster war so völlig verdorben, daß selbst bei trockenem Wetter die Wagen durch die gewaltigen Schläge, die durch die Erhöhungen und Vertiefungen hervorgebracht wurden, ungeheuer litten, ja oft zerbrochen wurden; war aber Regenwetter eingetreten, so war es, ohne den Vorspann mehrerer Pferde, völlig unmöglich den Weg zu passiren. Demungeachtet ließ der edle Fürst sich ein sehr starkes Wegegeld bezahlen, und auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen erwiederte er: „Der schlechte Weg bringe seinen Unterthanen Vortheil, theils wegen des erforderlichen Vorspanns, theils wegen der Wagenausbesserung.“ — — Späterhin mußte dieser Ehrenmann auf Napoleons

Befehl eine Chaussee bauen lassen, und so aus Zwang thun, wozu ihn Ehrgefühl von selbst hätte bewegen sollen. Noch später hat er sich durch seine Undeutschheit, durch sein niedriges, schändliches Anschließen an Napoleon, durch den Eifer, mit welchem er preußische Regimenter zu des Despoten Dienst warb, gebrandmarkt. Wo er sich jetzt aufhält, weiß ich nicht, aber überall wird ihn die Verachtung aller rechtlichen Männer folgen.

Hanau, die Hauptstadt der hessischen Grafschaft Katzenellnbogen, hat noch die Verwüstung in ihren Vorstädten und Umgebungen aufzuweisen, welche die Franzosen bei der Schlacht gegen Wrede dort angerichtet. Ehemals war dies nicht unansehnliche Städtchen in bedeutendem Flor; die Juwelierarbeiter Hanaus waren berühmt; jetzt ist es sehr herabgekommen und es wird wahrscheinlich lange Zeit erforderlich seyn, um den Wohlstand seiner Einwohner wieder zu heben. Diese hängen mit ganzer Seele an das regierende Haus; vorzüglich sprechen sie mit inniger Verehrung von ihrer hochherzigen Kurprinzessin, der Schwester unsers Königs, die ehedem gewöhnlich mit ihrem Gemal und ihren Kindern in Hanau oder auch auf einem nahe dabei gelegenen Lustschloß lebte. Für mich hat diese Anhänglichkeit zwischen Fürsten und Volk, wenn sie auf Verdienste gegründet ist, immer etwas rührendes, und ich rechne sie zur Pietät (pietas); ich ergreife daher auch gern jede Gelegenheit Aeußerungen derselben zu erfahren. So sprach ich denn auch, während ich in Hanau Pferde wechselte, mit einem alten Manne über die Kurprinzessin, der ich von ganzer

Seele gern die hochverdiente Achtung zolle; mit Thränen in den Augen erzählte er mir, wie gut, wie deutschgesinnt die Fürstin sey, wie treu sie ihre Mutterpflichten erfülle, und dann setzte er hinzu: „ich will Ihnen etwas von ihr sagen, was auch Sie gewiß ergreifen wird. Die Prinzessin mahlt recht schön; da hat man mir nun erzählt, sie habe in der Unglückszeit, wo wir in den Fesseln der Franzosen waren, und wo sie sich nach Berlin geflüchtet, ihren Sohn gezeichnet, in der einen Hand die Fahne mit dem hessischen Löwen und in der andern ein halb aus der Scheide gezogenes Schwert, und im Hintergrunde die Löwenburg auf Wilhelmshöhe. Nicht wahr, Herr, Sie verstehen, was das sagen will? — Der junge Prinz ward darauf hingewiesen, was die Mutter, was das Vaterland von ihm dereinst erwarte. — Nun, Gott sey Dank, wir wurden früher erlöst. — Aber nun, mein Herr, etwas wo möglich noch schöneres. Als die Prinzessin mit ihren Kindern nach Cassel zurückkehrte, ward sie an der Grenze von hessischem Landvolk freudig und herzlich empfangen; damit nun der junge Prinz diese Scene nicht vergesse, zeitlebens sich erinnere, wie viel die Unterthanen für das Fürstenthum gethan und geduldet, hat sie ihn gezeichnet, wie er zwei alten ehrwürdigen Bauern, die ihn bewillkommen, die Hände reicht. — Du hättest sehen sollen, mit welchem Eifer der Alte dies erzählte, und wie ihm das Auge funkelte; es riß mich fort; „man hat Euch die Wahrheit gesagt, lieber Alter, sagte ich zu ihm: ich habe beide Bilder, von welchen Ihr sprecht, selbst gesehen.“ — „So seegne Gott unsere Kurprinzessin,“ rief er aus, und eine Thräne entquoll

seinem Auge, „erfülle ihre Hoffnungen, und lasse sie eine glückliche Mutter seyn.“ — „Amen,“ fiel ich ein, drückte ihm die Hand und ging.

Könnte ich doch zeichnen, um den Kopf des ehrwürdigen Greises darzustellen, (den alten Simeon, der im Glauben an eine bessere Zukunft, an der er nicht mehr Theil nehmen kann, dankend spricht: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“) und ihn der edlen Fürstin zu übersenden. —

Sechster Brief.

Frankfurt am Main.

Die Reise hierher war mit vielen Beschwerden verknüpft gewesen; das Wetter war kalt und regnigt, ich hatte das Unglück gehabt von Gotha bis Gelnhausen zweimal den Wagen zu zerbrechen, und mich bei der Wiederherstellung sehr abgemüht, darum entschloß ich mich, wenigstens noch den heutigen Tag hier zu verweilen.

Es war dieser Tag ein festlicher für Frankfurt; die Stadt war freilich schon seit geraumer Zeit wieder zur freien Bundesstadt erklärt, aber noch immer war das Regiment, was der Fürst Reuß Gräz bis dahin geführt hatte, dem Magistrat nicht übergeben worden. Das sollte nun heute feierlich auf dem Römer geschehen. Ich bekam Gelegenheit, in ein Haus in der Nähe des Römers Eintritt zu erhalten, aus dessen Fenster ich die ganze Ceremonie, in sofern sie dem Volk sichtbar ward, mit ansehen konnte. Gegen 9 Uhr versammelten sich die Frankfurter Bürgergarden zu Fuß und zu Pferde, sehr anständig montirt und equipirt, und bildeten zwei Rei-

hen, von dem Eingang zum Römer an wahrscheinlich bis zur Wohnung des Fürsten. Ich erwartete, den Platz vor dem Römer mit Volk angefüllt zu sehen, aber die versammelte Menge war nur sehr klein; auch waren die Fenster der anstoßenden Häuser sehr sparsam besetzt. Der Balkon des Römers war sehr ärmlich mit rothem Tuch bekleidet, und vorn an demselben das Frankfurter Stadtwappen angebracht; auf dem Balkon standen ein Pauker und einige Trompeter. Nach einiger Zeit erschien, unter Geläut der Glocken und Donner der Kanonen, der Fürst Reuß in einem sechsspännigen Wagen, und hinter ihm die Bürgermeister und Rathsherren der Stadt in ihren Equipagen, wie auch die anwesenden Geschäftsträger der fremden Höfe. Die Bürgergarden erwiesen ihnen die militärische Ehren, Trompeten und Pauken erklangen, und das versammelte Volk schrie, aber ziemlich lau, ein Lebehoch. Nachdem der Fürst und der Bürgermeister im Saal des Rathhauses ihre Reden gehalten, die ich nicht gehört habe, und die Du in den Zeitungen gelesen haben wirst, fuhren sie in derselben Ordnung wieder zurück, unter gleichem Trompeten- und Paukenschall, Kanonendonner und Glockengeläut, und eben so lauen Vivatruf. Ich machte mehrere Männer, welche sich in der Gesellschaft, wo ich war, befanden, auf die Lauheit des Volks aufmerksam; sie gestanden sie ein und gaben als Grund davon an: daß das Volk an Regierungsveränderung gewöhnt sey, jedes Neue mit der Besorgniß sehe, ob es nicht schlimmer werden möchte als das Alte; daß es die Uebergabe des Regiments schon längst erwartet, und ihre Verspätung zu den Uebeln

zähle; daß die Sage gehe, es müsse die Stadt, nach einer zu Wien getroffenen Uebereinkunft, dem von Allen verabscheuten Dahlberg *) jährlich 8000 Gulden zah-

---

*) Dahlberg ist in Frankfurt ganz so gehaßt, als er es verdient. Beim Antritt seiner Regierung folgte er vernünftigem Rath, und handelte gemäßigt; späterhin aber bemächtigte er sich des Geldes, was die Stadt zur Abtragung ihrer Zinsen zusammen gebracht; er befriedigte knechtisch-furchtsam jeden Wunsch der Franzosen, mochte er noch so drückend für seine Unterthanen seyn; er gab bei vorfallenden Klagen diesen jederzeit Unrecht; die Niederträchtigkeit der Franzosen ging so weit, daß sie liederliche Dirnen, die mit ihnen herumzogen, in die Häuser ehrbarer Bürger, wo erwachsene Töchter waren, einquartierten, und dort mit ihnen schändlichen Unfug trieben, und der geistliche Herr sahe alle diesen Greueln gelassen zu.

In der trefflichen Schrift: „Einige Betrachtungen bei Gelegenheit der erneuerten Verfassung der freien Stadt Frankfurt und deren Bürger, von Ch. F. Ihm," wird S. 27. folgendes treffende Gemälde aufgestellt: „Ein wildes Treiben entwickelte sich in der neuen Verfassung 1811. Vieles wurde gänzlich zertrümmert, wenig würde von der alten Herrlichkeit übrig geblieben seyn, wenn nicht redliche Männer, auf Gefahr ihres Glücks und ihrer Ruhe, Manches im Stillen vor den Händen muthwilliger Verderber zu bergen und zu verbergen gesucht hätten, was jetzt ungerecht von denen unerkannt bleibt, die damals bei den Unfällen der Vaterstadt ruhig schliefen. Nichts blieb unangetastet; frevelhaft geschahen die Umgriffe. In die neue Form mußte alles eingezwängt werden, die Willkühr hatte ihr Panier aufgesteckt, mit allgemeinen Grundsätzen schlugen seichte Köpfe die Weisheit der Erfahrung mehrerer Jahrhunderte zu Boden. Selten erhob sich eine Stimme aus dem Volk; die Re-

len; daß Frankfurt nicht eher frei athmen könne, bis Deutschland eine Verfassung erlangt, die es stark genug mache, jeden auswärtigen Feind, ohne fremde Beihülfe, von seinen Grenzen abzuhalten.

Nach geendigter Ceremonie ward in allen Kirchen eine Dankpredigt gehalten und ein feierliches Te Deum gesungen. Bürgermeister und Rath waren in der Katharinenkirche, wo der Doktor Hufnagel predigte; ich begab mich auch dahin, allein ich ward nicht befriedigt; von dem alten Manne, der sonst als Redner sich auszeichnete, war der Geist gewichen, und man fand nur noch

---

publik schien erloschen. Als einmal der Departementsrath, vermöge seines Amts, Gebrechen aufdeckte, und um Abhülfe bat, ward er als Rebell erklärt, und mit Anzeige bei dem Herrscher Frankreichs, und mit Herbeirufung einer französischen Besatzung bedroht. Verstandlos zerstörte die Regierung, wohin sie nur irgend ihre Richtung nahm; Millionen von Vermögen zerstörte ohne Nutzen ein mit frevelhafter Unbedachtsamkeit blos angekündigtes Gesetz; alle Geschäftsordnung wich; die schützenden Formen wurden zertrümmert, und bald stellte sich dreist die Habgierde ein, die um so ungezügelter wüthete, als keine Ordnung das Erpreßte aufzubewahren verstand, Alles vielmehr wieder leichtsinnig verschleudert ward. — Was nur irgend zu den Plagen Frankreichs gehörte, und was dabei noch der Natur unserer Sitten und Verhältnisse widerstrebte, wurde in den schnellesten Erscheinungen vorgeführt. Französisches bürgerliches, französisches peinliches, französisches Polizei-Gesetz, Enregistrement, Stempel, Conscription, Hypotheken-, Gerichtsordnung, Grundsteuer, Besoldungs-, Gewerbs- und Consumtionssteuer und

noch hin und wieder Spuren seiner sonstigen Beredsamkeit. — Am Mittag schmausten der Fürst Reuß, die neue Frankfurter Obrigkeit und die Geschäftsträger der fremden Höfe auf dem Römer (ohne Schmaus können wir nun einmal nichts feiern), und Abends war die Stadt (ärmlich) erleuchtet; man merkte bald, die Bürger waren schon oft gezwungen gewesen, Freudenlichte anzuzünden. — Dergleichen Freudenfeste nehmen sich gewöhnlich in den Zeitungen am besten aus; mir fällt beim Lesen einer solchen Festlichkeit immer die Anekdote von Friedrich II. ein. Es wollte ihm Einer aus seiner Umgebung bei einer Gelegenheit bemerklich machen, daß das

---

Umkehrung alter kirchlicher Ordnung bei den ehelichen und Geschlechtsverhältnissen. Vieles andere stand noch in der Geburt; die Wegnahme und der Verkauf alles städtischen Eigenthums hatte schon begonnen; das heilige Vermögen der Stiftungen, dieser Denkmäler des edelsten Bürgersinns, war schon bedroht; das große fiskalische Gesetz, wodurch in Frankreich alles Vermögen der Körperschaften in den Rachen der Schatzkammer hereingezogen werden sollte, fand schon Lobredner; abentheuerliche Anstalten mancherlei Art waren schon geschaffen, als die wildausgeartete, Frankreichs Herrscherruthe demüthig küssende, Regierung ein Ende nahm.“ — Und diesen Dahlberg sollten die Frankfurter nicht hassen? —

Wenn dieser Mann noch einiges Gefühl besitzt, mit welchen Vorwürfen muß er sich jetzt selbst peinigen! Daher hat mir das Gerücht viel Wahrscheinliches, er habe sich dem Trunk ergeben. Der Geist des Weins soll, so hofft er, die bösen Geister (die rächenden Furien) austreiben.

von ihm zu einem Feuerwerk bestimmte Geld nicht hinreichend wäre, etwas Großes darzustellen; der König antwortete lachend: das überlaßt nur Haude und Spener (den Zeitungsherausgebern), die werden schon machen! —

Es verbreiteten sich an diesem Tage beunruhigende Gerüchte in der Stadt; die französischen Insurgenten hätten sich beträchtlich im Rücken der alliirten Armee vermehrt und die Verbindung mit Deutschland unterbrochen; der Wagen des preußischen Kriegsministers sey mit allen seinen Papieren von ihnen genommen; die Preußen, welche sich zu weit vorgewagt, hätten bei Versailles eine bedeutende Niederlage erlitten, und dergleichen halb wahres und falsches mehr, sagte man sich geheimnißvoll ins Ohr; allein gegen Mittag machte der preußische Geschäftsträger Baron von Otterstädt offiziel bekannt, daß Paris von den Alliirten einer Capitulation zu Folge besetzt worden. Du kennst Otterstädt und seine Betriebsamkeit, und seine Anhänglichkeit für die deutsche Sache; er nimmt sich hier mit aller Thätigkeit und Besonnenheit, um die öffentliche Meinung zum rechten Ziel zu leiten.

Frankfurt ist, wegen seiner Lage und seiner Handelsverbindungen mit Nord- und Süddeutschland, in Rücksicht des Einflusses auf die öffentliche Meinung von großer Bedeutung; es ist keinesweges gleichgültig, welche Agenten fremder Höfe sich dort aufhalten; so wie dies auch von nun an bei Leipzig und Dresden der Fall seyn muß.

Aller Erwartung ist auf die Eröffnung des Bundestages gespannt, von dem Manche alles Heil hoffen!

Es scheint mir nicht, als werde diese Eröffnung, wie man versprochen, den 1sten September statt finden können *); Frankreich, und ihr eigenes Interesse, möchte wohl die hohen Häupter etwas länger beschäftigen. Geschrieben ist schon viel über diese Bundesversammlung, ihre Zwecke und Mittel. Mir scheint es, als werde die endlich bestehende bessere Form des neuen deutschen Staatsvereins sich dereinst aus dem Geiste der Repräsentation der einzelnen Bundesstaaten entwickeln, und darauf habe ich auch meine Hoffnung gerichtet; die neuen innern Constitutionen der einzelnen Bundesstaaten aber werden wenigstens zwei sehr wichtige, und für die Zukunft unfehlbar heilbringe Dinge enthalten müssen: Verantwortlichkeit der Minister, und vernünftige Preßfreiheit. Beide Dinge fordert der Zeitgeist laut, und dieser Zeitgeist schreitet still und sicher, gleich einem Riesen daher, und zermalmt ohne Gnade jeden der sich ihm widersetzt. Mag denn die Constitution eines Staats, auch wie jeder menschliche Versuch, manche Mängel an sich tragen, bei diesen beiden Palladien der bürgerlichen Freiheit wird sie sich selbst entwickeln, und nach und nach zu immer größerer Vollkommenheit fortschreiten.

---

*) Bekanntlich ist der Bundestag bis zum 1sten Februar aufgeschoben, und wird vielleicht noch weiter hinaus verlegt. (Spätere Anmerkung.)

Siebenter Brief.

Baden bei Rastadt.

So bin ich denn am ersten Ziel meiner Reise. Mit großem Vergnügen habe ich den Weg von Frankfurt hierher zurückgelegt. Interessant ist die Straße bis Darmstadt nicht; größtentheils Wald, vor mehreren Jahren noch der Aufenthaltsort von Raubgesindel, die aus dem Odenwalde und dem Schwarzwalde herabkamen; seit einiger Zeit aber sicherer, seitdem die Bande des Schinderhannes und die mit ihr in Verbindung stehenden Banden zerstört worden. Sonst war hier ein langweiliger Sand, dem zwischen Potsdam und Belitz nicht ungleich, jetzt ist eine treffliche Chaussee angelegt. Ich hatte mich wider Willen in Frankfurt aufgehalten, darum verweilte ich nicht in Darmstadt; um so mehr, da ich alle Merkwürdigkeiten des Orts, das Exercierhaus, das Schauspielhaus und das Naturalienkabinet mit seinen in der That nicht unbedeutenden fossilen Knochen, den Zeugen einer untergegangenen Riesenwelt, schon ehemals gesehen hatte. Die Stadt ist nicht übel gebaut, aber öde und menschenleer.

Gleich hinter Darmstadt fängt die bekannte schöne Bergstraße an; links erheben sich waldige Gebirge mit Ruinen alter Burgen und Schlösser, rechts erblickst Du erfreuliche Wiesen, reiche Kornfelder, auch Weinstöcke, und in größerer Entfernung den Vater Rhein. Ehedem war die Straße mit Fruchtbäumen, namentlich Wallnußbäumen von ungemeiner Höhe und Stärke, eingefaßt; allein die Franzosen haben, in den Kriegen seit der Revolution, fast alle umgehauen und die neu nachgepflanzten sind noch zu jugendlich, um die Stelle ihrer Vorfahren zu ersetzen. Die Nußbäume, die man in diesen Gegenden in großer Menge findet, sind sehr geschätzt, weil man aus ihnen ein Oel bereitet, das, wenn es frisch ist, von mir wegen seiner Süße und Kernheit dem Olivenöl vorgezogen wird. Der Frost, welcher in diesem Frühjahr in Norddeutschland so verderblich war, hat auch hier den Nußbäumen großen Schaden gethan, die Bäume haben nur Blätter und keine Früchte; darüber jammern die Bewohner dieser Gegend sehr, um so mehr, da sie seit 1811 auch kein Weinjahr gehabt haben, und also Oel und Wein beträchtlich im Preise gestiegen sind. — Bemerkenswerth ist, daß der hiesige Wein von 1811 denselben Muskateller Geruch und Geschmack hat, den man bei allen Rheinweinen von diesem Jahre findet, welcher Art auch das Gewächs seyn mag; und so habe ich es auch beim Wein dieses Jahrgangs im Badenschen, z. B. beim Markgräfler, gefunden. Bei den französischen und italienischen Weinen, von eben diesem Jahr, findet sich dieser Geschmack nicht; vom Geruch will ich nicht reden, da dieser (die Blüthe) ein Vorzug des deutschen, vorzüglich des Rhein-

weins, ist. Mehrere Berliner Aerzte, worunter auch der Geheime Rath Heim gehört, halten den Rheinwein von 1811 für ungesund, und ich habe an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß er die Nerven übermäßig reizt, und sodann betäubt, was wohl darin zu suchen ist, daß er noch zu jung, und also noch zu mostartig ist; es läßt sich vermuthen, er werde diesen Jugendfehler im höhern Alter ablegen, wenn die höhere Gährung und Läuterung bei ihm vollendet ist.

Es war schon ganz finster als wir nach Heidelberg kamen; romantisch war der Anblick der Stadt mit ihren erleuchteten Häusern und der Wiederschein des Lichts im Neckar, vorzüglich von der Neckarbrücke aus. Daß ich am Morgen die Ruinen des, durch den schändlichen Ludwig XIV. und seinen noch schändlichern Minister zerstörten, Schlosses besuchte, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, da Du weißt, mit welchem Entzücken ich Dir oft von der dortigen Aussicht gesprochen. Es gehören diese Ruinen mit zu den größten und imposantesten in Deutschland; auffallend war es mir, und deutend, daß sich an dem einen Flügel, der über den Neckar nach Frankreich sieht, die Statue der Gerechtigkeit wohl erhalten findet. Sie ist gekommen, wenn gleich spät, als Rachegöttin. Das Heidelberger Faß sahe ich diesmal nicht, weil ich es sonst gesehen, und das hinreichend ist; aber in dem herrlichen Garten auf dem Schloßberge, der Lustort und zugleich botanischer Garten ist, erging ich mich, und ergötzte mich an der herrlichen Gegend, und der schönen Neckarbrücke, und dem Gewühl auf derselben zu meinen Füßen,

und dem im Thale eingeengten Heidelberg mit seinen Thürmen und Plätzen. Es war mein Vorsatz, mehrere der dortigen berühmten Lehrer, unter andern auch Professor Fries zu besuchen, dessen Gründlichkeit ich aus seinen Schriften kenne, und dessen Kindlichkeit und Anspruchlosigkeit mir alle die rühmten, welche ihn näher kannten; aber es war gerade die Zeit der Vorlesungen, und also wollte ich nicht stören, um so mehr, da ich Hoffnung hatte, auf meiner Rückreise wieder durch Heidelberg zu kommen, und dann meinen Vorsatz ins Werk zu richten *). Man rechnet die Anzahl der hier Studierenden jetzt auf 400; auch hier hat der Krieg und der Ruf des deutschen Vaterlandes, die Anzahl der Studenten vermindert. Der größte Theil von denen, die ich auf der Straße gehen sah, war altdeutsch oder wenigstens altdeutsch seyn sollend, gekleidet; eine Art Kutka von dunkler Farbe, bloßer Hals, den eine breite Krause umgab, lange Pantalons, kurze Stiefeln, und eine viereckigte Sammtmütze (Baret) auf dem Kopf; mehrere wurden von Pudeln begleitet, die mit williger Folgsamkeit ihren Herren die Mappen, und auch wohl die Tabackspfeife nachtrugen. — Unpartheiische Männer haben mir den Fleiß und den Sinn für Wissenschaft der hiesigen Studenten gerühmt; und wo dieses beides sich findet, übersieht der kältere Mann gern die kleinen phantastischen Aeußerun-

*) Meine Hoffnung ist nicht erfüllt worden: — dahingegen wird mir jetzt die Freude zu Theil werden, die treffliche Bildersammlung der Herren Boisseree, welche der König für Berlin erworben, bei uns aufgestellt zu sehen.

gen jugendlichen Muths und die Auswüchse des an sich hochzuachtenden Freiheitssinns. — Es scheint mir übrigens auch nicht ohne Nutzen zu seyn, wenn eine Universität in einer schönen Gegend sich befindet, so daß der Studirende aufgemuntert wird, sich in die freie schöne Natur zu begeben, und in ihr neue Kraft zu holen, den Geist zu etwas höherem zu erheben, und den Schulstaub abzuschütteln.

Wenn die Natur Dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft Dir auf
Wie spricht ein Geist zum andern Geist. —

Göthe.

Freiburg, die andere badensche Universität, die aber katholisch ist, steht Heidelberg unendlich weit nach; sie sollte vor mehreren Jahren aufgehoben werden, allein sie wußte sich von der französischen Regierung einen Schutzbrief zu verschaffen, und blieb ungestört. Die aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster erhaltenen Bücher, wurden unter beide Universitäten getheilt, aber die, welche Freiburg erhalten, liegen noch unaufgestellt da. — Wie kläglich es um Freiburg steht, erhellet unter andern aus der Menge Studenten, die alljährig im Lande umherziehen und betteln. —

Minder schön wird der Weg von Heidelberg über Bruchsal und Durlach nach Rastadt. Die Baumgänge (avenues), welche nach Bruchsal führen, fallen angenehm ins Auge. Das Schloß, was man gleich beim Eintritt in die Stadt zur rechten Hand erblickt, nimmt sich wohl aus, aber die Stadt selbst ist winklicht gebaut und ziemlich todt. Das Schloß bewohnte die verwittwete

Großherzogin, und bei ihr befand sich ihre Tochter, die Kaiserin von Rußland, Alexanders geistreiche Gemalin; die Liebe zur Mutter hatte sie vermocht, den Plan zu einer Reise in die Schweiz aufzugeben.

Man hatte mir viel von der Regelmäßigkeit und Schönheit Carlsruhe's erzählt, so daß ich begierig war, diese Stadt zu sehen; allein auf dem Wege hatte mein Postillion mit einem andern gewechselt, und der, den ich erhielt, hatte so abgetriebene Pferde, die weder Fluch noch Peitsche vorwärts bringen konnte, daß der Kerl in voller Seelenangst, vor Carlsruhe, mir den Vorschlag that, an seine Stelle einen Hauderer (Lohnfuhrmann) zu stellen, der uns nach Durlach bringen sollte; ich nahm den Vorschlag an, der Hauderer aber machte die Bedingung, nicht durch Carlsruhe zu fahren, weil er auf diese Art eine Stunde Weges weniger habe. Der Abend rückte heran, ich wollte gern vor Nacht noch in Rastadt seyn, wohin ich Freund B. aus Baden beschieden hatte; ich meinte, es würde mir ein leichtes werden, immer noch von Baden aus eine Spatzierfahrt nach Carlsruhe zu machen, und so ergab ich mich in mein Schicksal.

Durlach hat durchaus nichts Interessantes aufzuweisen; desto interessanter ist Rastadt, wegen des 1714 dort abgeschlossenen Friedens, und wegen der dort 1797 bis 1799 gepflogenen Friedensunterhandlungen und des verübten scheuslichen Gesandtenmords. Welch ein Contrast der Handlungsweise! Eugen und Villars, die einander im Felde als mächtige Feinde gegenüber standen, behandelten sich während der Unterhandlungen mit höch-

ster Achtung und Urbanität; — hier werden zurückkehrende Gesandten, gegen alles Völkerrecht, im Angesicht der Stadt, in welcher sie als geheiligte Personen den Frieden unterhandelten, meuchelmörderisch ermordet *). Es thut dem Deutschen weh, daß über diese ungeheure Frevelthat noch ein Schleier liegt; ganz Deutschland hätte fordern sollen, daß man alles aufbiete, um die Urheber derselben zu entdecken, und die Blutschuld von Deutschland abzuwaschen. Ich weiß wohl, daß von Seiten des österreichischen Hofes Untersuchungen angestellt worden sind, allein es ist dem Publiko, so viel mir bekannt, nichts von diesen Untersuchungen und dem Erfolge derselben, vorgelegt worden; und doch war die ganze Sache, Ehrensache der gesammten deutschen Nation. Dohms Schrift, die von den Gesandten mehrerer Höfe unterzeichnet worden, giebt wenigstens ein Dämmerlicht über diesen Vorgang. — Die Beschuldigung, daß das damalige Direktorium selbst die Gesandten morden lassen, um das französische Volk zur Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland, welche das Direktorium wünschte, geneigt zu machen, ist so kindisch und abgeschmackt, daß sie im Ernste wohl nur von denen vorgebracht worden ist, welche blinde Partheiwuth verblendete. Wenn es aber auf der einen Seite auffällt, daß die deutschen Fürsten nicht alles aufgeboten haben, um den Frevel zu enthüllen, und die Verbrecher entweder zu bestrafen oder sie dem Publiko zu nennen, und so das deutsche Volk zu entsühnen; so ist es auf der andern Seite nicht minder auffallend, daß Buonaparte, als er

*) Den 28sten April 1799.

als Oberhaupt des französischen Volks Manifeste gegen Deutschland und deutsche Fürsten erließ, in welchen oft aus der Luft gegriffene Anschuldigungen vorkamen, denn noch niemals dieses Attentats gegen die geheiligten Rechte der Gesandtschaft erwähnte. — Die That ist jetzt ziemlich vergessen, und dies sollte sie meines Bedünkens nicht seyn; die deutsche Nationalehre fordert noch immer Ausmittelung und Bestrafung der Schuldigen. — — — — Der gerechte Haß gegen französischen Despotismus, und den schandbaren Uebermuth, und die Greuelthaten der Franzosen, die wir erfahren, muß uns nicht hindern, gerecht zu seyn, und es muß uns die Ehre, stets als ein rechtliches Volk zu erscheinen, über alles gehen. —

Ich habe mehrere der Einwohner Rastadts, die damals, als die schauervolle Begebenheit sich zutrug, in dieser Stadt gegenwärtig waren, über diesen Gegenstand gesprochen; alle stimmten dem, was Dohm in seiner Schrift aufgestellt, völlig bei; ja einige wollten sogar schon vor Ausübung der That auf diese hindeutende Aeußerungen gehört haben.

Achter Brief.

Baden bei Rastadt.

Baden liegt in einem der anmuthigsten, reichsten Thäler; die Stadt selbst ist zum Theil auf einem Berge und am Abhange desselben gebaut; sie besteht aus ungefähr 400 Häusern, und hat nahe an 3000 Einwohner. Die Häuser sind größtentheils nur zwei Stock hoch, die Straßen eng und gekrümmt, doch sehr reinlich.

Man zählt hier zwölf warme Quellen, wovon die Hauptquelle aus einem Thonfelsen, fast mitten in der Stadt, unweit der Kirche, entspringt, und mit einem kleinen Häuschen überbaut ist. Der Grad ihrer Wärme ist 54 Grad Reaumür. — Die chemischen Analysen, die freilich in Rücksicht der Genauigkeit noch manches zu wünschen übrig lassen, geben als Hauptbestandtheile des hiesigen Wassers: salzsaures Mineralalkali, schwefelsaure Kalkerde und schwefelsaures Mineralalkali an; ferner findet sich darin etwas salzsaure Bittererde und Kalkerde, wie auch kohlensaures und hepatisches Gas. — Man bedient sich des warmen Wassers zum Baden gegen rheumatische und gichtische Uebel, und gegen Verstopfungen

des Unterleibes; auch trinkt man es mit ein wenig Kandiszucker und Milch vermischt bei Verschleimungen, Säuren und Verstopfungen des Unterleibes und der damit verbundenen Hypochondrie.

In den meisten Gasthäusern (die Sonne, der Salm, der Badensche Hof gehören zu den vornehmsten) findet man Bäder. Die in der Sonne, wo ich wohne, sind hölzerne Kasten, die in engen Verschlägen angebracht sind, aber wegen ihrer Enge sehr unbequem. Man kann durchs Ausziehen von hölzernen Zapfen sich, wie man es für nöthig findet, warmes und kaltes Wasser zufließen machen; aber leider habe ich die Erfahrung gemacht, daß, bei starker Frequenz der Bäder, das Wasser nicht so reichlich und so schnell zufließt, als man es wünscht.

Badens warme Quellen waren schon den Römern bekannt; eine der hier gefundenen Inschriften zeigt, daß die Stadt Baden dem Caracalla, dem scheuslichen Sohn des Septimius Severus, einen Denkstein setzte; er wird auf demselben Caesar und Imperator destinatus genannt (welches auf das Jahr 197 n. Ch. G. hindeutet). Auf diesem Stein führt er die verehrten Namen Marc Aurel, Antonin, welche er sich auf Anrathen seines Vaters gab, und die der Tyrann und Brudermörder so schrecklich nachher entweihte. Baden heißt in dieser Inschricht respublica aquensis, so wie sie auch auf andern Denkmälern civitas aquensis, genannt wird.

In der Geschichte der Stadt finden sich sehr viel Lücken; in den vielen Kriegen sind die Archive zerstreut

und vernichtet, und noch zuletzt haben die Franzosen, bei ihrem Einfall unter Ludwig XIV. in dieses Ländchen, einen sehr großen Theil der alten Urkunden verbrannt, und also werden schwerlich diese Lücken je ausgefüllt werden können.

Die Stadt und das umliegende Land ist mehrmals verheert worden; im Anfang des 14ten Jahrhunderts vom Bischof Bechtold von Straßburg; im dreißigjährigen Krieg durch Oesterreicher, Schweden und Franzosen; 1689 ward die Stadt und Schloß unter Ludwig XIV. und Louvois, verfluchenswürdigen Andenkens, am Bartholomäustage, den 24sten August, (der schon einmal zur Schmach in der französischen Geschichte genannt wird) von den Franzosen verbrannt. Noch jetzt wallfahrten, zum Andenken an diesen gräuelvollen Tag, die Einwohner der Stadt Baden nach dem nahgelegenen Frauenkloster Lichtenthal, und der Hof begleitete sonst diese Prozession. Die Stadt ist freilich wieder aus ihrer Asche entstanden, aber das Schloß ist bei weitem noch nicht völlig wieder hergestellt.

In neueren Zeiten hat Baden vielleicht weniger als andere deutsche Länder durch den Krieg gelitten; ja das Gebiet des Großherzogs ist durch das frühe und engere Anschließen an Buonaparte, und durch die Vermälung des jetzigen Großherzogs mit einer Verwandtin dieses Mannes, vielleicht auch durch klug angewandtes Geld in Paris, sogar beträchtlich vergrößert worden.

Man beschuldigt die Regentenfamilie, das badensche Militär, und auch die Einwohner dieses Landes, eines

Mangels an deutschen Sinn und einer zu großen Anhänglichkeit an Buonaparte. So weit ich Gelegenheit gehabt habe, die Einwohner kennen zu lernen, und so viel ich durch Nachforschungen habe erfahren können, thut man den Einwohnern Unrecht, wenn man sie im Ganzen und Großen für französisch- oder napoleonitisch-gesinnt hält; Ausnahmen finden hier, so wie leider in ganz Deutschland, statt. Ich habe selbst von gemeinen Leuten unwillige Aeußerungen über die regierende Großherzogin (Stephanie) gehört, und wenn ich dem Grunde dieses Unwillens weiter nachforschte, so war es nicht etwa, daß man Handlungen von ihr erzählte, die das Urtheil über sie gerechtfertigt hätten, sondern bloß der, daß sie eine Französin ist. Aus eben dem Grunde schlägt man auch ihre herablassende Freundlichkeit nicht sehr hoch an.

Daß die regierende Großherzogin Napoleon und seinem Hause zugethan ist, wird man sehr natürlich finden. Um sie nicht zu kränken, wurde die Carlsruher Zeitung, welche die Nachricht enthielt, daß Buonaparte sich den Engländern auf Discretion ergeben, mehrere Tage zurückgehalten; als sie endlich dies doch erfuhr, und zugleich die, nachmals als falsch erkannte, Nachricht hörte, daß Murat an seinen Wunden in Lyon gestorben seyn sollte, sagte sie: „Plût-a-Dieu, qu'un autre (Napoléon) eut fini avec tant d'honneur.

Was die Gesinnung des Großherzogs betrifft, so mag sie leicht früherhin den Tadel veranlaßt haben, mit dem man sie belegte. Napoleon hatte sein Gebiet vergrößert; er fürchtete, die übrigen deutschen Fürsten möch-

ten ihm das, was er durch französische Gunst erlangt, wieder abnehmen; er war besorgt, die Franzosen könnten von neuem wieder über den Rhein vordringen, und endlich hatte er dadurch, daß er von Napoleon eine Gemalin aus dessen Familie erhalten hatte, sich mit demselben näher verbunden.

Und nun endlich das badensche Militär! Der gemeine Soldat in Deutschland ist in der Regel überall gut; er kann auf kurze Zeit auf Abwege geleitet werden, und wird vielleicht so lange auf denselben verharren, als seine Obern ihm mit ihrem Beispiel vorangehen, aber im Grunde des Herzens haßt er doch die übermüthigen Franzosen, von welchen er selbst, als er mit ihnen und für sie stritt, manches bittre Unrecht erdulden mußte. Unter den Offizieren traf man aber freilich noch vor kurzem manche an, die von Napoleons Kriegsruhm geblendet, ihn als einen Heros verehrten, und vermeinten, alle Kriegsehre könne nur durch ihn ausgetheilt werden; jetzt wird sich das nun ändern, da der Götze gestürzt ist; doch hält es immer schwer, die Menschen, die nun, da das Glück der guten Sache lächelt, auch sich unter ihre Verehrer reihen, mit denen, welche vom Anfang an und aus innerem Gemüth derselben treu ergeben waren, in eine Reihe zu stellen. Verzeihen und vergessen ist alles was jene hoffen können.

Das Land ist seegenreich und müßte im Frieden und unter einer weisen Regierung, zu einem ungemeinen Wohlstande gelangen. Noch jetzt, da man über Theurung klagt, Obst und Wein seit mehreren Jahren nicht

ge=

gerathen sind, Kriegslasten und Durchmärsche vieles aufgezehrt haben, noch jetzt ist hier im Vergleich mit andern deutschen Ländern alles ungemein wohlfeil. Wirst Du es mir glauben, daß man hier an den Wirthstafeln (in der Sonne, im Salm, im Badenschen Hof u. s. w.) zu Mittag mehr als 30 Schüsseln findet, und dafür einen Gulden rheinisch (etwa 14 Gr. preuß.) bezahlt; und das Essen ist schmackhaft und in mehr als hinreichender Menge vorhanden; und der Wirth giebt sich alle Mühe, durch sein oft wiederholtes Fragen: „Was essen Sie gern?“ was er an die einzelnen Gäste thut, diese zum Essen zu bewegen. Lobenswerth ist übrigens die Einrichtung, daß die Preise der Tafeln hier von Seiten der Obrigkeit bestimmt sind, und also der Fremde nicht übertheuert werden kann. Ich habe wohl sonst an kleinen Orten gefunden, daß an den Thüren der Zimmer der Gasthäuser, von Obrigkeits wegen eine Taxe angeschlagen war, welche den Preis der Zimmer, der Betten, des Essens und Trinkens anging; eine für den Fremden sehr ersprießliche Einrichtung, die ich sehr oft in italienischen und französischen Gasthäusern herbeigewünscht hätte.

Der Großherzog war einige Tage in Baden; ging in bürgerlicher Kleidung, ohne Abzeichen, umher, und war sehr human und gefällig gegen jedermann. Eines Tages traf ihn einer meiner Freunde, der den Tag vorher erst angekommen war, und ihn nicht kannte, mit dem * *schen Gesandten, Herrn von W. in der Allee am Brunnenhause spatzieren. Mein Freund, der W. ehemals in Berlin oft gesehen, ging auf diesen zu, gab sich ihm zu

erkennen, und freute sich, ihn hier nach Jahren wieder zu finden; gegen W's Begleiter war er im Allgemeinen höflich; allein er fand W. ein wenig verlegen, sein Begleiter aber nahm das Gespräch recht freundlich auf und unterhielt sich mit meinem Freunde über Baden und dessen Gebrauch. Bald darauf empfahl sich mein Freund, da er aber an W. eine Verlegenheit bemerkt haben wollte, die er sich nicht zu deuten vermochte, so fragte er einen der Kunsthändler, welche in der Allee ihre Sachen feil bieten, wer der Mann sey, der mit W. dort spatzieren gehe, und erhielt zur Antwort, es sey der Großherzog selbst; sogleich kehrte mein Freund zurück, und sagte zum Fürsten: „Ew. Königl. Hoheit können leicht erachten, daß ich Sie nicht erkannt habe, und ich muß also deshalb um Verzeihung bitten, daß ich Sie bloß als einen gentleman behandelt.“ Der Großherzog nahm die Entschuldigung freundlich auf, und sprach noch eine Zeitlang sehr gütig mit ihm. — Auch der König von Baiern ist incognito hier, und geht ganz einfach, ohne alle Abzeichen, in bürgerlicher Kleidung alle Tage in der Allee spatzieren. Der Großherzog will morgen nach Carlsruh reisen, und der König von Baiern ungefähr acht Tage noch bleiben; die Großherzogin bleibt so lange, bis die verwittwete Großherzogin mit der russischen Kaiserin nach Baden kömmt; kurz vor deren Ankunft will sie nach Carlsruh gehen.

Es ist in neuern Zeiten in Deutschland viel gegen den Großherzog von Baden geschrieben worden, und gewiß Vieles übertrieben; diejenigen, die ihn näher kennen,

und auch im Stande sind ihn zu beurtheilen, schildern sein Naturell als gut, und schreiben die meisten seiner Fehler auf Rechnung seiner Erziehung. So lange Reizenstein Minister war, ward manches Gute gethan, manches Böse gehindert; allein man wußte diesen rechtlichen Mann so zu ermüden, daß er abdankte.

Der Großherzog wohnt in Carlsruh nicht im Schlosse, sondern in der Fasanerie, wo er Niemanden zu sich läßt. — Sein Liebling ist der Oberstallmeister von G.... Der Großherzog läßt sich beim Vortrage die Akten von dem geben, was ihm wichtig scheint, um, was recht löblich ist, sich selbst eine klare und deutliche Ansicht der Sache zu verschaffen; allein dadurch, daß die Akten bei ihm liegen bleiben, ist natürlich der Gang mehrerer wichtigen Angelegenheiten gehemmt.

Am Provisorischen fehlt es auch im Badenschen nicht; das Land hat seit 1803 schon fünf verschiedene Organisationen gehabt.

Eine Justizgeschichte hat im Lande viel Aufsehen erregt. Vor zwei Jahren ermordete ein Jude, Namens Karlebach in Manheim seine Frau, indem er ihr den Hals abschnitt; der Grund des Verbrechens war, daß er sein Geld verspielt hatte, und von seiner Frau ihre Juwelen verlangte, welche diese ihm verweigerte. Er ward zum lebenslänglichen Gefängniß verdammt, und niemand fand diese Strafe zu hart. Als der Großherzog in Wien war, erschien plötzlich von ihm der Befehl, man solle den Karlebach einen Eid leisten lassen, nie wieder die Baden-

schen Lande zu betreten, und ihn sodann in Freiheit setzen. Dies geschah denn auch, und der Verbrecher ging nach Baiern.

Der Großherzog hat seinen Unterthanen eine neue Constitution versprochen, und diese erwarten dieselbe mit Ungeduld, weil sie sich überzeugt halten, der gute Wille ihres Fürsten werde, wenn durch die Stände die Mängel und Gebrechen in der Staatsverwaltung dargelegt und die Mittel angegeben worden seyn werden, denselben abzuhelfen, diese Mittel anwenden, und so sich des seegnenden Danks seines Volkes erfreuen *). Ueberhaupt ist der

*) Einige Wochen vorher, ehe dies Werk dem Druck übergeben wurde, erhielt ich anonym folgende Schrift zugesandt: „Badische Aktenstücke, wie man im Badischen den legalen Wunsch für Beschleunigung einer landständischen Regierungsverfassung durch Illegalitäten gegen unbescholtene, rechtlich-patriotische Bürger zu Heidelberg und deren erbetenen Rechtsconsulenten, den Justizrath und Professor Martin daselbst, zu unterdrücken und gehässig zu machen, angefangen hat. Im Novembermonat 1815." Aus diesen Aktenstücken ergiebt sich, daß die Geistlichkeit in der Gegend von Heidelberg sich im November versammelt, und zwei Deputirte nach Carlsruhe an den Großherzog gesandt, um ihm gegen das neueste Steuerregulativ ehrerbietig Vorstellungen zu thun; eben so hatte der Adel des Neckar-, Main- und Tauberkreises sich in Sinzheim versammelt und vier Mitglieder an den Großherzog gesandt, um ihm die Noth des Landes zu schildern, und ihn um die Anordnung von Landständen zu bitten. Dies brachte den Bürgerstand auf den Gedanken, auch seines Orts durch Deputirte dem Großherzog seine gedrückte Lage vorzustellen, und um die An-

Wunsch, repräsentative Verfassungen zu erhalten in ganz Deutschland allgemein, und wird mit Wärme ausgesprochen.

---

ordnung der, dem Lande öffentlich von ihm bereits zugesicherten Landstände, auf die respektuöseste Art zu bitten.

Zwei angesehene rechtliche Kaufleute in Heidelberg wandten sich an den Justizrath und Professor der Rechte bei der dortigen Universität Martin, über dessen Kenntnisse und tadellosen Charakter nur eine Stimme ist, und baten ihn, ihnen eine solche unterthänige Vorstellung aufzusetzen, damit sie nicht etwa aus Unkunde der Form bei ihrem gnädigsten Landesherrn anstoßen möchten. Martin stellte ihnen vor, daß ein solches Gesuch nur dadurch Gewicht erhalte, daß der Fürst sich überzeuge, es sey, wo nicht der Wunsch des ganzen Bürgerstandes, doch des größten Theils derselben, und that ihnen den Vorschlag, auf dem gesetzmäßigen Wege die Zünfte des Neckarkreises und die Einwohner der Städte und Dörfer durch ihre Vorgesetzten zu fragen, ob sie der Meinung, diese unterthänige Bitte an den Großherzog gelangen zu lassen, beiträten. Zu diesem Behuf ward ein Circular gedruckt und versandt, welches die Vorsteher den Zünften und Communen vorlegen sollten. Ueberall zeigte sich eine große Bereitwilligkeit zum Beitritt. Darauf aber wurden auf Befehl des Großherzogs die Versammlung der Zünfte und der Ortseinwohner, als gefährlich, bei Strafe untersagt, bei Verlust des Bürgerrechts jedem verboten, sich für jene Angelegenheit zu interessiren, mehrere angesehene Kaufleute, die in ihren Geschäften reiseten, durch Arrestbefehle signalisirt, und endlich die Papiere des Justizrath Martin und aller in der Sache verwickelten Bürger, sogleich versiegelt, und an das Hofgericht nach Manheim abgeliefert. Von dem weitern Erfolge dieser Begebenheit ist mir bis jetzt nichts bekannt worden.

Neunter Brief.

Baden, bei Rastadt.

Die Zahl der hiesigen Badegäste ist sehr gering und beträgt vielleicht nicht zweihundert; der Krieg, welcher vorzüglich noch im Elsaß wüthet, hält viele, die sonst dies Bad besuchten, ab, wiederum hieher zu kommen, dahin gehören vorzüglich die Bewohner des linken Rheinufers; andere aus einer entlegenern Heimath in Deutschland kommen deshalb nicht, weil sie fürchten, das dem Rhein so nahe gelegene Baden könne in Gefahr kommen; eine Furcht, welche völlig grundlos ist. Ich bin es schon ganz zufrieden, daß diesmal nicht viel Leute hier sind, denn unter den Leuten findet man doch selten viel Menschen; und ich habe hier einen mir genügenden Zirkel alter Freunde gefunden, und einige neue interessante Bekanntschaften gemacht.

Die Badevergnügungen sind hier wie überall in den Bädern; Spaziergänge, worauf die Regierung, namentlich in letztern Zeiten, viel verwandt hat, und man schreibt dies der Großherzogin zu; die herrlichen Umgebungen Badens erleichterten diese Anlagen sehr; ein Kur-

saal dicht vor der Stadt, wo täglich Hazardspiele gespielt werden und Sonntags getanzt wird, und ein Theater, in welchem eine sehr mittelmäßige Truppe ihre Künste zeigt. Sonst gab es auch in der Stadt einen Conversationssaal, wo man Erfrischungen erhalten konnte, die vorzüglichsten Zeitungen und Zeitschriften ausgelegt waren, und auch Bank gehalten wurde. Dieser Saal ist in diesem Jahr verschlossen, weil die Pächter der Hazardspiele, die jenseits des Rheins wohnen, durch die Zeitumstände gehindert sind, herüber zu kommen, und das obengenannte Lokale von ihnen auf mehrere Jahre gemiethet war. Die Bank im Kursaal wird diesmal von den Inhabern der vier vornehmsten Gasthäuser in Baden gehalten; und so geht wenigstens der Gewinn nicht über den Rhein zu unsern undeutschen, industriösen Nachbarn.

Der Kursaal ist sehr mittelmäßig, etwas finster und dumpfig, und kann sich mit dem prächtigen Kursaal in Wisbaden, mit seinen Marmorsäulen und Tribünen, nicht messen; dicht vor demselben ist ein aus vier Reihen alter Bäume bestehender Spatziergang, der erquickenden Schatten gewährt, aber nach Regenwetter etwas naß ist; an diesen schließt sich ein kleiner englischer Garten, der sich auch bis hinter das Kurhaus erstreckt, und von seinen ziemlich beträchtlichen Hügeln reizende Aussichten auf die Stadt und die nahen Berge gewährt. In der Allee haben, wie dies wohl an allen Badeorten der Fall ist, Modehändler und andere Kaufleute ihre Waaren feil; der diesmal aufgestellten Buden waren nur wenige, und die fremden Kaufleute waren größtentheils Italiener vom

Lago maggiore, die wirklich zu den betriebsamsten Einwohnern Italiens gehören.

In den Badeorten, wo man trinkt, in Carlsbad, Eger, Pyrmont, ist man geselliger als in denen, wo man bloß badet; dies trifft auch hier ein. Der Spatziergang am Kurhause wird im Ganzen wenig besucht; und es ist nicht etwa die Anwesenheit der fürstlichen Personen, welche die Menschen davon abhält, denn die hohen Herrschaften bewegen sich anspruchlos her und hin, und ich habe nicht bemerkt, daß jemand, der nicht zu ihrem Hofe gehört, oder ihnen vorgestellt worden, besondere Notiz von ihnen nimmt. Die Anwesenheit des Königs von Baiern ist den Badegästen, welche Politik interessirt, sehr ersprießlich; er theilt mit lobenswerther Gefälligkeit die Nachrichten mit, welche er erhält, und die für das größere Publikum kommen können. So erfuhren wir gestern auf diesem Wege, daß Buonaparte sich den Engländern übergeben habe, und daß er wahrscheinlich, nach einer schon in Wien von den Verbündeten getroffenen Uebereinkunft, nach der Insel St. Helena abgeführt werden würde.

Einer der nahgelegensten und angenehmsten Spatziergänge führt nach dem Nonnenkloster Lindenthal, ungefähr eine halbe Stunde von Baden; der Weg ist mit schönen schattigen Bäumen eingefaßt, und führt durch fruchtbare Wiesen, welche mit Laubholz bedeckte mäßige Berge einfassen. Eine halbe Stunde hinter Lindenthal führt ein romantischer Weg nach Geroldsau zu einem Wasserfall der Oß, deren man sich zum Flößen des Holzes bedient, was im Sommer gewöhnlich alle acht Tage

geschieht. Man wallfahrtet sodann von Baden aus hierher, und sieht dem Sprunge der Holzstücke, die von dem Wasserfall herabtanzen, von einer Brücke zu, die ungefähr hundert Schritt davon über die Oß geschlagen ist. Schade, daß man den Wasserfall auf beiden Seiten mit einer Bretterwand eingefaßt hat, theils um das Wasser mehr zusammen zu engen, theils um zu verhüten, daß das herabstürzende Holz nicht zur Seite geworfen werde; diese Einzäunung schadet dem erhabenen Anblick der freien, wilden Natur, die nun nicht mehr herrschend, in phantastischen Gebilden, sondern dienend, in steifer Regelmäßigkeit, erscheint.

Auf dem Gipfel des Berges, an und auf dem Baden erbaut ist, liegt das großherzogliche Schloß, das aber noch viele und große Spuren der Zerstörung, welche es unter Ludwig XIV. erlitt, an sich trägt; man gelangt zu demselben entweder durch die Straßen der Stadt, oder auch auf einem bequemern Wege, der vor der Stadt, allmälich um einen waldigen Berg sich windend, hinauf führt. Bei dem Schlosse selbst ist ein kleiner Garten im französischen Geschmack, in dem man aber eine sehr schöne Aussicht über Stadt und Gegend genießt. In dem Schlosse wohnen die Prinzessinnen, Töchter des regierenden Großherzogs, und es wird in demselben auch Cour angenommen und Tafel gegeben; da der Großherzog und seine Gemalin eigentlich ein niedliches, ländliches Häuschen im Thale, nahe bei der Stadt, mit einem freundlichen Garten umgeben, bewohnen. — Verfolgt man vom Schlosse aus die Straße bergaufwärts, welche

durch einen herrlichen Eichen- und Buchenwald führt, so gelangt man zu den Ruinen des alten Schlosses, die ungemein phantastisch zwischen rauhen Klippen im Walde sich finden. Es hat hier die Natur auf Felsblöcken einen englischen Garten gebildet; Buchen und Eichen mächtigen Stammes, streben himmelwärts, und umfassen mit ihren kräftigen Wurzeln die Felsmassen, welche ihnen zur Unterlage dienen, und halten sich so fest, daß selbst der stürmende Wind sie nicht umzureißen vermag. Das Ganze hat viel Aehnlichkeit mit dem Alexanders Bad in Baiern, das Du kennst, und das durch den Besuch unseres Königs und seiner verewigten Gemalin, für uns Preußen ein eigenes Interesse erhielt. Ersteigt man die Klippe, welche vor allen andern hervorragt, so schweift der Blick in eine reiche, weite Gegend umher; man erblickt die sich schlängelnde Murg, den stillen Rhein, die Vogesen und den hohen Straßburger Münster. — In den Fenstern des Schlosses sind zwei Aeolsharfen angebracht, die, wie der Wind sie bewegt, melancholisch ertönen; und oft von dem leisesten Ton der Sehnsucht anhebend, und mit dem vollen Ton des Muths endigend, das Gemüth wunderbar bewegen. Das was das Auge hier giebt, stimmt harmonisch mit diesen bebenden Tönen überein, und bereitet der schwärmerischen Einbildungskraft einen hohen Vollgenuß. Ich werde mich stets mit Freuden des herrlichen Tages erinnern, den ich mit lieben Freunden hier verlebte! —

Die Mercuriusberge, die Teufelskanzel, das Forsthaus, das Jesuiterschlößchen, die Favorite,

sind insgesammt Gegenstände von Spaziergängen, die mehr oder minder beschwerlich und belohnend sind. In der Favorite, die man für die russische Kaiserin einrichtete, belustigte mich der Kastellan. Gewöhnlich haben diese Menschen, wie die Friseur und Barbier in kleinen Städten, eine lächerliche Seite, die man bald entdeckt und die, wenn man sie geschickt berührt, zu mancherlei Kurzweil Anlaß giebt; aber der Ehrenmann, von dem ich rede, übertraf doch die meisten seiner Kollegen. Er versicherte uns zu wiederholten malen, das Schloß und seine Möbeln suchten ihres Gleichen in der ganzen Welt, und die Kaiserin Majestät besitze dergleichen gewiß in Petersburg und Moskau nicht. Vorzüglich verweilte er in einem Zimmer, dessen Wände mit Florentiner Mosaik ausgelegt waren, und das er deshalb das mosaische Zimmer nannte; mit Feuereifer erboßte er sich über den Stolz der gegenwärtigen Künstler, die da meinten Wunderdinge hervorzubringen, da sie doch, wie das Zimmer beweise, bei weitem dem nicht gleich kämen, was Moses schon zur Zeit des Alten Testaments verfertigt.

In dem zur Favorite gehörigen Garten befindet sich eine katholische Kapelle, welche von einer Markgräfin, die aus einer sündhaften, eine reuige Magdalene geworden, erbaut ist. Man zeigt noch das härne Gewand, in welches sie sich gekleidet, die Geißel, mit welcher sie die Lilienhaut zerfleischt, die Kissen mit eisernen Spitzen, auf welchen sie gekniet, den irdenen Napf, aus welchem sie gegessen. — Schwachköpfig müssen sie ihre Sünden wohl gemacht haben, denn es sind noch elende Statuen

von Jesus und seinen Jüngern, an einem Tisch sitzend, vorhanden, denen sie täglich den Tisch servirte, und ihnen allerlei selbstbereitete Speisen auftrug; diese Speisen wurden sodann, wenn sie eine Zeitlang von den Heiligen ungenossen da gestanden, unter die Armen vertheilt.

Die erste Stelle aber unter den Lustparthieen, welche man von Baden aus vornehmen kann, nimmt eine Reise ins Murgthal ein; das Thal ist nicht sehr eingeengt, die Wiesen, wodurch der Fluß rauschend und schäumend sich schlängelt, sind üppig und blumenreich, die Anhöhen sanft sich erhebend; die Aussichten auf Dörfer und Flecken mannigfaltig und romantisch — kurz die Gegend hat ungemein viel schweizerisch-schönes. Das Schloß Eberstein, was in diesem Thal auf einem hohen Felsen liegt, hat eine herrliche Lage, und man erfreut sich von demselben einer trefflichen Aussicht; es ist völlig eingerichtet; allein der jetzige Besitzer, ein Oheim des Großherzogs, schläft nie auf demselben, aus Furcht vor — Gespenstern. Uebrigens ist bekannt, daß an mehreren kleinen Höfen in der Nähe des Rheins, Geisterfurcht, soll heißen Gespensterfurcht, sich findet.

Das Wetter ist uns armen Badenden eben nicht günstig; die Luft ist ziemlich kühl, und überdies regnet es fast jeden Tag mehr oder weniger; auf Rechnung dieser unfreundlichen Witterung schreibe ich es, daß das Bad, statt mein Uebel zu mindern, dasselbe merklich vermehrt. Sollte das Wetter sich nicht bald ändern, so reise ich ab, und suche mein Heil in wärmern Himmelsgegenden. Mehrere Badegäste hat die Witterung schon

vertrieben, und mehrere sind, wie ich, auf dem Punkt abzureisen; da nun der Ankommenden sehr wenige sind, so wird Baden bald ganz verwaist seyn.

Vor einigen Tagen kam ein sehr schöner Reisewagen vor dem Gasthause an, wo ich wohne; die Gesellschaft stieg aus, und nahm in demselben ihre Wohnung; unter den Fremden bemerkte ich eine junge, sehr wohl gewachsene Frau, deren schönes Gesicht durch seine stille Melancholie mir auffiel. Späterhin sahe ich sie auf einsamen Spatziergängen, still in sich gekehrt. Dies bewog mich, nähere Erkundigungen von ihr einzuziehen, und ich erfuhr sie sey die Gräfin L. ein Opfer der Wollust Napoleons. Aus einem guten Hause entsprossen, war sie von ihren Verwandten in die Erziehungsanstalt der Madame Campan gebracht, welche dem üppigen Buonaparte schon manche Opfer seiner Lüste im Stillen geliefert *). Auch sie fand Gnade vor seinen Augen, und die Königin von Holland nahm das junge Mädchen als Hofdame zu sich, und Napoleon beglückte sie mit seinen Anträgen. Ergrimmt schlug das Mädchen seine Anerbietungen aus, und rettete sich durch die Flucht zur Madame Campan, die sie für eine rechtliche Frau hielt. Mit Gewalt ward sie zur Königin von Holland zurückgeschleppt; mit Gewalt erreichte dort Napoleon seinen Zweck. Bald ward bemerkt, daß sie von ihm schwanger sey, und nun ward sie bis zu

*) Graf Lally Tollendal hat neuerlich die Ehrenrettung der Mad. Campan übernommen, und unter Verpfändung seiner eignen Ehre, ähnliche Beschuldigungen für teuflische Verleumdung erklärt.

ihrer Niederkunft unter Aufsicht gestellt. Sie ward von einem Sohne entbunden, der den Namen eines Grafen Leon erhielt, aber gleich nach seiner Geburt von ihr genommen wurde; über das Schicksal desselben hat sie weiter nichts in Erfahrung gebracht, und dies ist der Hauptgrund ihres Trübsinns. Sie ward mit einem Manne getraut, und bald darauf von ihm geschieden. Späterhin heirathete sie einen anderen, und erhielt von Napoleon eine reiche Aussteuer; und als ihr Mann nach einem Jahre starb, ward sie Hofdame der Königin von Neapel; ein deutscher Graf lernte sie kennen, und verheirathete sich mit ihr. — Napoleon hat, ehe ihm der sogenannte König von Rom geboren ward, mehrere uneheliche Kinder gezeugt; die Mütter wurden jedesmal während ihrer Schwangerschaft sehr genau bewacht, und wenn das Neugeborne ein Sohn war, so ward er sogleich von der Mutter genommen, und anderweitig auferzogen. Wahrscheinlich geschah dies, um, im Fall des Mangels ehelicher männlicher Erben, einen seiner natürlichen Söhne zu seinem Nachfolger erklären zu können.

Zehnter Brief.

Schafhausen.

Du siehst aus dem Tage und aus dem Orte dieses Briefs, daß ich früher von Baden abgereist bin, als ich es mir vorgesetzt hatte; meine Krankheit nahm täglich zu, und das Wetter besserte sich nicht merklich, und so faßte ich den Entschluß abzureisen. Nicht wenig graute mir vor dem Regenwetter, ich fürchtete, es würde mich anhaltend auf meiner Reise durch die Schweitz begleiten; aber meine stillen Wünsche wurden erfüllt, der Himmel ward von dem Augenblick an, wo ich mich in meinen Reisewagen setzte, heiter, und ich habe meine ganze lange Reise hindurch, nur wenige Tage Regenwetter gehabt.

Ich ging durch das Kinzingerthal nach Schafhausen; ein ungemein reizender Weg, schon ganz schweizerisch; sammtartige Matten (Wiesen) mit lebenden, duftenden Blumen durchwirkt; höhere Berge mit Laubholz und düstern Tannen prangend, vor welchen sehr oft sanftere Hügel mit Weinstöcken bepflanzt sich finden, denen die höhern Berge Schutz gegen die eisigen Winde ertheilen; der über große Steine daher brausende Fluß

welcher unzähligemal kleine, schäumende Wasserfälle bildet; harmonisches Glockengeläut der weidenden Rinder, die auf den Bergen und Wiesen zerstreut, Leben in die Landschaft bringen; im Flußthal zerstreute hölzerne Häuser nach Sennhütten Art gebaut. Die Straße windet sich um die Kinzig wie eine Schlange um einen Stab, und ist bald auf der rechten, bald auf der linken Seite derselben.

In Bühl, wo ich Pferde wechselte, verwünschten die Einwohner die Franzosen aus allen Kräften, und zwar vorzüglich deshalb, weil mit ihnen bei der letzten Retirade große Ratten gekommen, welche in dem durchfließenden Gewässer, alle Fische und Krebse aufgefressen, so daß sie, die sonst Ueberfluß daran gehabt, jetzt gar keine hätten. Nicht wahr das Zusammentreffen der räuberischen Franzosen und Ratten ist possierlich? —

Du triffst auf deinem Wege das freundliche, reinliche Offenburg, eine der ehemaligen schwäbischen Reichsstädte, und das romantische Hornberg. Im letztern Städtchen übernachtete ich beim Postmeister, und befand mich wohl unter den ehrlichen, deutschen Leuten, die noch den Biedersinn und die Einfalt der Sitten ihrer Voräl-tern treu bewahrt. Romantisch bleibt der Weg bis Villingen, wo wir mehrere verwundete Oesterreicher trafen; späterhin führt er durch den Schwarzwald und wird einförmig bis nach Donaueschingen oder Doneschingen, was dem Fürsten von Fürstenberg gehört. Am äußersten Ende der Stadt liegt das ziemlich beträchtliche Schloß des Fürsten, und hinter demselben ein nicht unansehnlicher

Gar-

Garten mit schattigen Baumparthien, aus welchem man eine treffliche Aussicht auf die nahen Gebirge des Schwarzwaldes und der Schweiz, und die vorbeifließende Brigg hat, die hier schon eine beträchtliche Breite besitzt, und über welche zwei schöne Brücken führen. Die Donau, welche unweit des Schlosses entspringt, vereinigt sich mit ihr und theilt ihr ihren Namen mit. Die Quellen der Donau sind in einem steinernen Behälter aufgefaßt, der ungefähr drei Fuß hoch ist, und vielleicht zehn Fuß im Durchmesser hat. Der Fluß hat der Quellen in diesem Behälter mehrere, die man dadurch erkennt, daß in dem im Behälter sich gesammelten Wasser von Zeit zu Zeit ziemlich schnell mit einigem Geräusch Wasserblasen aufsteigen. Das Wasser hat eine bläulicht-graue Farbe, ist aber sehr hell und klar; es fließt aus dem Behälter durch eine in demselben angebrachte Oeffnung, wie ein schmaler Rinnstein, kaum zwei Fuß breit, so daß man bequem darüber hinschreiten kann. — Donaueschingen ist ein freundlicher Ort, hat mehrere angenehme, wohlunterhaltene Spaziergänge, welches gewöhnlich ein Beweis von Wohlhabenheit der Einwohner ist, die auch wirklich hier statt finden soll. — Es waren so eben einige Bataillons Oesterreicher eingerückt, die ihre Garnison in Theresienstadt in Böhmen hatten, und jetzt nach dem Rhein gingen; sie sahen trotz des weiten Marsches sehr wohl erhalten aus, und waren frölich und guten Muths.

Nicht ohne Lebensgefahr kam ich nach Zollhaus, der letzten Station Deutschlands vor der Schweiz, weil der Postmeister in Donaueschingen uns ein wildes Pferd

Bayerisches Staatsbibliothek MÜNCHEN

gegeben hatte, das, da es einmal von einem Hunde gebissen worden, beim Anblick eines solchen Thieres sich unbändig gebehrdete, und dieser Fall traf leider sehr oft ein, weil wir mehrere Frachtwagen begegneten, die gewöhnlich zur Sicherheit einen Hund mit sich führen. Gleich hinter Zollhaus muß man über einen hohen und ziemlich steilen Berg; auf seinem Gipfel erblickten wir die Gipfel der Nachbarberge purpurroth durch die untergehende Sonne erleuchtet, gleich glühenden Inseln im Azurblau des Himmels schwimmen. Ich mußte den Postillion halten lassen, um des herrlichen Anblicks in Ruhe zu genießen.

Der Weg in Schwaben sowohl als in der Schweiz, wo beide Länder an einander gränzen ist nicht der bequemste: ich habe diese Bemerkung an mehreren Grenzen gemacht, und ich glaube, daß die Wege unter solchen Umständen zuweilen von den beiderseitigen Nachbarregierungen mit Fleiß vernachläßigt werden, um den Eingang in das eigene Gebiet zu erschweren.

In Schafhausen langte ich an, als es schon ganz dunkel war, und fuhr, wie mir meine Freunde gerathen, in den Gasthof zur Krone. Ich erhielt die Zimmer, in welchen die Erzherzogin Marie Louise nach ihrer Rückkehr aus Frankreich übernachtet; an den Wänden hingen die malerischsten Aussichten der Schweiz; im anstoßenden Saal, wo ich Thee trank, waren treffliche Oelgemälde, gleichfalls Schweizergegenden vorstellend. Die Theegeräthschaften waren sehr schön; ein silberner Theekessel und Theebrett; Theekanne und Zuckerdose von Wedg-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

wood; die Tassen französisches Porzellan; Theebüchse, kleine Caraffen zu Rum und Kirschwasser, und Butterbüchse von schönem geschliffenen englischen Glase. Ich war angenehm überrascht und erwartete sehr viel von dem Hotel; aber freilich fand ich mich am folgenden Tage bei der Wirthstafel sehr in meiner Erwartung betrogen; das Essen war sehr schlecht und der Preis ungemein hoch.

Am folgenden Morgen ging ich aus, die Stadt zu besehen, und dem Professor Müller, dem Bruder des berühmten Geschichtschreibers, dem ich einen Brief abzugeben hatte, einen Besuch zu machen. Die Stadt selbst unterscheidet sich, in Rücksicht der Bauart, wenig von den Städten in Schwaben, sie hat ziemlich breite Straßen, die Giebel der Häuser sind größtentheils nach der Straße zu, und mehrere Häuser sind mit Oelfarbe angemalt. Man giebt die Anzahl ihrer Häuser auf 811, die der Einwohner auf 6500 an. Sie selbst liegt in einem Kessel von Bergen, auf dem rechten Ufer des Rheins, über welchen eine 120 Schritt lange hölzerne Brücke führt *). An dem Ende dieser Brücke, auf dem linken Rheinufer, fängt das Züricher Gebiet an.

---

*) Die 1754 bis 1758 von dem Zimmermeister Ulrich Grubenmann über den Rhein erbaute hölzerne Brücke, die eigentlich nur aus einem großen Bogen bestand, und von allen Kennern als ein Meisterstück bewundert wurde, ward 1799, als der Erzherzog Karl die Franzosen zwang, sich in die Schweiz zurück zu ziehen, von diesen verbrannt.

Den Professor Müller fand ich so eben von einer schweren Krankheit genesen, und noch so schwach, daß er das Zimmer hüten mußte. Er nahm mich ungemein freundlich auf, und ertheilte mir für meine Schweizerreise guten Rath. Aehnlichkeit im Aeußern hat er mit seinem verstorbenen Bruder durchaus nicht, wenn man den Schweizerdialekt abrechnet.

Nachdem ich zu Hause zurückgekehrt, war mein erstes Bemühen, mir einen guten Führer zu verschaffen, um den Rheinfall zu sehen; man empfahl mir einen Lohnbedienten, Namens Hausen, einen stillen, ordentlichen, nicht ungebildeten Mann, mit dem ich sehr wohl zufrieden war. Diesen Mann traf vor einigen Monaten ein eigenes Unglück; er bediente nämlich zu der Zeit den entthronten König von Schweden, welcher sich damals in Schafhausen aufhielt. So schwer es auch war, diesen Fürsten zu bedienen, der sehr oft seine Diener aus seinem Dienst jagte, so kam doch Hausen ziemlich mit ihm zurecht. Einst aber schickte der Fürst ihn nach der Post, um die Zeitungen zu holen; die Postoffizianten hatten noch nicht Zeit gehabt, die Zeitungspakete zu öffnen, und so mußte Hausen eine geraume Zeit warten. Diese Zögerung setzte Gustav in Wuth, als Hausen zurückkam, lauerte er ihm, hinter der Thür, mit einem Messer auf, fiel über ihn her, versetzte ihm mehrere Stiche in die Lende, die nicht tief eindrangen; zuletzt aber durchstach er ihm den rechten Unterarm zweimal, so daß der arme Mensch jetzt einen steifen, unbrauchbaren Arm hat, und nach dem Ausspruch der Aerzte, zeitlebens behalten muß.

Die Obrigkeit verurtheilte Gustav, dem unglücklichen Hausen für Heilungskosten und als Entschädigung ein für allemal vierzig Carolinen zu zahlen. — Ist das Ersatz für einen gelähmten Arm? — Bald darauf verließ Gustav, vielleicht auf Anrathen, die Stadt.

Das Wasser des Rheins hat bei Schafhausen eine hellmeergrüne Farbe; gleich unterhalb der Brücke, die über ihn führt, hört der Rhein schon auf schiffbar zu werden, weil er über Felsen mächtig daher braust (das Getöse, was er beim Vorbeiströmen der Stadt erregt, ist schon sehr beträchtlich), deshalb werden die Schiffe schon oberhalb der Brücke ausgeladen, und die Waaren auf der Achse bis zum Schlosse Wöhrt, Laufen gegenüber, gebracht. Unser Führer führte uns längs dem rechten Rheinufer; gleich hinter der Stadt wollten wir einen Kahn miethen, um uns, von oben her, dem Wasserfall so viel als möglich zu nähern, allein unser Bemühen war vergeblich, wir fanden keinen Schiffer zu Hause, und so setzten wir dann unsern Weg zu Lande fort. Erwarte ja nicht, daß ich Dir eine Naturscene mit Worten schildere, die so oft gezeichnet, gemalt, in Kupfer gestochen und beschrieben worden ist, und deren Darstellung immer weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt und zurückbleiben muß; das was ich Dir gebe, sollen einige Züge seyn. Der viele anhaltende Regen, der, wie uns die Einwohner erzählten, seit mehreren Wochen hier gefallen war, hatte den Fluß mächtig angeschwellt, so daß er seit funfzehn Jahren keine so große Wassermasse enthalten; ein für uns sehr günstiger Umstand, da er dem Wassersturz eine

ungemeine Fülle gab. Mein Führer behauptete, seine Höhe möchte leicht an 80 Fuß betragen, da sie zur gewöhnlichen Zeit nur 60, und bei kleinem Wasser 40 beträgt. Die volle Breite desselben schätzt man 300 Fuß.

Die beste Tageszeit, den Fall zu sehen, ist, nach Aussage der Kenner, der Morgen und der Abend, allein der Morgen war völlig trübe, und der Himmel klärte sich erst gegen Mittag auf, und ob ich gleich den Vorsatz hatte, den Wasserfall noch einmal am Abend zu sehen, so mußte ich auch dies aufgeben, weil der Himmel sich nach Tische wieder mit Wolken überzog, und kein heiteres Licht zuließ.

Die Felsen, über welche der Rhein sich donnernd herabstürzt, haben nicht immer gleiche Gestalt gehabt; sie sind kalkartig, also nicht von der festesten Struktur, und so hat sie der wühlende Strom verändert und vermindert. Jetzt stürzt er durch fünf Felsenthore herab, wovon aber drei größer als die übrigen sind; das erste und kleinste dieser drei findet sich am rechten Ufer, auf der Schafhausener Seite, das breiteste ist das mittlere, und das tosendste ist das dritte, auf Züricher Gebiet, beim Schlosse Laufen. Wir besahen den ersten und kleinsten Durchbruch zuerst; am besten gelangt man zu ihm, indem man durch eine Tabacksmühle geht, die nahe am Sturze erbaut worden, wofür man dem Eigenthümer eine Kleinigkeit zahlt. Brausend und weisschäumend stürzt der Strom, zwischen Felsen eingeengt, in die Tiefe hinab, und sprützt, nach seinem Sturz, sein Wasser staubförmig himmelan; betäubend wirkt der Wasserdonner,

und wenn man sich dem Ende der einen Klippe nähert, um in den schrecklichen Abgrund zu schauen, in dem das Wasser hinabfällt, so thut man wohl, sich vom Führer halten zu lassen, um nicht, in der Betäubung, vom schlüpfrigen Standort hinabzugleiten.

Wir waren hier also auf der Höhe des Wasserfalls selbst; von dort stiegen wir auf einen schmalen Steig, der an dem Ufer des Rheins sich hinwand, bis zum Fuße desselben hinab, und gelangten zu einem Zollhause, in welchem die den Rhein hinabfahrenden Waaren wieder in Schiffe eingeladen werden, denn bald nach dem Sturze fließt der Strom, als habe er sich beim Fallen abgemüht und seine Kräfte eingebüßt, ruhig dahin. Nicht weit vom Sturze, wo jedoch das Wasser schon beruhigt ist, findet sich, fast in der Mitte des Flusses, ein zweistöckiges Haus, zu dem eine hölzerne Zugbrücke führt, hier übersieht man den ganzen Sturz in seiner Breite, wie er, überwältigend alle Hindernisse, durch seine fünf Felsenthore daher braust. Ungeheuer erscheint die Wassermasse, die kochend und zischend, sprudelnd und donnernd herabstürzt. Nachdem wir eine lange Zeit diese gewaltige Naturscene angestaunt, begaben wir uns in das zweite Stockwerk des Hauses, das der Magistrat von Schafhausen für einen Maler, der es in den Sommermonaten bewohnt, einrichten lassen. Wir fanden einen artigen und gefälligen Mann, der uns mehrere Gemälde, in größerem und kleinerem Format, von dem erhabenen Schauspiele zeigte, das wir durch seine Fenster erblickten; im Zimmer selbst hingen die Abbildungen der merkwürdig-

sten Schweizertrachten. Doch dies war es nicht, was uns zu ihm führte; sondern er hatte die Einrichtung getroffen, daß vermittelst einer Camera clara sich der majestätische Wasserfall in seiner ganzen Breite mit seinen Einfassungen von beiden Seiten, als ein lebendes Gemälde, im Kleinen, auf einer weißen Wand darstellte. Nie hat mich ein optisches Bild mehr ergötzt; die Nachbildung war so äußerst treu, daß selbst der feine Staubregen, den das herabstürzende Wasser bildet, sichtbar war, und daß man den Nebel erblickte, der dadurch erzeugt ward. Welch ein reges Leben im Bilde, das um so lebendiger erschien, da alles in einem kleinern Raum zusammen gedrängt war, und mit einem Blicke aufgefaßt werden konnte! Der gewaltige, erschütternde, mächtig sich fortwälzende Wasserstrom, die von Wellen umkreiseten Felsen, die Nachen, welche Neugierige dem Fall vorübertrugen und auf den tobenden Wellen tanzten, alles erschien vollkommen genau, und die Täuschung ward dadurch vollendet, daß man das Tosen der Fluthen wirklich hörte. Selbst die Beleuchtung war uns günstig; der Himmel war mit Wolken bedeckt, und nur eine lichte Stelle fand sich an demselben, gerade da, wo die Sonne stand, dies gab dem Bilde stärkere Schlagschatten, und milderte das grelle Licht, welches gewöhnlich die Gegenstände in der Camera clara haben. — Befriedigt verließ ich den Maler, und gab ihm gern einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit für den verschafften Genuß.

Jetzt setzte ich mich mit meinen Reisegefährtinnen in einen Kahn, den zwei Schiffer führten, und so fuhren

wir, dem Strudel so nahe als möglich, nach Laufen, auf der linken Seite des Rheins über. Mächtig hoben und senkten den Kahn die stürmenden Wellen, und eine meiner Begleiterinnen ergriff Furcht, als sie sahe, daß unsere Fuhrleute dem Strudel so nahe kamen, Entsetzen, als der eine Schiffer auf einen Augenblick das Ruder in den Rhein fallen ließ, was er aber sogleich wieder ergriff; die andere blieb gefaßt, und ergötzte sich mit mir an der Erhabenheit der Natur. Bei dieser Fahrt sieht man den ganzen Wassersturz in seiner vollen Breite und in seiner vollen Höhe. Am jenseitigen Ufer gelandet, bestiegen wir auf einem unbequemen, schmalen, vom Regen schlüpfrigen Pfad, den Berg, auf dem das Schloß Laufen liegt; ungefähr in der Mitte findet sich eine hölzerne Gallerie, Fischez genannt, die wo nicht im Fall selbst, doch wenigstens ganz nahe daran steht. Donnernd erschüttert der Cataract das Brettergerüst, jeder neue Wassersturz scheint es zertrümmern zu wollen, der Zuschauer bebt auf den Brettern, das Donnergetöse betäubt ihn, seine Stimme verhallt, und ein starker Staubregen durchnäßt ihn. Hier ist der wahre, eigentliche und günstige Standpunkt. Herrlich und furchtbar erscheint hier die Natur in ihrer Kraft! Beklemmt wird die Brust, bei dem Gedanken, dem gewaltigen Strom in seiner Wuth widerstehen zu wollen. — Des Menschen Macht erscheint als Ohnmacht gegen die mächtige Naturkraft. — Steigt man noch weiter hinauf, so hat man von dem Balkon des Schlosses Laufen, der schon über dem Wassersturz liegt, eine neue Ansicht; man sieht den Rhein schon unruhig und brausend, oberhalb des Falls, dem Sturze zu-

eilen: man sieht ihn geschwind und donnernd sich in den Abgrund hinabstürzen, und endlich, bald nach seinem Fall, besänftigt, ruhig dahin fließen.

Bei niedrigem Wasser kann man sich unterhalb des Rheinfalls demselben mehr nähern, und man erzählte mir, daß Engländer und auch Deutsche so nahe an die Felsen gefahren, daß sie dieselben wirklich erklimmt hätten. — Auch geht hier noch die Erzählung im Schwange, von einem Engländer, der trotz aller Warnung einen kleinen Kahn oberhalb des Wassersturzes bestiegen, und in demselben absichtlich den Cataract hinabgefahren sey; der Kahn sey mit ihm in den tiefen Schlund versunken, und man habe von beiden keine Spur mehr gesehen.

Hat nun, fragst Du mich, der Rheinfall Deine Erwartungen erfüllt? Er hat sie in einigen Stücken hinter sich gelassen, in andern ist er hinter ihnen zurückgeblieben. Die Wasserfülle, die Macht des Sturzes, die Breite desselben, das Donnergetöse, übertrafen meine Erwartungen; in Rücksicht der Höhe, blieb er hinter derselben zurück; in dieser Hinsicht steht dem Rheinfall bei Schafhausen der, freilich nicht so breite, Wasserfall des Velino bei Terni in Italien weit vor, denn da stürzt das Wasser wenigstens 200 Fuß herab. Auch sind die Umgebungen bei Terni unendlich reicher und üppiger, die Vegetation mächtiger; lieblich winken die im Grunde stehenden, blühenden Orangenbäume. Und dann noch etwas, was mir der Himmel beim Anblick des Rheinfalls versagte, und so unaussprechlich schön beim Velinofall gab, den fast vollendeten Zirkel eines Regenbogens mit seinen

glühenden Farben, und seine mehrfachen zur Seite stehenden, immer noch sehr lebhaften Abspiegelungen. Doch des Wasserfalls bei Terni gedenke ich nicht ohne der Vorsehung stillen Dank für meine Lebensrettung zu sagen. Als ich im Jahr 1804, auf meiner Reise nach Rom, Terni besuchte, führte mich und meine Reisegefährten ein Cicerone, wie gewöhnlich, nach dem Balkon, den der Pabst erbauen lassen, um von ihm das erhabne Schauspiel ruhig zu betrachten. Nachdem wir uns satt gesehen, fragten wir den Führer, ob wir nicht auch in die Tiefe hinabkommen könnten, um den Wassersturz von unten zu sehen? denn der ebengedachte Balkon liegt ungefähr auf drei Viertheil der ganzen Höhe. Der Führer behauptete, wenn er unsern Wunsch erfüllen sollte, so müßten wir wenigstens einen Umweg von zwei Stunden machen; denn den Berg gerade hinabzusteigen, sey unmöglich. Ein Bauer, aus der dortigen Gegend, welcher unser Gespräch mit angehört hatte, trat zu uns, und erbot sich, uns den steilen Berg auf einem sehr kurzen Wege hinab zu führen. Wir nahmen, troß des Kopfschüttelns unsers Cicerone's, den Vorschlag an; anfänglich ging auch alles ziemlich erträglich; späterhin aber hörte der Weg auf, und wir sahen uns genöthigt, uns in den Rinnsaalen kleiner Bäche langsam hinab zu winden. Mit einemmale stießen wir an einen sehr schmalen Steig, der zwar nur drei oder vier Schritt lang, aber so schmal war, daß man, zurück an den Felsen gelehnt, nur immer einen Fuß vor den andern seßen konnte. Was zu thun? den Berg wieder hinauf zu klimmen war vielleicht eben so gefahrvoll, als diesen schmalen Steig zu gehen. Wir ent-

schlossen uns muthig zum letztern. Der Bauer ging voraus, und als er den Steig zurückgelegt, folgte ihm mein einer Reisegefährte, so daß beide die Enden einer langen Stange (jeder von uns trug eine solche) anfaßten; auf gleiche Weise ward mein zweiter Reisegefährte von unserm Freunde hinüber gezogen; dann passirte unser alter Cicerone den Steig; der letzte war ich, mein Vordermann faßte das eine Ende meiner Stange, und ich schritt bedachtsam vorwärts. Plötzlich ergriff mich ein Schwindel, das Gesicht verging mir, und ich gleitete mit dem einen Fuß hinab. Mir war es, als fühlte ich mich schon, zerschellt, den tiefen Abgrund hinunter rollen, und dies wäre ohne Zweifel geschehen, wenn nicht mein rechter Fuß, der am Felsen hinunterglitt, in einer Tiefe von ungefähr acht Fuß, auf einen großen Büschel Riedgras, was aus einer Felsenspalte hervor gewachsen war, zu stehen gekommen wäre. So schwebte ich mit dem linken Fuß über den tiefen Abgrund, während der rechte auf dieser gefährlichen Stütze ruhte; diese peinigende Stellung dauerte nur einige Sekunden — aber welch eine Zeit war das! Zum Glück hielt mein Führer, der schon über den Steig gekommen war, und festen Fuß gefaßt, die Stange, die ich in der Todesangst mit beiden Händen ergriffen hatte, fest, und zog mich so wieder zu sich hinauf! — —

Eilfter Brief.

Bern.

Ich bin überzeugt, daß viele Reisende, welche, so wie ich, nur durch die großen Kantone der Schweiz, Schafhausen, Zürich, Bern reisen, eine ganz andere Vorstellung von der Schweiz erhalten müssen, als sie sich vorher davon gebildet hatten. Man meint, man müsse in diesem Gebirgslande immer hohe Berge erklimmen und hinab fahren, und wundert sich, daß die Berge, über welche man kömmt, eben nicht sehr hoch sind, so daß man beim Herabfahren fast nie genöthigt ist den Wagen zu hemmen; man erwartet enge Thäler, von hohen Bergen eingeengt, und findet Flächen, über welche das Auge weit umher schweifen kann; man glaubt, ganz ungewöhnliche, von den in andern Ländern vorhandenen Naturgegenständen verschiedene Dinge anzutreffen, und der Weg von Schafhausen bis nahe an Bern zeigt nichts, was man nicht auch vielfältig in Deutschland angetroffen; selbst der Zürcher und Murtner See haben nicht etwas so ganz Ungewöhnliches, vorzüglich, wenn, wie es bei mir der Fall war, eine etwas nebligte Luft die Aussicht auf die fernen Eisgebirge hindert. Auch in den Sitten und der Klei-

dung der Einwohner merkt man beim Eintritt in die Schweiz wenig Abweichendes; weiterhin findet sich dies freilich bei den Landleuten, aber in den Städten nicht. — Doch, die Schweiz hat auch nur ihr Eigenthümliches vorzüglich in den kleinen Kantonen, und in dem französischen und italienischen Theil; Du wirst daher von meiner Reise von Schafhausen bis Bern eben nicht viel Merkwürdiges erwarten können.

Alle Reisende, welche die Schweiz besucht haben, klagen über den Mangel der Extraposten und der daraus entstehenden Vertheurung der Reise. Man ist genöthigt Lohnfuhrleute (Hauderer) zu dingen, diese fahren höchstens täglich fünf bis sechs deutsche Meilen, lassen sich den Tag mit drei großen Thalern, und eben so viel für den Rückweg zahlen, so daß jeder Tag sechs große Thaler kostet, ohne das Trinkgeld, was gleichfalls doppelt gegeben werden muß, und also wenigstens einen großen Thaler beträgt. Man reist daher nicht bloß sehr theuer, sondern auch sehr langsam; hierzu kömmt aber noch, daß der Kutscher täglich zu Mittag ein paar Stunden still liegen muß, um seine Pferde zu füttern, wo nun der Reisende ein Mittagsmahl einnimmt, was oft kläglich genug, aber ohne Ausnahme sehr theuer ist; ein gleiches gilt von den Nachtquartieren, wo man immer schon bei guter Zeit anlangt, und, wenn sie in Dörfern und Städtchen, die weder an sich, noch ihrer Lage nach interessant sind, treffen, sich höchlich langweilt. Ist man nun ein wenig sanguinisch-cholerisch, wie mich die Natur gemacht hat, so wird, bei dem Streben nach vorwärts, das Zau-

dern des Hauderers völlig unerträglich. Glaube nur ja nicht, daß man durch Zureden bei einem solchen Menschen erhält, daß er eine halbe Meile weiter fährt, als er sich vorgesetzt; er ist und bleibt unerschütterlich, und kehrt immer in denselben Wirthshäusern ein; dafür aber spielt er auch sogleich den Herrn, sobald er vor der Thür des Gasthofes angelangt; der Knecht des Hauses spannt ihm die Pferde aus, führt sie in den Stall, giebt ihnen Futter und Wasser, sorgt für ihre Reinigung, und spannt sie zur gehörigen Zeit wieder ein, ohne daß sich der Hauderer viel darum bekümmert; dieser geht vielmehr gleich in die für die Fuhrleute bestimmte Stube, macht es sich bequem und genießt der Gaben, die ihm der freundliche, zuvorkommende Wirth aufträgt. Daß dies alles der Reisende größtentheils mit bezahlen muß, versteht sich von selbst. Wer da meint, daß er dadurch, daß er im Gasthofe sich auf eine oder zwei Schüsseln einschränkt, etwas ersparen könne, hat, wie er bald einsehen wird, die Rechnung ohne den Wirth gemacht; man muß alles so ziemlich geduldig über sich ergehen lassen. — Lachen machte mich immer die Geschäftigkeit der Wirthe und Wirthinnen in der Schweiz, mit welcher sie, wenn ein Wagen vorüber fährt, zur Thür hinaus eilen, um die Leute in Empfang zu nehmen, und selbst die freundlichen Gesichter deuten auf gute zu erwartende Bezahlung.

Die Schweizer Regierungen sind schon oft aufgefordert worden, wenigstens auf der großen Commerzstraße von Schafhausen oder Basel nach Bern und Genf, Posthäuser anzulegen, aber bis jetzt vergeblich; man giebt

zur Ursach an, (was freilich gewaltige Engherzigkeit verrathen würde,) daß nach Errichtung der Extraposten viele Wirthshäuser zu Grunde gehen würden, die jetzt nur allein von den Fremden leben, und sodann, daß die Fremden jetzt, da ihre Reise sehr langsam geht, mehr Geld im Lande zurücklassen. Ich schäme mich, gegen diese erbärmlichen Gründe, nur irgend einen Gegengrund vorzutragen.

Die Wege in der Schweiz sind nicht überall gleich gut; die besten Chausseen sind im Canton Bern und im Waadtlande (pays de Vaud); am schlechtesten in Wallis. Doch selbst bei den bessern Berner Chausseen wendet man jetzt eine nicht genug zu tadelnde Methode an, um sie auszubessern, eine Methode, die von den Franzosen herrühren soll; man fährt nämlich auf die verdorbenen Stellen des Weges eben nicht sehr klein geschlagene Steine, und zwingt so die Reisenden, auf Kosten ihres Wagens und auch wohl ihrer Rippen, den Weg weiter fertig zu machen. — Tausendmal habe ich auf meiner Reise den Erfinder dieser höllischen Wegbesserung zu allen Teufeln gewünscht; um so mehr, da ich an Kopfweh litt, auch mein Wagen durch die Länge des Weges, den er schon zurückgelegt, ein wenig wandelbar geworden war.

Professor Müller empfahl mir einen Hauderer, dessen Knecht, Namens Haller, zu den vorzüglichsten gehören sollte: diese Empfehlung und der Name bewogen mich wirklich, ihn bis nach St. Maurice zu dingen; seine nicht gewöhnliche Bildung, seine Reinlichkeit, seine

Ehr-

Ehrlichkeit und seine Ordnungsliebe rechtfertigten Müllers Empfehlung; allein sonst besaß er doch noch alle Fehler eines Hauderers, unter andern auch die, daß er gern noch immer mehr Geld gewonnen hätte.

Da das Wetter zu einem Abendbesuch beim Wasserfall nicht günstig werden zu wollen schien, so entschloß ich mich gleich nach Tische abzureisen. Der Weg führt auf der rechten Seite des Rheins nach Eglisau, was schon zum Canton Zürich gehört; man fährt nicht weit vor dem Wasserfall vorbei, den man in der Ferne sieht, und dessen Rauschen man hört; bald darauf verliert man den Rhein, der mancherlei Krümmungen macht, aus dem Gesicht, und sieht ihn erst in Eglisau wieder, wo eine hölzerne bedeckte Brücke über ihn führt; sein Wasser fand ich hier herrlich smaragdgrün, und seine Ufer waren schöne mit Wein bepflanzte Hügel. Schon in Eglisau verweilte mein Hauderer, um seine Pferde mit Brod zu füttern; nach Verlauf einer kleinen Stunde setzten wir unsere Reise weiter fort, fuhren über Bülach und Kloten nach Zürich. Der Weg war größtentheils außerordentlich schlecht, und so kamen wir erst mit der völligen Dunkelheit in Zürich an. Der Weg in der Stadt bis zum Gasthofe, dem Raben, kam mir ganz abentheuerlich vor; wir fuhren, so schien es mir, unter einem Gewölbe, das schloß ich aus dem hohlen Rollen des Wagens, und aus der tiefen Finsterniß, in der wir uns befanden, und aus der wir nur von Zeit zu Zeit immer auf wenige Augenblicke in etwas Dämmerlicht kamen. Es war zu dunkel um etwas zu erkennen, und

also mußte ich die Aufklärung dem folgenden Tage überlassen. Im Raben nahm man uns freundlich auf, und gab uns sehr zierliche Zimmer; von der Anstrengung des Tages völlig erschöpft, legte ich mich schlafen.

Als ich am andern Morgen erwachte und die Fensterladen meines Zimmers öffnete, ward ich ungemein angenehm überrascht; vor mir lag der Züricher See mit seinen schönen Umgebungen *). Eilig kleideten meine Reisegesellschaft und ich, uns an, und nahmen unser Frühstück auf einem Balkon ein, auf den unsere Fenster gingen, und der die schönste Aussicht auf den See, die hinter ihm sich erhebende Alpenkette, den nahe gelegenen Packhof und einen beträchtlichen Theil der Stadt gewährte.

---

*) Ich erinnere mich zweier ähnlichen Ueberraschungen aus meinen Reisen. Als ich im Jahr 1787 zum erstenmal nach Königsberg über Danzig reisete, kam ich bei dieser letztern Stadt an, als es schon völlig finster war, und konnte also nicht eingelassen werden; dies zwang mich auf dem Stolzenberg, der nahe an Danzig liegt, in einem Gasthofe zu bleiben; wie unendlich ergriff es mich, als ich am andern Morgen an das Fenster trat, und die Stadt und das Meer zu meinen Füßen erblickte. Die zweite Ueberraschung bereitete mir der berühmte Kupferstecher Gmelin, als ich im Jahr 1804 in Rom war; er fuhr mit mir eines Nachmittags nach Tivoli, was ich noch nicht kannte, und richtete es so ein, daß wir in finstrer Nacht dort ankamen. Das Gasthaus worin wir wohnten lag hart an den Cascaden, und ich hörte ganz deutlich das Tosen des Wassers, ohne doch etwas sehen zu können; wie sehr erfreute mich am Morgen der Anblick des Teverone und seines schäumenden Falls und des Tempels der Sibylle! —

Doch eine unfreundliche Kälte, die der über dem See wehende Wind uns zuführte, zwang uns bald, diesen Genuß aufzugeben. Ich suchte einen meiner Schüler, den Kunsthändler Erni, auf, der uns mit höchster Willfährigkeit in der Stadt umher führte, und uns die Schönheiten und Merkwürdigkeiten derselben zeigte. Die Stadt hat ungefähr 1500 Häuser und etwas über 11000 Einwohner, die größtentheils von Fabrikarbeit, vorzüglich in halbseidenen, wollenen und baumwollenen Waaren, leben. Sie liegt am nördlichen Ende des Sees und wird durch die Limmat, welche aus dem Züricher See fließt, in zwei Theile, in die größere und kleinere Stadt getheilt, welche durch zwei Brücken verbunden sind; die eine derselben, welche ziemlich breit ist, dient zugleich zum Marktplatz, und wird durch Käufer und Verkäufer, die hier im bunten Gewühl sich durcheinander bewegen, belebt. Von dem See sieht man in der Gegend der Stadt, wegen seiner Krümmungen, höchstens ein eine bis anderthalb Meilen langes Becken, man schätzt aber seine ganze Länge auf fünf Meilen, seine höchste Breite ist drei Viertheil Meilen. Wir bestiegen mit meinem Freunde zuerst den westlichen Theil des Walles, die Katze genannt; allein so schön und reich auch die Aussicht war, so verloren wir doch dadurch ungemein viel, daß ein ferner Nebel uns die Appenzeller-, Glarner- und Schwizeralpen, diese hohen Schneeberge, die im Hintergrunde herüber schimmern, verhüllte. Ferner besuchten wir einen andern Spatziergang, den Schützenplatz, längs der Limmat, die hier reißend vorbeischießt; mehrere Gänge unter hohen Bäumen bilden

denselben. Auf einem grünen Rasen steht Salomon Geßners Denkmal, aus weißem Marmor, von Trippel in Rom verfertigt; es enthält auf der einen Seite seinen Kopf, in halb erhabener Arbeit, und auf der andern eine Stelle aus seinen Idyllen. Sonst befand sich an demselben noch ein anderes Hautrelief, es ist aber verwittert, und darum weggenommen worden.

Die Stadt selbst hat mehrere merkwürdige Gebäude, worunter sich das Waisenhaus, das Rathhaus, das große Münster und die Peterskirche auszeichnen. Einige Straßen sind ziemlich breit und gerade, vorzüglich die an den Ufern der Limmat; hier bilden die untersten Stockwerke Bogengänge, welche zur Durchfahrt dienen und in denen sich Kramläden befinden (durch diese Bogengänge waren wir den Abend vorher gefahren und dies hatte einen so seltsamen Eindruck auf uns gemacht); doch enthält die Stadt auch mehrere enge winklichte Gassen.

Auf der öffentlichen Bibliothek befindet sich das Original-Manuscript von Quinctilian und die Original-Briefe der unglücklichen Johanna Gray, die, ein Muster der Liebenswürdigkeit, der Kenntniß, des Geistes und des Charakters, ein schuldloses Opfer, 1554 unter dem Mordbeil der Königin Maria von England fiel.

Die Stadt ist mit Wall und Graben versehen und ziemlich fest. Berühmt ist sie wegen großer Männer, die in ihren Mauern lebten, Zwingli, Lavater, Geßner, Bodmer, Füßli, Hotze, Heidegger u. s. w.; berühmt wegen der Schlacht, die im Revolutionskriege

in ihrer Nähe gefochten wurde, und wo die Russen nach der hartnäckigsten Gegenwehr, nachdem sie Wunder der Tapferkeit verrichtet, durch die größere Kriegskenntniß ihrer Feinde besiegt wurden.

An der Wirthstafel, die ungemein gut besetzt und sehr billig war, speisten zugleich mehrere Deputirten der Tagessatzung; ein Mitglied der Tischgesellschaft wollte wissen, diese Herren seyen mehr demokratisch und französisch gesinnt, und hätten sich daher von ihren übrigen Collegen beim Mittagsessen getrennt. Merkwürdig unterschieden sich die Deputirten der verschiedenen Cantone an Schnitt der Kleidung, Gesichtsbildung, Haltung und Sprache. Es sollte in einigen Tagen die neue Constitution der Schweiz bekannt gemacht werden, und manches ward über die Feierlichkeiten, die man deshalb anstellen wollte, verhandelt. Auch erwartete man in einigen Tagen die aus dem Felde zurückkehrenden Züricher (bekanntlich hat die Tagessatzung, bei verminderter Gefahr, den größten Theil ihrer Truppen nach Hause berufen), und machte allerlei Anstalten, sie festlich und feierlich zu empfangen. Schon am Morgen hatten wir ein Schiff mit Musikanten die Limmat hinab schwimmen sehen, deren herrliche Musik uns erfreute; diese waren ihnen von der Stadt zum Empfang entgegen geschickt.

Noch beschäftigte sich das Publikum mit den Schweizersoldaten, welche ihrem Anführer den Gehorsam verweigert, als er sie über die Grenze führen wollen; unstreitig hat der kommandirende General dadurch zu diesem militärischen Vergehen Anlaß gegeben, daß er in sei-

ner ersten Proklamation sagte: „die Schweizerregimenter seyen nur bestimmt, ihre Grenzen zu vertheidigen.“ Bei den so vielen Proklamationen, die man jetzt erläßt, giebt es denn freilich manche, die der kältere Mann nicht immer billigen kann, weil sie von Dingen reden, die sich anders verhalten, und Versprechungen machen, von denen man mit Gewißheit voraussehen kann, man werde sie nicht erfüllen können. Späthin hat man erst in Deutschland gelernt, sich psychischer Mittel zu bedienen, um das Volk zu bearbeiten, es für die Zwecke der Regierung vorzubereiten und zu gewinnen; allein man ist noch immer nicht gehörig vorsichtig im Gebrauch derselben; auch verstehen immer noch nur sehr wenige, für den gemeinen Mann verständlich zu sprechen.

Ich habe auf meiner Reise durch einen Theil der Schweiz mehrere Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß die Schweizer noch immer zu viel Egoismus besitzen, um ihren Staat als integrirendes Glied des europäischen Staatenvereins anzusehen. Sie meinen, ihre ganze Politik müsse dahin zwecken, ihre Grenzen zu decken; dazu kömmt noch, daß ein großer Theil der Einwohner dem Napoleon anhängt, denn es ist nicht zu leugnen, daß dieser Despot, vielleicht durch das Mißlingen seines Plans in Spanien gewarnt, die Schweiz am meisten schonte, obgleich mit Gewißheit vorauszusehen war, er würde, wenn er das übrige Continent von Europa seinem Scepter unterworfen, dies Land von seiner Universalmonarchie nicht ausgeschlossen haben. — Nur wenige Schweizer gedenken noch der Uebel, welche die

Franzosen seit der Revoulution über ihr Land gebracht; erinnern sich der Erpressungen des Rapinat und seiner Helfershelfer. — Am meisten sind die Einwohner des Waadtlandes den Franzosen geneigt, wahrscheinlich auch schon wegen der Uebereinkunft in Sprache und Sitten.

Die Schweizertruppen im fremden Solde, die vielleicht für eine Sache fechten müssen, die ihnen und ihrem Vaterlande fremd ist, sind mir ein Greuel. —

Gleich nach Tische trat ich meine Reise nach Bern an; der Weg im Züricher Canton war sehr schlecht unterhalten; er fährt längs der Limmat in einiger Entfernung von derselben, am rechten Ufer, über Kloster Wettingen *) nach Baden, vier Stunden von Zürich; berühmt ist dieser Ort wegen der, ungefähr eine Viertelstunde davon entfernten, warmen Bäder, auf beiden Seiten der Limmat, die schon den Römern bekannt waren **); die heißen Schwefelquellen haben ihren Ursprung unter dem Bette des reißenden Flusses. — Man findet in der umliegenden Gegend noch mehrere Alterthümer; ob die kleinen, steinernen Würfel, welche außerhalb der Stadt bei dem alten Schlosse im Graben, sonst häufiger als jetzt, gefunden werden, natürlich oder von Menschen verfertigt worden, darüber wird noch gestritten. In Baden ward auch 1714 der Rastadt-Badensche Frieden von Eugen und Villars völlig abgeschlossen.

---

*) Eine römische Inschrift an der Mauer des Dorfkirchthurms sagt, daß hier ein Tempel der Isis stand. —

**) Tacitus erwähnt ihrer schon.

Meine Hoffnung, einen alten lieben Freund und Landsmann, den D. Ebel, der sich durch seine Werke über die Schweiz ein klassisches Verdienst erworben, in Baden anzutreffen, ward vereitelt; dies bewog mich, meine Reise sogleich fortzusetzen; ich fuhr den Abend noch nach Lenzburg, einem artigen, reinlichen Städtchen des Cantons Bern, und übernachtete daselbst. Der Weg von Baden hierher, gewährte nichts Interessantes. Wir begegneten in der Nähe von Baden einige der Rädelsführer, welche sich bei der Armee, dem Uebergang über die Schweizergrenze, widersetzt; sie wurden gefangen nach Zürich abgeführt, um dort verhört und gerichtet zu werden.

Den andern Tag reisten wir, nahe bei Aarau vorbei, nach Morgenthal, einem großen Dorfe an der Landstraße, wo wir zu Mittag blieben. Die ganze Gegend hat das Ansehen des Reichthums; wir kamen vor den Häusern mehrerer Kaufleute und Fabrikanten vorbei, die Palläsien glichen; auf grünen Matten war, so weit das Auge reichte, leuchtendes Baumwollenzeug zum Bleichen ausgebreitet. — In der Nähe von Aarau sahen wir ein hohes Castell herüber blicken. — Der Weg war sehr lebhaft durch die schweizerischen Truppen, welche auf Urlaub nach Hause gingen; sie hatten ihre Hüthe mit grünen Reisern geschmückt, und sangen und tanzten frölich der Heimath zu.

In Morgenthal erzählte uns die Wirthin, ihr Mann sey seit zwei Jahren blind am Staar; sie hoffe noch immer Jung-Stilling werde bald nach Morgen-

thal kommen, und durch eine Operation dem armen Blinden das Gesicht wieder geben. Ich stellte ihr vor, daß da sie nicht gewiß wisse, ob und wann Jung zu ihr kommen werde, so möchte sie doch in Bern von einem geschickten Arzt die Operation vornehmen lassen, damit ihr Mann früher wieder zum erfreulichen Genuß des Lichts gelange; allein sie antwortete mir: „nur von dem Manne Gottes, Stilling, könne sie Hülfe erwarten.“ Aus ihren weitern Gesprächen sahe ich, daß Stilling in der Schweiz, unter den Landleuten, großen Anhang hat, die in ihm wenigstens einen Apostel verehren, und ihm auch wohl, wie weiland den Aposteln, Wunderkraft beilegen.

Uebrigens gefiel mir die Tracht der Wirthin sehr wohl. Sie trug ein rothes, dicht an den Leib anschließendes Mieder, das von der Brust an bis zur Hüfte, an der vordern Seite, mit silbernen Ketten, geschnürt war; das Hemd, was die ganze Brust bedeckte, und große weite Aermel hatte, war fein, und von blendender Weiße, die Hemdsärmel waren an der Hand mit silbernen Knöpfchen befestigt; ein schwarzer, vielfaltiger Rock ging bis etwa unter die Wade, weiße Strümpfe, mit schönen durchbrochenen Zwickeln, zierten den Fuß, der in Schuhen mit hohen Absätzen einherging; ihr braunes Haar trug sie in zwei langen Zöpfen geflochten, die den Rükken hinabhingen.

In Morgenthal trafen wir mit zwei jungen Aerzten zusammen, W. und L., beide aus Bern gebürtig, der eine, der Sohn eines, als Gelehrten bekannten, Geistlichen, der andere, der Sohn eines berühmten Arztes; sie kehr-

ten von Wien nach ihrer Vaterstadt zurück. Beide waren unter der Zahl derer, welche mit der eisernen Brücke bei Baden, einige Meilen von Wien, zusammengestürzt waren; W. hatte das Unglück gehabt, sich bei dieser Gelegenheit den Fuß zu quetschen, und war noch hinkend. Sie machten von dem Unfall eine furchtbare Beschreibung.

Gegen Abend kamen wir nach Kirchberg, einem Dorfe an der Emma; wo wir die Nacht bleiben mußten. Das Wirthshaus, in dem unser Hauderer einkehrte, schien uns nicht behaglich (comfortable), und dies bewog uns, mit unsern neuen Reisegesellschaftern, in der Gegend ein wenig umher zu streifen. Wir kamen unter andern an eine ziemlich lange hölzerne Brücke, die über die damals sehr kleine Emma führte; doch ihr mit Kieseln angefülltes, breites Bette bewies, daß sie bei steigendem Wasser im Frühling und Herbst eine sehr ansehnliche Breite gewinnen kann. Wie unendlich angenehm wurden wir überrascht, als wir unser Auge zur linken wandten, und die Kette der Eisgebirge des Oberlandes vor uns liegen sahen. Hellglänzend erhoben sie sich in das Azurblau des Himmels, den Zuschauer beim ersten Anblick in der Ungewißheit lassend, ob er nicht von der Sonne, oder noch mehr, von dem Monde hell erleuchtete Wolken wahrnehme. Unsere Berner Reisegefährten jauchzeten laut auf, als sie die vaterländischen Giganten erblickten, und wir stimmten frölich mit ein; sie stellten uns die einzelnen Berge mit Namen vor, wie man Bekannte, Freunden präsentirt; das Schreckhorn, das

Finsterrahorn, die Mönche, die Blümlialp, und endlich die vor allen hervorragende und stralende Jungfrau, jetzt da sie die beiden Meier erstiegen, aus Scherz Madame Meier genannt. Die Sonne senkte sich tiefer und die Abendröthe erhellte den Himmel; ein lichtes Rosenroth färbte die eisigen Gipfel der Gletscher, dies ging nach und nach durch tausend Abstufungen in brennendes Purpur über, und endlich schwanden die Berge in Dunkel hin; aber als sie schon einige Minuten ganz dem Auge entrückt waren, erhellten sie sich plötzlich auf kurze Zeit noch einmal (wahrscheinlich von dem Reflexlicht der Stralen der untergehenden Sonne) und dann deckte sie die Nacht. — — Still, voll Rührung kehrten wir nach unserer Behausung zurück; es hatte der Anblick jedes Gemüth erfüllt.

Am andern Morgen fuhren wir durch Hindelbank, berühmt durch das Grabmal der Frau des dortigen Pfarrers Langhanns, welches Nahl 1760 verfertigt, und das so oft in Kupfer gestochen und in Gips nachgeformt ist. Wir ließen den Wagen halten und gingen nach der Kirche. Ein alter Jude, mit einem eisgrauen Bart, ward uns gewahr, und erbot sich jemanden zu rufen, der uns die Kirche öffnen sollte, weil er voraussahe, daß wir das obengenannte Grabmal sehen wollten, und bald brachte er ein Mädchen, was die Thüren aufschloß. Das Grabmal befindet sich in dem Boden der Kirche, unweit dem Altar, und ist mit zwei hölzernen Thüren verdeckt. Du kennst das Grabmal hinreichend aus Abbildungen, und also überhebe ich mich einer ausführlichen Beschrei-

bung. Die Idee ist neu, poetisch, und die Ausführung trefflich; im Gesicht der Mutter liest man das doppelte Streben, aus dem engen Grabe mit ihrem Kinde heraus zu kommen, und dann das Kind selbst gegen den Rückfall des geborstenen Grabsteins, mütterlich zu schützen. Auch die Unterschrift: „Hier bin ich, Herr, und das Kind das Du mir gegeben hast," ist einfach und edel. — Die Pförtnerin erzählte die bekannte Geschichte, wie Nahl, das in derselben Kirche befindliche marmorne Grabmal des Gutsherrn (des Grafen von Erlach), nach der Angabe seiner Erben verfertigt, und wie diese, nach Vollendung desselben, sich geweigert, ihm die bedungene Summe unverkürzt zu zahlen; wie er, hierüber aufgebracht, das Grabmal der so eben im Kindbett verstorbenen Pfarrersfrau verfertigt, und sich geäußert, daß dies Werk aus Sandstein jenes marmorne Denkmal verdunkeln solle. Wahr ist es, das letztere ist geschnörkelt, überladen und steif; wieviel hiervon auf Nahls Rechnung und wieviel auf die ihm von den Erben gegebene Vorschrift zu stehen kömmt, kann ich freilich nicht bestimmen. Bis dahin hatte der alte Jude ruhig den leiernden Sermon des Mädchens zugehört; jetzt aber fiel er ein: „ich habe die Verstorbene recht gut gekannt; es war eine schöne und gute Frau; der Bildhauer hatte sie sehr lieb, darum hat er ihr den Grabstein verfertigt; aber ihr Mann ward eifersüchtig darauf, und so hat er sich am Denkmal gerächt, und hat der seligen Frau ein Stück von der Nase abgeschlagen. In der That fehlte etwas von der Nase der Mutter, rührte aber wahrscheinlich von dem unvorsichtigen Verschließen der hölzernen Thüren her, welche das Grab-

mal verdecken, und dies war bei der geringen Festigkeit des Materials sehr leicht möglich. — Des Juden Erzählung und seine weithergeholte Erklärung einer leicht zu erklärenden Erscheinung, machte mich lachen.

Der weitere Weg nach Bern wird immer angenehmer und unterhaltender, je mehr man sich der Stadt nähert; noch einigemal erblickte man die eisigen Häupter der Alpenriesen aus blauer Ferne herüberleuchten. Die Stadt bekömmt man nicht viel früher zu Gesicht, als bis man sich ihr ganz genaht; der Weg senkt sich allmählich hinab, denn Bern liegt auf einer Halbinsel, welche die Aar, die hier nicht unbeträchtlich breit ist, bildet, aber, ob man es gleich, wenn man von höhern Bergen hinabsteigt, in einem Thal erblickt, so liegt es doch immer noch auf einer beträchtlichen Höhe gegen das Flußbett. Die Stadt hat noch Wall und Graben *); das Thor, durch das wir einfuhren, hatte etwas ritterthümliches, ehrwürdiges. Man kömmt in eine lange, breite Straße, deren beide Seiten ansehnliche Gebäude zieren, alle vier Stockwerk hoch; das unterste Stockwerk, das etwas hervorspringt, wie eine abgekürzte Pyramide, enthält Bogengänge (Arkaden), welche die Fußgänger benutzen, und in denen sie vor Sonne und Regen geschützt sind. Auf dem Fahrwege sieht man keine Fußgänger. Die Straße durchfließt, in einem dazu gewölbten Kanal, ein sehr heller Bach; in ihr finden sich mehrere Springbrunnen, Säulen und Statuen. Unter den Arkaden findet man Kram-

*) Bern soll 1062 Häuser und 12000 Einwohner enthalten.

läden, die aber freilich an Glanz und Schönheit den Lä-den des Palais royal, oder der rue Vivienne u. ſ. w. in Paris, oder den Shops in London, ja ſelbſt den Kaufläden in Brüſſel unendlich nachſtehen, eigentlich gar nicht mit ihnen verglichen werden können. Dieſes Schrägher-vorſpringen der untern Stockwerke, verbunden mit der dunkelgrauen Farbe, welche alle Häuſer von den Steinen, aus welchen ſie erbaut ſind, haben, geben der Stadt zwar das Anſehen der Feſtigkeit, aber auch der Einförmigkeit und des Ernſtes. Es war ein ſchöner Sommertag, und dieſen hatten die Einwohner benutzt, um ihre Betten auf der Straße in die Sonne zu legen, ſo daß der ganze Fahrweg mit Betten belegt war, welches ihm ein unordentliches Anſehen gab. Späterhin hörte ich, dies Auslegen und Sonnen der Betten ſey eine Haupt- und Staatsaktion der Berner Hausfrauen, welche in der Anzahl und Güte der Betten eine Ehre ſetzen, und damit vor den Nachbarn prunken.

Nun aber mag der Brief auch geſchloſſen werden; denn ich denke Dir noch einen aus Bern zu ſchreiben.

Zwölfter Brief.

Bern.

Ich war im Falken abgetreten, der zu den besten und größten Gasthäusern gehört; nachdem ich meinen Anzug ein wenig in Ordnung gebracht, eilte ich noch vor Tische nach dem Münster, um die schöne Aussicht von der Terrasse zu genießen, von der man mir so viel zum Lobe gesagt. Der Sohn des Erbauers des Straßburger Doms, Matthäus, erbaute auch 1421 diese Hauptkirche, deren Thurm aber noch nicht vollendet ist. Ihr Inneres ist ganz einfach, ohne alle Verzierung, den Regeln der reformirten Kirche gemäß; ein großer Tisch von schwarzem Marmor, dient zur Vertheilung des Abendmahls.

Die Terrasse oder Platteforme, worauf diese Kirche steht, ist mit großen Kosten aufgefahren; sie ist mit vier Reihen alter, hochstämmiger Roßkastanienbäume besetzt, die zur Zeit der Hitze erquickenden Schatten geben. Die nach der Aar zu gehende Seite derselben, welche nach Ebel 108 Fuß über den Fluß erhaben ist, gewährt die herrliche Aussicht auf einen Theil der Stadt, und

auf liebliche Gärten, und auf die bläulichte Aar, die hier einen schönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar durchaus nicht an Höhe, aber doch an Breite ähnlich ist, und auf die gegenüber stehenden, schließenden Wächter des Horizonts, die weißen, blendenden Gletscher in stillem, ernstem, traulichem Verein. Es ist diese Terrasse einer der beliebtesten Spatziergänge der Einwohner Berns, deren Stadt an trefflichen Spatziergängen so reich ist, und sie verdient es zu seyn. In zwei kleinen Häusern, welche auf der Terrasse sich befinden, kann man auch Erfrischungen erhalten. In der Mauer der Terrasse, nach der Seite der Aar zu, befindet sich eine marmorne Tafel mit einer Inschrift, welche das Andenken an eine Geschichte enthalten soll, die sich den 25sten Juli 1654 hier zugetragen: An diesem Tage setzte sich ein Student, Namens Weinzäpfli, aus Muthwillen auf ein Pferd, das hier weidete, andere junge Leute jagten das Pferd, dies ward scheu, und warf Weinzäpfli über die Mauer herunter; er fiel in einen der darunter befindlichen Gärten, brach sich Arm und Bein, ward aber wieder hergestellt.

Schwer konnte ich mich von diesem reizenden Orte trennen, als meine Uhr mir sagte, es sey Essenszeit im Falken. Das Essen war an der Wirthstafel sehr gut, unter andern große Forellen, wie man sie nur immer im Genfer See antrifft, und Gemsbraten, den ich hier zum erstenmal aß, und der mir noch zarter als Rehbraten zu seyn schien. Die Tafel war ansehnlich, und von Menschen von allen Nationen besetzt; aber wie es in einer so zahlreichen Gesellschaft immer geht, darum so unbelebter.

Jeder

Jeder unterhielt sich fast nur mit seinem Nachbar. Nur die Frau eines Generals, sehr wohlbeleibt, und prunkend wie ein Pfau, zog durch ihre laute Unterhaltung meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war mit zwei jungen Herren, einem italienischen Abbate und einem Franzosen, auf einer Reise in die malerischsten Theile der Schweiz begriffen, nach deren Beendigung sie nach Paris gehen wollte. Ihr Dialekt war so breit und zerflossen, wie sie selbst, und ihre Stimme fett heiser. Du weißt, daß meiner Meinung nach, die Kultur eines Menschen sich am leichtesten aus dem Ton seiner Stimme erkennen läßt, und Du kannst also leicht denken, daß mir die Excellenz sehr zuwider war, um so mehr, da sie mich an eine, uns beiden bekannte, Person erinnerte, die mich gewaltig abstößt. Sie stand früher auf als ich, und ich war herzlich froh, sie nicht mehr zu sehen und zu hören. Ist Dir es aber nicht oft auch im Leben schon so gegangen, daß Du Dich erfreutest, endlich eines widrigen Gegenstandes los zu seyn, und indem Du Dich anfängst wieder frei zu fühlen, führt ihn Dir Dein böser Genius wiederum zurück *). Nach wenigen Augenblicken kam der Abbé wieder, und sagte mir, es sey in Bern ein Künstler, welcher die vornehmsten Gegenden der Schweiz in optischen Darstellungen sehr täuschend zeige; heute würden diese Darstellungen zwar niemanden gezeigt, allein die Excel-

*) Darum überläufts mich kalt, wenn ich höre, daß die Franzosen Ludwig den achtzehnten Louis l'inévitable nennen.

lenz habe sich den Zutritt verschafft, und diese lasse meine Reisegefährtinnen und mich einladen, an diesem Genuß Theil zu nehmen. Ich schwankte einen Augenblick; in Gegenwart der dicken Excellenz war mir so unwohl; allein endlich siegte die Kunstliebe, die Dankbarkeit für das höfliche Anerbieten, und der Wunsch, daß meine Reisegefährtinnen nichts durch mich verlieren möchten; wir gingen mit. — Wäre ich doch zu Hause geblieben! mein guter Genius hatte mich vergeblich gewarnt. Die Darstellungen waren schlecht; keine richtige Perspektive, keine richtige Zeichnung, grelle Farben, schlechte Benutzung und Vertheilung des Lichts bei der Erleuchtung — und die bewundernden Lobsprüche der Generalin mit Kennerkürze so hingeworfen. — Ich war froh, als die Sitzung geendet war, und als wir nun der Generalin für ihre (wie wir glaubten, gutgemeinte) Höflichkeit dankten, erschien der Abbé und verlangte von mir drei große Thaler, als zu erlegendes Honorar für mich und meine beiden Gesellschafterinnen! —

Den übrigen Theil des Tages wandte ich an, um die Stadt in näheren Augenschein zu nehmen, und der junge Doctor L., dessen Bekanntschaft ich, wie Du aus meinem vorigen Briefe weißt, unterweges gemacht, hatte die Gefälligkeit unser Führer zu seyn. Die schönsten Straßen gleichen alle der Hauptstraße, welche ich Dir in meinem vorigen Briefe beschrieb; nachdem wir einige derselben durchstrichen, um uns von der Stadt einen ungefähren Begriff zu machen, führte uns unser Freund vor das Thor. Im Stadtgraben waren wiederum zwei

neue zahme Bären, das lebendige Wappen der Stadt; die beiden alten sahe ich im vorigen Jahre in Paris im jardin des plantes, wohin sie zur Zeit des französischen Direktoriums abgeführt worden. Mehrere Berner, jung und alt, standen an der Mauer des Grabens, und trieben mit den Bären Kurzweil; in einem andern Theil des Stadtgrabens befanden sich einige zahme Hirsche. — Das Findelhaus und das Bürgerhospital fallen durch ihr Aeußeres wohl ins Auge; die innere Einrichtung derselben lobten mir unpartheiische Männer sehr. Eine Viertelstunde von der Stadt ist ein Spatziergang, die Engi genannt, deren himmlische Aussicht mir lange unvergeßlich bleiben wird. Im Vorgrunde üppige, reiche Wiesen, auf welche schöne Rinder weideten und Kälber frölich herum sprangen und weiter zur Linken die Berner Stadtsoldaten, welche im Marschiren geübt wurden; die sich mannigfaltig schlängelnde Aar, mit ihren reichen Ufern; die ehrwürdige Stadt mit ihren Thürmen, und, im Halbkreis hinter ihnen, die gefeierten Gletscher, deren phantastische Gestalten sich bei der vorhandenen Beleuchtung sehr bestimmt erkennen ließen. Unter Baumgruppen standen Stühle und Tische, und Berner Familien tranken hier ihren Thee und Kaffee. Die Einwohner der Engi liefern den Bernern warmes Wasser, um sich ihren Thee oder Kaffee selbst zu bereiten, Milch, Brod und Butter; aber geschenkt darf dort nichts werden, weder Wein, noch Bier, noch Thee und Kaffee. — Der Magistrat wolle durch dies Verbot, so sagte man, der Ueppigkeit Zügel anlegen.

Noch ein anderer recht angenehmer Spaziergang, den wir auch besuchten, ist die kleine Schanze innerhalb der Stadt, wo man gleichfalls die Aussicht auf die Gletscher hat.

Diese Spaziergänge müssen den Bernern den Mangel des Theaters ersetzen; denn die orthodoxen Geistlichen der Stadt haben nie erlauben wollen, daß in Bern Schauspiele aufgeführt werden! —

Es hatte mir auf der Terrasse am Münster so wohl gefallen, daß ich, so ermüdet ich auch war, doch gleich nach Sonnenuntergang noch einmal hinging. In den düstern Kastaniengängen hingen brennende Laternen, die ein mystisches Licht verbreiten, und Liebende wandelten Arm in Arm in diesem Zauberlicht; hell herüber schimmerten die beiden Häuser, in welchen man Erfrischungen verkaufte; ich eilte dem Geländer zu, von dem man die Aussicht auf die Aar, die Stadt und die Eisberge hat; von den letztern schwand so eben das letzte röthende Reflexlicht der Sonne, aber nicht lange blieben sie in Dunkel gehüllt, der Mond ging auf und sie erschienen, wenn gleich weniger strahlend, doch kälter und eisiger und schauerlicher, und der Wassersturz der Aar erschien silberfarbner; und nach und nach wurden in dem Theil der Stadt, der zu meinen Füßen lag, die Fenster mit Lichtern erhellt, und so gewährte das Ganze ein wundersames, phantastisches Licht und Farbenspiel. —

Du siehst, ich habe die kurze Zeit meines Aufenthalts in Bern, so sehr ich nur konnte, benutzt; vorzüg-

lich wenn ich Dir sage, daß ich noch einige Besuche gemacht. Es wäre lächerlich, wenn ich mir ein Urtheil über Berns Einwohner anmaßen wollte; doch versicherten mich rechtliche, umsichtige und vorurtheilsfreie Männer, der Aristokratenstolz, dessen man sie in frühern Zeiten beschuldigte, sey immer noch nicht verschwunden; dies mache die Gesellschaft oft kalt und unangenehm, und erschwere dem Fremden das Leben in Bern.

Dreizehnter Brief.

Vevay, am Genfer See.

Befriedigt von Bern, und namentlich von seinen Umgebungen, verließen wir den andern Tag, des Morgens, diese Stadt, und nahmen den Weg nach Murten (Morat) einem Städtchen im Kanton Freiburg; die Straße ist sehr wohl unterhalten, und die Gegend, durch welche sie führt, sehr angenehm. Kurz vor Murten sieht man den Murtner See, und über ihn, in weiterer Ferne, wird ein Theil des Neufchateller Sees sichtbar. Die Lage von Murten ist ungemein reizend. Mein Hauderer hielt vor einem Gasthofe in einer engen Straße, der sehr wenig versprach, und ich schmollte deshalb schon in Gedanken mit ihm; noch verdrießlicher ward ich, als uns der Wirth in das Hinterhaus gehen hieß; allein wie ward ich erfreut, als ich in das Tafelzimmer trat, und die herrliche Aussicht auf den Murtner See hatte. Die Schweizerseen, welche ich gesehen, haben jeder etwas Eigenthümliches und Charakteristisches, was sich freilich nicht immer in Worten darstellen läßt; anders ist der

Genfer, anders der Murtener, anders der Züricher See; anders sind in Italien der Lago maggiore und der Comer See. Der Murtner See ist klein und von stillem Ansehen; doch machen ihn die einfassenden, mit Reben bepflanzten, sanften Berge freundlich. Das Städtchen scheint wohlhabend zu seyn; es hat ein nicht unbedeutendes Schlößchen, in dem der Maire des Orts wohnt; auch sind mehrere Badehäuser erbaut, was doch auf Wohlstand deutet.

Eine Viertelstunde hinter Murten, auf dem Wege nach Peterlingen, kömmt man über das berühmte Schlachtfeld, wo 1476 Karl der Kühne von Burgund, durch die freien Schweizer, eine so blutige, völlige Niederlage erlitt; ein warnendes Beispiel für alle Eroberer, wenn sie es wagen wollen, ein freigesinntes, einträchtiges Volk zu unterjochen; ein ermunterndes Beispiel für die Völker, was ihnen zeigt, wie viel glühende Freiheitsliebe und Eintracht vermag. Sonst stand hier am Wege das bekannte Beinhaus, ein einfaches, mit Schindeln gedecktes Gebäude, was 44 Fuß lang und 14 Fuß breit war; in diesem hatten die Sieger, vier Jahre nach der Schlacht, die Gebeine der Erschlagenen gesammelt. Die Gebeinhaufen waren dadurch sehr vermindert, daß die Reisenden, zum Andenken, Knochen, vorzüglich Schädel, mitnahmen; vor Alters sollen es sich vorzüglich die Burgunder zur frommen Pflicht gemacht haben, Gebeine ihrer Vorfahren mitzunehmen, und sie in ihrer Heimath (in geweihter Erde) zu begraben. Das verfallene Gebäude ward 1755 durch Bern und Freiburg wieder her-

gestellt *); allein der französische General Brune, (der sich kürzlich, aus Furcht vom Pöbel ermordet zu werden, selbst entleibte) ließ es 1798 den 3ten März verbrennen, und zwar durch die Mannschaft des Bataillons von der Cote d'or, einem Theil des ehemaligen Burgunds, und an dem Ort einen Freiheitsbaum pflanzen; pomphaft ward dies in den französischen Blättern angekündigt. — Der Freiheitsbaum ist verschwunden, das Andenken an die Murtner Schlacht lebt, und wird noch lange in der Geschichte leben. — Jetzt steht ein anderer kleiner Baum, auf der Stelle, wo ehemals das Beinhaus stand, wenigstens behauptet dies mein, in der Geschichte seines Vaterlandes nicht unkundiger, Hauderer Haller.

Von Murten an hört man neben der deutschen, auch die französische Sprache, so wie denn auch die Orte zwei Namen, einen deutschen und einen französischen führen, Murten, Morat, Wiflisburg, Avanches, Peterlingen, Payerne, Milden, Moudon; an allen diesen genannten Orten trifft man noch römische Alterthümer; bei Wiflisburg die Ueberreste einer Wasserleitung und eines Amphitheaters; auch gräbt man an vielen Stellen römische Münzen aus.

---

*) Es wurden damals vier Inschriften, drei lateinische und eine deutsche daran gesetzt; die letztere ist von dem berühmten Haller, und lautete folgendergestalt;

Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte;
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht, sie liegt in eurer Treu!
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

Wir schliefen die Nacht in Peterlingen, einer kleinen Stadt im Canton Leman; der Gasthof war erträglich; der folgende Tag aber gehörte zu den unangenehmsten meiner Reise, weil ein sehr kaltes Regenwetter fast ununterbrochen anhielt. Den Mittag aßen wir in Milden (franz. Moudon, das Minidunum der Römer); unsere Tischgenossen waren zwei liebenswürdige Frauen aus Genf, Mutter und Tochter. Die erstere war für ihr Alter noch ziemlich lebhaft und gesprächig, die andere stiller und kränkelnd; sie war erst seit kurzem vom Nervenfieber befreit worden. Beide reiseten nach Bern zu dem Manne der Tochter, welcher als Feldprediger bei dem Genfer Bataillon angestellt war, und sich mit demselben dort befand. Die Schweizer Regierung hat nämlich die lobenswerthe Anordnung getroffen, daß das Contingent eines jeden Cantons nie in demselben, sondern in einem andern, zu stehen kömmt. Bei aller Frölichkeit der ältern Frau bemerkte man doch einen Zug der Traurigkeit in ihrem Gesichte, der zwar von der Zeit gemildert, aber nicht völlig verwischt war; das Gespräch leitete sich auf ihre Geschichte, und sie erzählte, daß sie die Frau eines angesehenen Kaufmanns sey, der, als Napoleons eiserne Hand noch die Häfen des Continents verschloß, in seinen Angelegenheiten eine nothwendige Reise nach England machen müssen, daß er genöthigt gewesen, in der Nacht von Cuxhafen nach Helgoland über zu schiffen, daß das Schiff, worauf er sich mit seinem ältesten Sohne befunden, in der Dunkelheit gestrandet und untergegangen sey. — Nicht Gewinnsucht habe ihren Mann zu dieser Reise getrieben,

sondern die Nothwendigkeit, in England stehendes Geld einzukassiren, um seine Gläubiger zu bezahlen. — Daß sie jetzt Napoleon doppelt haßte, wer wird daran zweifeln? Mit vielem Scharfsinn zergliederte sie sein Betragen, und that dar, daß er bei aller seiner Größe, doch ein kleinlich-eitler Mann gewesen. Sie sprach so schön, daß ich ihr mit Vergnügen zuhörte. Unter andern erzählte sie beiläufig: Als Napoleon zur Krönung fuhr, wollten die zwei vordersten der Pferde, welche vor seinem Wagen gespannt waren, durchaus nicht vor dem Magdalenen-Kirchhof (dem Begräbnißplatz Ludwigs XVI.) vorüber, sie bäumten sich so gewaltig, daß man genöthigt war, sie abzuspannen *).

Gleich hinter Moudon erhebt sich ein Berg, auf welchem man, bei heiterem Wetter, nach Aussage der Reisebeschreiber und meines Hauderers Haller, zuerst die savoyischen Alpen und den höchsten Giganten der alten Welt, den Montblanc, erblickt; uns ward dies Vergnügen durch den herabstürzenden Regen versagt. Selbst des schönen Anblicks des Genfer Sees, an den wir zwischen St. Saphorin (eigentlich St. Symphorien) und Vevay kamen, konnten wir wegen des unmäßigen Regens wenig genießen, und die treffliche Gegend des Ryffthals, wegen seiner Weine berühmt, von dem wir einen Theil durchfuhren, verlor von seiner Annehmlichkeit dadurch unendlich viel, daß ihr der

---

*) Spätere Anmerkung. Es thut mir leid, daß ich es vergessen habe, mich in Paris nach der Wahrheit des Geschichtchens zu erkundigen.

Schmelz des Sonnenlichts mangelte; als ich im Jahr 1804 die Reise auf der Schweizerseite des Genfer Sees machte, sahe ich die herrliche Natur in einem vorzüglichen Lichte. Bewundern muß man die Arbeit und Mühe welche die Bewohner dieser Gegend angewandt, um den Boden gehörig zu nutzen. Eine ungeheure Anzahl von Mauern dienen dem Erdboden zur Stütze, der sonst herabrollen würde, sie bilden Terrassen, die etagenweise sich über einander erheben, vom Ufer des Sees an, bis auf die Gipfel der nicht unbeträchtlichen Anhöhen, welche auf dieser Seite den See bekränzen. Alle sind in schönster Ordnung mit Reben bepflanzt, niedliche Lust- und Winzerhäuser, auch Landhäuser blicken aus denselben hervor; und die herrlichste Straße führt durch sie hin.

Vevay, Viviscum der Römer, ist eine reinliche und freundliche Stadt, die auf einem sanften Hügel erbaut ist; nur Schade, daß der anhaltende Regen sie uns weniger freundlich machte; von der Terrasse an der Kathedralkirche, die mitten in der Stadt liegt, hat man eine treffliche Aussicht auf den See, und die gegenüber liegenden rauhen Savoyer Felsen, und Meillerie, berühmt durch Rousseaus Heloise, am Fuße derselben. Auch der Hafen von Vevay, und der an denselben stoßende, mit schönen Häusern eingefaßte, Platz sind sehenswerth. Vevay zeichnet sich durch den Fleiß und die Wohlhabenheit der Einwohner aus; auch treibt es mit Schweizer Produkten keinen unbedeutenden Handel; so zieht man z. B. den besten Käse aus Gruyeres über

Vevay, und das Haus Dietrich treibt einen sehr ausgebreiteten Verkehr damit.

Das Wetter bringt mich in Verzweiflung; hält der Regen an, wie es allen Anschein hat, so werden wir nicht bloß morgen wenig oder nichts von den Schönheiten des Genfer Sees genießen, sondern die uns bevorstehende Reise, durch das Wallis und über dem Simplon, wird mit mannigfaltigen Beschwerden verknüpft seyn.

Vierzehnter Brief.

Domo d'Ossola.

Viktoria, wir sind in Italien, und die Reise hierher hat weniger Beschwerden gehabt, als ich fürchtete, und uns vielmehr Genuß gewährt, als ich hoffen durfte.

Der Morgen, an dem wir von Vevay abreiseten, war heiter, und obgleich die hellstralende Sonne, nach meines Hauderers Aussage, für heute noch Regen verkündigte, so war ich doch sehr froh, daß sich erwarten ließ, wir würden einige Stunden Sonnenschein behalten, und diese frohe Stimmung machte mich weniger ungehalten über die schändliche Prellerei unsers Wirths, die wirklich über alle Begriffe ging. Als ich ihm sagte, ich fände seine Forderung unmäßig theuer, antwortete er ganz kalt: „Kommen Sie nur erst nach Italien, da werden Sie es noch weit theurer finden.“ — Ich mußte über die Unverschämtheit des Menschen lachen.

Gleich hinter Vevay kömmt man zu einer alten steinernen Burg, welche durch eine Allee mie der Stadt in Verbindung steht; sie führt den Namen la tour de Peils,

und gehört einem Einwohner von Vevay; hierauf folgt Clarens, den Lesern der Heloise merkwürdig, Verner und das feste Schloß Chillon, was in den See selbst gebaut ist und von seinen Wellen bespühlt wird. Es hat in der Entfernung Aehnlichkeit mit der Pfalz im Rhein, unterhalb Bingen. Von hier aus übersahen wir den größten Theil des Genfer Sees, der in der Mitte, wechselnd alle Farben des Regenbogens durchlief, und am jenseitigen Savoyerufer seine weißschäumenden Wellen brach. Der Contrast zwischen den hohen Alpen Savoyens, und den lieblichen Rebenhügeln der Schweizerseite, mit der ganzen reichen Fülle von Städten und Dörfern; die in den See einströmende Rhone, deren Wasser sich lange von dem des Sees unterscheidet, das Farbenspiel des Sees; die denselben befahrenden Schiffe, machen die Landschaft zu einer der vorzüglichsten Europas. Hinter Villeneuve, einem in einer sumpfigen Gegend, welche die Rhone gebildet, liegenden Städtchen, entfernt man sich von dem See, und nun fingen plötzlich die Alpen an, sich in Nebel zu hüllen, der, immer mehr sich zu Wolkengebirgen verdichtend, langsam sich herabwälzte; gleich ungeheuren Riesengespenstern schwebten langsam die Nebelwolken zwischen den Gebirgen einher; der Himmel verfinsterte sich ungewöhnlich, endlich umhüllte dicker, dumpfer Nebel uns selbst, so daß wir kaum einige Schritte vor uns sehen konnten, und dann stürzten Regenströme nieder, die die Wege überschwemmten. So kamen wir, über das aus Marmor erbaute Aigle (deutsch Aelen), in dem Flecken Bex (bekannt wegen seiner Salzminen) an, uns tröstend, daß uns doch der

Himmel wenigstens den herrlichen Anblick des Sees geschenkt. Ich ging in das große, treffliche Wirthshaus, um etwas zu frühstücken; der Regen ließ nach, der Nebel verschwand, und als ich das Fenster öffnete, um nähere Erkundigung vom Wetter einzuziehen, fand ich die höhere Gegend in eine Winter-Landschaft verwandelt, alle Gipfel der Berge, selbst ziemlich tief herab, waren mit blendendem Schnee bedeckt, der oben gefallen war, während uns am Fuß der Berge der gewaltige Regen durchnäßte.

Mein Hauderer, der, nach genommener Abrede, mich nach St. Moritz zu fahren hatte, war vom Regen so durchnäßt, daß er sich schon hier von mir trennte, und mir einen andern Fuhrmann bis St. Moritz gab. Die Gegend ist noch immer sumpfig; man kömmt den hohen Bergen immer näher, die Schweizer- und Savoyeralpen treten immer näher zusammen; man erwartet jeden Augenblick, sie werden zusammen stoßen, und wie erstaunt man, wenn man endlich zu einem hölzernen Thor gelangt, dessen eine Seitenwand die Savoyische Alpe Dent du Midi, und die andere die Schweizer Alpe Dent de Morcle bildet; dies Thor schließt also ein Land; es trennt Wallis vom Waadtlande. Gleich am Thor ist ein Zollhaus und eine Wache, und hier mußten wir unsere Päße visiren lassen. Unmittelbar hinter dem Thor wendet man sich ein wenig rechts und gelangt zu einer steinernen Brücke, die über die Rhone führt; sie besteht nur aus einem einzigen Bogen, dessen einer Fuß auf dem Dent de Midi und der andere auf dem Dent de Morcle

ruht; schäumend und sprudelnd stürzt die Rhone aus dem engen Thal mächtig durch diese Brücke.

Hart an der Brücke liegt die Stadt St. Moritz *), aus einer einzigen schmalen Gasse bestehend, eingeklemmt zwischen den hohen Felsen Savoyens und dem reißenden Strom. Ein alter Thurm mit Schießscharten dient zur Vertheidigung dieses Engpasses. Der Schmutz in den Straßen, und die ärmliche Kleidung der Einwohner, kündigten uns an, was wir in Wallis zu erwarten hatten, und unsere Erwartung ward leider nicht betrogen. Schmutziger, ekelhafter und träger, als die Walliser, kann wohl kaum ein Volk seyn; die Einwohner, welche allenfalls noch erträgliche Arbeiten liefern, sind eingewanderte Ausländer, die aber gewöhnlich nach einigen Jahren das Wallis wieder verlassen.

Man trifft an allen Orten Cretins an, Menschen die nur wenig, vielleicht gar nicht, über das Vieh sich erheben; diese sind sehr kleiner Statur, haben dicke Wasser-

---

*) St. Moritz war das alte Agaunum, eine Stadt der Verager. Der heil. Sigismund, König von Burgund stiftete hier 522 ein Kloster, in welchem 900 Mönche, abwechselnd und ohne Unterbrechung Loblieder (laus perennis) sangen. Im neunten Jahrhundert meinte der Aberglauben, die Gebeine der thebaischen Legion, welche aus Christen bestand, zu entdecken, die auf Befehl des Kaiser Maximinian, unter ihrem Anführer Moritz, im Jahr 302, hier niedergehauen seyn sollen, und so nahm das Kloster und die Stadt den Namen Moritz an. Jetzt gehört das Kloster den Augustinern.

ferköpfe, hervorkloßende Augen, einen großen, fast beständig offenen Mund, dessen Unterlippe schlaff niederhängt, einen mächtigen Kropf, einen gewaltigen Hängebauch und säbelförmige Beine, auf welchen sie sich nur mit Mühe erhalten. Der Statur nach sollte man sie für Kinder, dem Gesicht nach für abgelebte Greise halten. Sie lallen gewöhnlich nur einige unverständliche Töne *). Von diesen äußersten Grenzen der Menschheit giebt es nun allmählige Uebergänge bis zu den besten Bewohnern dieses Thals; allein die Nationalphysiognomie, selbst der Bessern, zeigt im Ganzen von Dumpf- und Stumpfheit des Geistes, und Kröpfe gehören hier zu den gewöhnlichen Erscheinungen.

Die Cretins hält man hier, wie in manchen andern Ländern, wo sie sich finden, für Begünstigte des Himmels **), und thut ihnen nicht nur nichts zu Leide, son-

---

*) Auch in Steyermark und Krain habe ich solche Cretins angetroffen; einer derselben war schon über vierzig Jahre, und mußte noch gefüttert werden, weil er nicht so viel Verstand hatte, den Löffel zum Munde zu führen.

**) Coxe meint in seinen Briefen über die Schweiz, man betrachte diese Unglücklichen deshalb als Begünstigte des Himmels, weil sie wegen Mangel an Unterscheidungskraft nicht sündigen könnten, sich stützend auf den Ausspruch Christi: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr das Himmelreich nicht ererben;“ so daß also diese Cretins thun könnten, was sie wollten, ohne irgend etwas zu beichten zu haben. — Eine ganz drollige Erklärung. — Es ärgert mich, daß ich es versäumt habe, dem Grunde dieses Aberglaubens nachzuforschen.

dern glaubt, daß sie dem Dorfe oder dem Hause, worin sie sich finden, Glück bringen. Ein Aberglaube, der diesen Unglücklichen sehr zu statten kömmt.

Ich war froh, in St. Moritz des zaudernden Hauderers entübrigt zu seyn, weil man dort wieder Postpferde vorfindet, und ging sogleich mit Extrapost weiter.

Das ganze Wallis ist ein 17 Meilen langes Thal, bald mehr, bald weniger eng, von hohen Gebirgen eingeschlossen, über welche hin und wieder Gletscher herüber ragen; die reißende Rhone durchströmt dasselbe in mancherlei Krümmungen, und die Straße führt längs derselben bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Das Thal selbst ist gewissermaßen geschlossen; nach der Schweiz zu, durch das Thor, von dem ich oben redete, und die Rhone; nach Italien zu, durch den Simplon. Es ist abwechselnd; an einigen Orten findet man Weinberge, ächte Kastanien-, Nuß- und andere Obstbäume, an andern Orten bloß Wiesen, an noch andern unfruchtbarer Sumpf, durch die Ueberschwemmungen der Rhone hervorgebracht. Die Dörfer haben größtentheils ein ärmliches Ansehen; die Häuser sind hölzern, aus über einander gelegten Balken gebaut, und mit hölzernen Schindeln gedeckt, welche man mit großen Steinen beschwert, damit der Wind, oder auch der, von den Bergen herabrollende, Schnee das Dach nicht abreiße. Die Tracht der Männer ist von der gewöhnlichen nicht abweichend, die Weiber tragen ganz kleine Hüte von Stroh oder schwarzem Filz; zum Putz ist dieser Hut mit einem (gewöhnlich rothen) gepufften Band eingefaßt. Das weibliche Geschlecht in Wallis,

das schöne zu nennen, wäre der größte Verstoß gegen die Wahrheit. Von ihrer schrecklichen Unreinlichkeit habe ich schon gesprochen; sie sind wahre Sumpfbewohner. Im obern Wallis spricht man deutsch, im untern französisch; doch ist beides nur ein Jargon. Die Wirthshäuser sind überaus elend, und doch sollen sie besser als ehemals seyn, weil Einwohner vom Waadtlande sie inne haben.

Zwei Stunden hinter St. Moritz, auf dem halben Wege nach Martinach, ist der berühmte Wasserfall, die Pisse-vache. Schon sein Name zeigt, daß er zwar eine beträchtliche Höhe, aber keine bedeutende Breite haben kann. Der Weg geht dicht an ihm vorüber. So viel man aber auch in den Beschreibungen des Wallis zu seinem Lobe sagt, so kann ich doch in dieses Lob durchaus nicht einstimmen, ob ich ihn gleich zweimal, und zwar zu verschiedenen Tageszeiten sahe; diesmal gegen die Mittagszeit, und im Jahr 1804 am Abend, bei untergehender Sonne. Der Bach (er heißt Salanche) fällt freilich von einer beträchtlichen Höhe senkrecht, mit ziemlichem Getöse, herab, und das weiße, schäumende Wasser sprüht, Nebeldünsten gleich, weit umher, und bildet, wenn die Sonnenstrahlen es treffen, einen Regenbogen; aber der herabstürzende Stral ist gegen seine Höhe, die mehrere hundert Fuß beträgt, wovon ungefähr 200 Fuß senkrecht, zu schmal, und erscheint noch schmaler, wegen der breiten Felsenwand, an welcher er sich herabwirft *).

*) Die Pisse-vache bildet einen breitern und einen schmalern Fall, dicht neben einander; der erste hat zwei Stürze, den kleinern oben, und den größern unten; der andere

Eine ganze Menge Bettler, männlichen und weiblichen Geschlechts, Alte und Junge, umringten meinen Wagen, einige boten, mit großem Geschrei, kleine Bergkrystalle an, die sich in der Gegend finden, andere bettelten.

Kaum hatten wir den Wasserfall zurück gelegt, so fing der Regen von neuem an, und das Wetter ward so ungestüm, daß ich den früher gefaßten Vorsatz, von Martinach (dem Octodurum der Alten) eine kleine Nebenreise nach dem Thal von Chamouny und dem Eismeer zu machen, wie dies im Jahr 1804 von mir geschehen war *), so ungern ich es auch that, aufgeben mußte. Ich reiste daher ohne Aufenthalt weiter, um wo möglich noch denselben Tag, wenn gleich spät, Brieg am Fuße des Simplon zu erreichen. Der Weg bleibt der Rhone immer nahe, nur daß er bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer sich befindet, und man also mehrere Brükken passiren muß. Da das Ländchen sehr arm ist, und durch den Revolutioskrieg, der hier von Simpelen bis Sitten mit allen Greueln wüthete, noch mehr verarmte, und die Unterstützung der französischen Regierung zur Wegebesserung seit längerer Zeit ganz wegfällt, so sind die Wege, welche wegen der öfteren Ueberschwemmungen der Rhone schon sehr verdorben worden, in einem sehr

---

drei, wovon der unten gleichfalls der größte ist. Nach dem Falle strömt das Wasser noch eine Zeitlang schäumend und brausend fort, durchschneidet die Straße, die hier durch eine Brücke verbunden ist, und vereinigt sich mit der nahen Rhone.

*) Siehe Beilagen.

traurigen Zustande, und waren es für uns, durch den so eben beendigten Durchmarsch der Oesterreicher, die von Mailand nach Frankreich gingen, und durch den anhaltenden Regen, noch mehr geworden. So sehr ich daher auch trieb, so kamen wir doch erst spät Nachmittag nach Sion oder Sitten (civitas Sedunorum), der Hauptstadt des Walliserlandes; dessen Lage an den steilen Ufern der Rhone, in welcher hier sich beträchtliche Inseln gebildet, mit seinen von hohen Bergen drohenden festen Schlössern und seinen Thürmen sehr romantisch ist, deren Inneres aber mit dem übrigen in Wallis trefflich harmonirt. In dem sogenannten besten Gasthof war alles durch Schmutz abschreckend, und als wir, von Hunger getrieben, den Ekel besiegten, und uns etwas zu essen reichen ließen, so war es kaum genießbar, so theuer wir es auch bezahlen mußten.

Wir fuhren an der Rhone weiter aufwärts, oft dicht an dem Felsen auf der einen Seite, und dem steilen Ufer an der andern; das Geländer, was an der Seite des Flusses schützte, war an vielen Stellen zerstört, so daß man, bei minder trägen Pferden, und des Weges kundigem Postillion, wegen der zunehmenden Dämmerung, Gefahr gelaufen wäre, hinab zu stürzen. Es war schon ganz finster, als wir nach Siders kamen; ich beharrte auf meinen Entschluß, weiter bis nach Brieg zu fahren, wo ich wußte ein erträgliches Gasthaus zu finden; meine Reisegefährten hatten freilich mancherlei einzuwenden; allein nachdem sie von Allen, die sie fragten, die Versicherung erhielten, die Straße sey völlig sicher und überhaupt

wisse man in Wallis nichts von Diebstahl, oder gar von Straßenraub, so ergaben sie sich in ihr Schicksal. Allein die Nacht ward ungemein dunkel, der Weg ging über waldige Berge, und seine Schlechtheit ward uns um so fühlbarer, da der Postillion wegen der Finsterniß den Löchern in demselben nicht ausweichen konnte; wir hörten die Rhone fast beständig uns zur Seite toben; mehreremal mußten wir sie, über Brücken, passiren; die Straße war völlig einsam; dies alles setzte die Frauen so in Angst und Furcht, daß sie erklärten, sie blieben über Nacht in der nächsten Station, wie auch immer das Wirthshaus beschaffen seyn möchte. Ich mußte nachgeben, so ungern ich es that, da ich voraus sahe, was wir für eine schlechte Nacht dort verbringen würden. Nach zehn Uhr Abends langten wir endlich in Tourtemagne, zwei Stationen vor Brieg an *); mit Mühe erhielten wir im Posthause, das zugleich Wirthshaus war, ein Nachtlager, die Frauen Betten, über deren Härte sie am folgenden Morgen ein gewaltiges Klagelied anstimmten; ich mußte mich mit einer harten Matratze, auf der bloßen Erde begnügen; und doch hätte ich gewiß vor Müdigkeit geschlafen, hätte es das Ungeziefer vergönnt. Zerschlagener als wir uns den Abend vorher niedergelegt, standen wir den andern Morgen auf, tranken ein wenig warmen sauren Wein, der füglicher Essig genannt werden konnte,

*) Wir waren in der Dunkelheit durch Leuk gefahren, was der, in seiner Nähe liegenden, heißen Quellen wegen berühmt, und der Unreinlichkeit wegen, berüchtigt ist.

und mußten fast einen Napoleonsd'or bezahlen. Ich bat den Herrn Postmeister mir gefälligst vorzurechnen, wie er zu einer solchen übertriebenen Forderung komme; allein er antwortete ganz kurz, zu rechnen sey da nichts, es käme alles auf Rechnung der gehabten Mühwaltung.

Kurz vor Tourtemagne gelangt man auf die neue Straße Napoleons, und ob uns gleich den vergangenen Abend die Dunkelheit hinderte sie zu sehen, so belehrte uns doch das leichtere Rollen des Wagens, und die sanftern Stöße, von dem Daseyn eines bessern Weges. Es führt diese Straße durch Savoyen, auf der andern Seite des Genfer Sees, über Meillerie, nach Frankreich. Sehr schnell gelangten wir, wegen der trefflichen Chaussee, nach Brieg, am Fuße des Simplon; bis dahin ist die Gegend öde und unfruchtbar; aber Brieg liegt in einem grasreichen Wiesenthal, und nimmt sich durch seine, mit silberglänzenden Glimmerschiefer gedeckten, Häuser, und seine Kirchthürme, welche mit einem grünlichen, polierten Stein gedeckt sind, und seinem Schlosse, dessen vier Thürme große Kugeln von hellem Eisenblech tragen, sehr gut aus. Vor der Stadt begegneten wir die Leiche eines Kindes, und es fiel uns auf, daß die Begleiter derselben ungemein froh und vergnügt aussahen; ich theilte der Postmeisterin in Brieg meine Bemerkungen mit, und sie sagte mir, der Begräbnißtag eines Kindes sey ein Freudenfest in der Familie, und werde stets durch einen Schmaus gefeiert, weil die Familie meine, ihr zeitiges und ewiges Wohl werde jetzt mehr befördert, da sie an

dem Verstorbenen einen Schutzgeist und Fürsprecher im Himmel habe.

Nach eingenommenem Frühstück traten wir unsere Reise über den Simplon an; statt der bisher gehabten zwei Pferde, spannte man uns vier vor, und überdies mußten wir noch sechs Franken „Rafraichissement", d. h. dafür zahlen, daß die Pferde unterweges gefüttert werden müssen.

Es war dies das zweitemal, daß ich über den Simplon ging, denn 1804 war ich über ihn aus Italien nach Frankreich zurückgekehrt; ich sah also diesmal die Gegend von der entgegen gesetzten Seite; aber auch darin unterschied sich meine jetzige Reise über demselben von der vorigen, daß die Straße vollendet war, an der ich 1804 noch arbeiten sah; doch gebe ich es um vieles nicht hin, sie so gesehen zu haben. Der Weg von dem Dorfe Simpelen bis in das Wallis hinab, war damals, bis auf einzelne Stellen, schon vollendet; aber auf der italienischen Seite fehlte noch ein Theil von anderthalb Meilen bis nach Simpelen; auch war die Brücke über den Tosa, deren Pfeiler aus einem tiefen Abgrunde herauf gemauert sind, noch nicht geendet. In dieser furchtbar wüsten Gegend, die durch eine ungeheure Naturumwälzung ihre damalige Form erhalten zu haben schien, (so waren ungeheure Felsblöcke auf einander hingeschoben, über einander geschüttelt und gerüttelt, Felsen gespalten, so gähnten grause Abgründe den erschrockenen Reisenden an,) in dieser furchtbar erhabenen Gegend, mit ihren Schneebergen, und Wasserstürzen, und dunklen

Fichtenwäldern war reges Leben; mehrere tausend Arbeiter waren beschäftigt die Straße zu bauen; Ingenieure, Mineure, Maurer, Zimmerleute, Steinmetzer, Steinsetzer, Schmiede, Schlosser, kurz Arbeitsleute aller Art, waren hier versammelt; einige schwebten an steilen Felsen, andere erblickte man in schwindelnden Tiefen, noch andere arbeiteten am Wege, den ich zog. Welch ein Gewühl in dieser Oede! Seltsamer ward das Ganze noch dadurch, daß die Arbeiter größtentheils aus Piemont waren, und, nach der Sitte des Landes, rothe Mützen trugen. Und nun welch ein Geräusch in diesen, sonst so abgeschiedenen, Gegenden, wo man Todesstille vermuthen müßte! Es hallten die Berge wieder von dem Geschrei der Arbeitenden, von dem Schlagen der Hämmer und Beile; krachend rollte, wildem Donner gleich, das Echo der gesprengten Minen, wodurch man die Felsen trennte. Worte vermögen es nicht, die Scene zu schildern. Mit Lebensgefahr legte ich damals den Weg zurück; nicht bloß, daß ich genöthigt war über Felsenspitzen zu klettern, was an manchen Stellen sehr gefährlich war, sondern oft flogen auch Stücke, von den mit Pulver gesprengten Felsen mir um den Kopf. Je weiter ich mich entfernte, je mehr nahm der furchtbare Wiederhall ab, und endlich verlor er sich ganz; und in der Tiefe, auf einer von kleinen Waldbächen durchschlängelten Wiese, weideten Kühe, und der Hirt, am Bache gelagert, blies die Schallmei; die Töne seines Instruments, und das harmonische Geläut der Glocken der Rinder, drang zu mir auf der Höhe.

Laß mich immer, mein theurer Freund, Dir aus jener Reise noch etwas erzählen, was mir jetzt, da ich dies schreibe, so lebhaft gegenwärtig ist, und was Dir mitzutheilen, mein Herz mich drängt. Ich hatte von Domo d'Ossola aus zwei Pferde gemiethet, um über den Simplon zu kommen; das eine trug mich, das andere meinen Koffer. Diese Reiseart ging so lange, bis ich an den Theil der Straße kam, wo der Weg erst gemacht wurde, und wo man, um weiter vorwärts zu kommen, über Felsen klettern und über schmale Bretter, die über Abgründe gelegt waren, gehen mußte; denn hier konnte kein Pferd fortkommen; mein Koffer ward also vom Pferde genommen, und ein rüstiger Arbeiter gedungen, ihn bis nach Simpelen zu tragen. Bewundernswürdig wand sich der Träger über alle Felsen und Stege, und ich schlenderte einsam vor ihm her. Als ich schon Simpelen erblickte, gesellte sich ein Einwohner des Orts zu mir, der nach demselben zurückkehrte. Herr, sagte er, Eurer Miene nach, seyd ihr ein Deutscher. — Das bin ich, erwiederte ich. So seyd mir denn herzlich willkommen, Herr Landsmann, fuhr er fort, und reichte mir traulich die Hand. Wir wollen mit einander gehen, wenn's Euch recht ist, und die Zeit verplaudern. Da ich ihm sagte, daß mir dies sehr angenehm seyn würde, so schloß er sich an mich an, und lobte mir Deutschland, was er schon als Tabletkrämer einmal besucht habe, und schalt auf die Italiener, als betrügerische Leute, und auf die Franzosen, als herrisch und räuberisch; und als er erfuhr, daß ich ein Preuße sey, mußte ich ihm von Friedrich dem Großen erzählen, von dem er, wie er sagte,

ein Bild besäße, das neben dem heiligen Franziskus, seinem Schutzheiligen, hange. So waren wir, ich wußte nicht wie, nach Simpelon gekommen, und mein Begleiter führte mich in ein Gasthaus, dessen Wirth auch ein Deutscher war. Als wir an die Thür kamen, schrie er in das Haus hinein: „Kommt herunter, ich bringe Euch einen Landsmann;“ und es kam ein ehrwürdiger, alter Mann und eine alte Frau mich zu empfangen. Sie schüttelten mir traulich die Hand, und hießen mich willkommen. Ich habe den Landsmann unterweges gefunden, sagte mein Begleiter, ach, der hat mir recht viel vom alten Fritz erzählt, er hat ihn selber gekannt. Nehmt ihn ja gut auf. — Nun aber will ich gehen, und Euch ein paar Pferde und einen sichern Führer besorgen, fuhr er fort zu mir sich wendend, damit Ihr Eurem Wunsch gemäß, noch den Abend in Brieg eintreffen könnt, — und damit verließ er uns. Der Wirth führte mich in ein Zimmer, und setzte sich zu mir, und auch ihm mußte ich von dem großen König erzählen. Unterdessen brachte das alte Mütterchen, aus eigenem Antrieb, in einer reinlichen Wanne, warmes Wasser, damit ich mir die Füße darin baden sollte, und stellte eine Flasche mit Branntwein hin, um mich nach dem Bade damit zu waschen. Ihr habt einen weiten Weg gemacht, sagte der Alte, und werdet heute einzelne Stellen des Weges auch wohl noch zu Fuß zurücklegen müssen, da wird Euch das wohl thun. — Bald nachher kam ein frugales Mittagsmahl, doch reinlich und kräftig; ich ladete den Wirth und die Wirthin ein, mit zu essen, aber sie dankten, weil sie schon gegessen hatten. Wenn Ihr es mir aber erlaubt,

sagte der Wirth, mit Euch zu plaudern, und mit Euch ein Glas Wein zu trinken, so nehme ich dies gern an. — Mit Freuden, alter Vater. — So gehe ich und hole etwas Gutes aus dem Keller. — Er ging, und brachte zwei Flaschen guten Wein. Während ich noch aß, kam mein Begleiter wieder, und sagte: Herr, es geht mir recht unglücklich. Ein gutes Pferd für Euren Koffer, und einen treuen Führer habe ich aufgetrieben; aber für Euch kann ich kein Pferd bekommen. — Ei was, Franz, fuhr ihn mein Wirth an, du wirst doch nimmer wollen, daß der Herr Landsmann den Weg nach Brieg zu Fuße mache, du mußt ihm durchaus noch ein Pferd schaffen. — Ich bin schon überall vergeblich herumgelaufen, sagte der andere. — Geh' doch einmal zu .... und hier nannte ihm der Wirth einen Namen, der borgt ihm gewiß eins, wenn du ihm sagst, daß er ein Landsmann ist. — Franz eilte sogleich fort, und kam nach einigen Minuten frölich wieder, und erzählte, in einer halben Stunde würden Pferde und Führer da seyn. Froh über diese Nachricht nahm ich einen Brabanter Thaler aus der Tasche und drückte ihn, mich bedankend, dem Franz in die Hand. Hilf Himmel, wie böse ward der Mann! Denkt Ihr, ich habe Euch Geldes halber gedient, sagte er unwillig, und legte den Thaler verächtlich auf den Tisch. Ihr seyd kein rechter, ächter Landsmann, — — und so wollte er gehen. Ich hielt ihn am Arm, und entschuldigte mich, und gab ihm ein Glas Wein, um es auf meine Gesundheit zu trinken. — Das hätte ich gern gethan, sagte er, und riß sich los, wenn Ihr mich nicht so beleidigt hättet, und so schoß er zur Thür hinaus. Ich

bat den Wirth, ihm nach zu gehen, und ihn zu beruhigen, aber er war schon über alle Berge. Als der Wirth zurückkam wunderte ich mich gegen ihn, daß Franz mein Anerbieten übel genommen, allein der Wirth gab ihm Recht, und fragte mich, ob ich mich bezahlen ließe, um einem Landsmann, in der Fremde, einen kleinen Dienst zu leisten, und ich schwieg beschämt. — Endlich kamen die erwarteten Pferde und der Führer, und mein Wirth und meine Wirthin banden mich dem letztern auf die Seele, um so mehr, da unsere Wanderung wohl bis in die Nacht dauren würde. Jetzt fragte ich nach meiner Schuld, und die Wirthin forderte für das Essen eine sehr mäßige Summe. — Und der Wein? fragte ich. Was der Wein? sagte verwundernd der Wirth. Habe ich Euch nicht gebeten, als Landsmann mit mir Eins zu trinken, und jetzt wollt Ihr den Wein bezahlen. Pfui, schämt Euch. Sagte ich nicht, daß Franz Recht hat. Doch Ihr kommt erst aus Italien, da haben Euch die Welschen verdorben.

Nach der langen Abschweifung kehre ich zu meiner letzten Reise zurück.

Der Weg über den Simplon, so wie auch der, über den Mont Cenis, gehören zu den Schöpfungen Napoleons, welche man den bewundernswürdigsten Werken der Vorzeit mit Recht an die Seite stellen kann *); aber

*) Die Voyage pittoresque de Genève à Milan par le Simplon, welche 1811 in Paris bei dem ältern Didot in Druck erschien, und zu welchen die Aussichten, von

freilich würden vielleicht viele dieser Werke nicht zu Stande gekommen seyn, wenn nicht eiserner Despotismus den Befehl dazu ertheilt hätte; und so kann der gerechte Fürst, bei aller seiner Macht, oft nicht hervorbringen, was der Despot vermochte. Doch wenn wir gleich oft den Urheber eines Werks, und seine Beweggründe zu demselben, tadeln müssen, so darf dies doch unser Urtheil über den Werth seines Werks nicht bestechen, oder leidenschaftlicher, blinder Haß gegen ihn, uns zu dem Unsinn verleiten, das Nutzbare nicht erhalten zu wollen, was er hervorgebracht. — Bedauernswerth wäre es, wenn blinder Haß gegen Napoleon dahin wirken könnte, diese trefflichen Bergstraßen eingehen zu lassen, und so den jetzt so erleichterten Verkehr von Nachbarstaaten von neuem erschweren wollte. Nehmen übrigens die hierbei interessirten Regierungen nicht bald hierauf Rücksicht, so ist es

---

Lorey, Vater und Sohn, in Neufchatel, meisterhaft nach der Natur gezeichnet und kolorirt sind, ist ein mit Recht zu lobendes, treffliches Werk. — Auch erscheint seit 1814 in derselben Druckerei: „Voyage pittoresque et historique du Nord de l'Italie, par F. C. Brunn Neergaard, Gentilhomme de la Chambre du Roi de Danemarc; les dessins par Naudet; les gravures par Debucourt, agrée de la cidevant Academie royale de peinture. Deux volumes, in folio, avec 100 planches.“ Als ich im Sommer 1815 dies Werk sahe, waren ungefähr 30 Platten vollendet; der Künstler hat, um dem Werke mehr Mannigfaltigkeit zu geben, verschiedene Manieren gewählt, wovon einige dem Auge sehr wohlgefällig sind. — Der Text, welcher die letztere Voycge pittoresque begleitet, ist weit ausführlicher, als der, welcher der ersten beigesellt ist.

keinem Zweifel unterworfen, daß beide Straßen bald unbrauchbar seyn werden, weil späterhin ungeheure Summen erforderlich seyn müssen, sie wieder herzustellen, da jetzt die Ausbesserung derselben nur einen geringen Kostenaufwand erfordern würde. Auf dem Simplon sind einzelne Theile durch herabstürzende Waldbäche und Lavinen schon zerstört; bei vielen Geländern fehlt die hölzerne Brustwehr; an andern Orten sind die schützenden Mauern zum Theil eingefallen, zum Theil von muthwilligen Menschen eingerissen, um die Steine in die Abgründe hinabzustürzen, damit das Gepolter derselben sie ergötze. Dies gilt vorzüglich nach der Walliser Seite zu; auch fand ich da keinen Wegaufseher, keinen Wegebesserer; und in Wallis und im Waadtlande sagte man mir frohlockend, die Simplonstraße fängt schon an schlimm zu werden, und bald wird sie, wie wir hoffen, unbrauchbar seyn, dann haben wir keine Durchmärsche mehr zu fürchten.

Von Brieg aus steigt man sogleich bergan, allein der Weg ist, über eine Stunde, über alle Vorstellung schlecht; er führt durch einen dichten Tannenwald; auf einem, auf dem Berge selbst aufgesetzten, kleinen Hügel (Calvarienberg genannt) waren sieben Stationshäuschen, zur Verehrung der sieben Martern des Heilandes, erbaut, die dieser wilden Gegend ein seltsames Ansehen gaben. Der Weg windet sich schneckenförmig den Berg hinauf, und von Zeit zu Zeit erblickt man, zurücksehend, Brieg in der Tiefe, aber immer kleiner wird es, immer mehr hinschwindend. Wasserfälle stürzen aus Felsenspalten, steinerne Brücken verbinden Bergspitzen, und

unter ihnen eröffnet sich ein jäher Abgrund; Eisberge leuchten im Blau des Himmels, Sennhütten und weidendes Vieh erblickt man auf den Höhen. Man erstaunt, was für Schwierigkeiten zu überwinden waren, um den Weg zu Stande zu bringen. Sieben mal, wo der Fels es durchaus nicht erlaubte, den Weg um ihn herum zu schlingen, ist er durchbrochen (einen solchen durch den Felsen gebrochenen Weg nennen die Franzosen eine Gallerie, die größte ist über 600 Fuß lang); in den Felsen sind Oeffnungen angebracht, um Licht zu geben; über Bergklüfte und Abgründe sind kühne Brücken geschlagen; ich zählte deren mehr als zwanzig auf dem ganzen Wege. Der Weg selbst ist 24 Fuß breit, so daß zwei Wagen bequem einander ausweichen können; um bei Verschüttungen von Lawinen oder bei andern Unfällen eine Zuflucht zu finden, sind in mäßigen Entfernungen Zufluchtshäuser (maisons de refuge) gebaut. Wir trafen deren von Brieg bis Simpelen acht, aber nur zwei oder drei derselben waren bewohnt; die übrigen sahen wüste und öde aus. Ein solches Zufluchtshaus ist aus Steinen aufgeführt, hat nur ein Stockwerk, aber es ist zur Aufnahme von Menschen und Vieh eingerichtet. Man erzählte mir, daß Reisende im Winter in einem solchen Hause mehrere Tage eingeschneit gewesen. — Noch war an einer Stelle des Weges eine doppelte Straße, eine für den Sommer, wo man von den Lawinen nichts zu fürchten hatte, diese war höher aber kürzer; die andere für den Winter, ging, um mehr gegen Lawinen gesichert zu seyn, tiefer hinab, war auch deshalb länger.

Nachdem wir drei Stunden Weges zurückgelegt, hielt der Postillion bei einem der Zufluchtshäuser an, um seine Pferde zu füttern, das Futter hatte er mitgenommen; Wasser erhielt er aus einem steinernen Troge, in welchen, vermittelst einer Röhre, klares Bergwasser geleitet wurde. Vor demselben Hause hielten mehrere Frachtfuhrleute zu gleichem Zweck. Im Hause selbst fand sich ein Wirth, der den Fuhrleuten Heu für ihre Pferde, und schwarzes Brod und sauren Wein für sie selbst verkaufte. Wir nahmen während der Zeit unser Frühstück ein, das wir von Brieg mitgebracht, nahe an dem rieselnden Quell gelagert; er diente uns unsern Wein herrlich kühl zu machen. Die reine Bergluft, die wir athmeten, das unverhofft schöne Wetter, (am ganzen azurblauen Himmel zeigte sich kein Wölkchen,) die herrliche Ansicht der Gegend in der wir uns befanden, das bunte Leben, auf der schneckenförmigen Straße, von Reisenden und Frachtfuhrleuten und Saumthieren, dies alles stimmte uns ungemein froh. Nahe an dem Zufluchtshause, vor welchem wir hielten, lagen einige Sennhütten, die aber leer waren, weil die Sennen sich noch auf den höhern Alpen befanden, die mit ihren schneebedeckten Häuptern über uns hervorragten, und auf welchen wir die schmalen Steige erblickten, die hinauf führten, und die an den Bergen hängenden Sennhütten, und die Kühe, welche den Gemsen gleich, daran herum kletterten und weideten. Wir besahen die verlassenen Sennhütten; sie hatten alle gleiche Einrichtung; ihre Grundlage war aus rohen Bruchsteinen aufgemauert, darauf war ein, aus über einander liegenden Balken verfertigtes, hölzernes Haus gesetzt, doch

so, daß zwischen der steinernen Grundlage und dem untersten Balken des Hauses, Steine von ein bis anderthalb Fuß Höhe lagen, die große Zwischenräume zwischen beiden bildeten. Diese Zwischenräume dienen dazu, daß das im Frühling und Herbst von den Bergen herabströmende Wasser freien Abfluß habe, weil es sonst die Hütten zerstören würde. Die Dächer waren mit Schindeln gedeckt, und mit Steinen beschwert. Das Haus selbst besteht aus zwei Räumen, welche ein schmaler Gang trennt; der eine dient zur Wohnung für die Senner, der andere ist für ihr Vieh. Der Boden dient zur Aufbewahrung des Futters. Es haben diese Sennhütten der Aelpler sehr große Aehnlichkeit mit den sogenannten Bauden in dem schlesischen und böhmischen Riesengebirge.

Von hier aus hatten wir noch zwei volle Stunden zu steigen. Die Gegend ward immer rauher, der Wasserfälle immer mehrere; manche nahmen nach dem Sturze ihren Weg über die Straße; diesen waren gewölbte Durchgänge gebaut, so daß sie unter dem Wege durchliefen, doch trafen wir auch einige an, die sich über den Weg selbst ergossen, diese aber schienen erst neu entstanden, und waren nur sehr unbedeutend. Endlich kamen wir zu dem obersten Gipfel, doch mußten wir noch kurz zuvor durch eine Gallerie, die sich fast in einem rechten Winkel, um einen Felsen wand *); beim Ausgange der-

*) Sie heißt Gallerie der Gletscher (gallerie des glaciers) wegen der herüber ragenden Eisberge; das durchsinternde Wasser bildet in derselben oft Eiszapfen, wie in andern Hölen Stalactyten.

selben fanden wir eine Menge Schnee, der von einer Lawine herrührte, die vor wenigen Tagen herabgestürzt war. Auf dem höchsten Gipfel des Weges (au col d'ange) befindet sich ein Chausseehaus; hier mußte ich sechszehn Franken Wegegeld zahlen. Mit Vergnügen giebt der Reisende dies Geld, wenn er des Weges gedenkt, den er zurückgelegt. Der Postillion ließ zwei von unsern Pferden oben stehen, und fuhr mit zweien den Berg hinab. Von da an geht es beständig abwärts, aber so allmählich, daß wir, eine ganz kleine Strecke ausgenommen (und auch da war es fast überflüssige Vorsicht), den Wagen gar nicht zu hemmen brauchten.

Ein wenig hinter dem Chausseehause sieht man den alten Weg, der etwas tiefer durch einen sumpfigen Wiesengrund geht; es steht noch auf demselben das alte Hospiz, ein sechsstöckiges Gebäude; vor demselben hielten Maulthiertreiber mit ihren Thieren, die den alten Weg vielleicht darum nahmen, weil er etwas kürzer ist, oder auch um das Wegegeld zu ersparen. In dem Hospiz wohnen noch zwei Geistliche und vier Layenbrüder, welche sich der Reisenden annehmen, und Kranke oder Verunglückte warten und pflegen; es ist von der Familie Stockalber, welche sich vor der Revolution durch Reichthum und Wohlthätigkeit auszeichnete, erbaut. Buonaparte hat auf der Höhe, kurz vor dem Chausseehause ein neues prächtiges Hospiz zu bauen angefangen, was aber kaum zum vierten Theil vollendet ist.

Im Dorfe Simpelen, Simplon, Sempione (Mons Cepionis — hier ward der römische Consul Cä-

pio durch die Cimbern geschlagen, welche Marius nachher besiegte) erhielten wir frische Pferde. Ich erkundigte mich nach meinem alten trefflichen Wirth, von dem ich Dir oben erzählte, aber er und seine Frau waren schon vor mehreren Jahren gestorben. Als wir vor dem Posthause hielten und warteten, daß frische Pferde vorgelegt würden, kam die Postmeisterin, eine artige und gebildete Französin an den Wagen, und erzählte: im November vorigen Jahres sey plötzlich eine furchtbare Lawine herabgestürzt, und habe ihr Haus, welches zugleich ein Gasthof gewesen, bedeckt und zerstört; es seyen dabei drei Postknechte und eilf Pferde getödtet worden; einer dieser unglücklichen Postknechte, der kurz vor seinem Tode Wittwer geworden, habe zwei unmündige Kinder hinterlassen, deren sich gute, aber arme Menschen angenommen, und nun bat sie um ein Almosen, zur Unterstützung dieser vater- und mutterlosen Waisen; und sie bat so einfach eindringend, daß ihr gewiß niemand ihre Bitte abschlagen konnte.

Das Dorf Simpelen besteht aus einer einzigen schmalen Gasse; am Eingang derselben steht noch ein alter römischer Thurm, der zur Vertheidigung des Weges diente.

Unendlich besser ist die Straße über den Simplon auf der italienischen Seite; dauerhafter ist die Substruktion, besser die Einfassungen des Weges; auch hat man hier weit größere Schwierigkeiten zu besiegen gehabt; der Gallerien sind weit mehrere, und sie sind weit länger, als auf der Seite nach dem Wallis zu; man war genö-

thigt mehrere Brücken zu schlagen, viele derselben mußten Pfeiler erhalten, die man aus tiefen Abgründen hinauf zu mauern gezwungen war; der Zufluchtshäuser sind mehrere, und in einem sehr schönen einfachen griechischen Styl gebaut; kurz dieser Theil der Straße übertrifft den andern an imponirender Größe, Dauerhaftigkeit und Elegänz *); so wie auch die Gegend, wodurch er führt, noch weit abwechselnder an wilden, erhabenen und schönen Naturgegenständen, Wasserfällen, Wäldern von Laubholz, Wiesenthälern u. s. w. ist; auch gewinnt sie durch die Dörfer, welche man in einiger Entfernung erblickt, und durch den tobenden Krumbach, der schäumend über Felsenblöcke dahinstürzt, oder sich durch ihnen einen Weg gebahnt hat, und sich nachher mit der Daveria vereinigt. Die Felsen sind Granit, oft mit Streifen weißen Marmors durchzogen.

Bei Gondo hat man den eigentlichen Berg zurückgelegt, vorher kömmt man aber durch die Gallerie von

---

*) Der Direktor dieses Baus hieß Genelli, er war ein Mailänder von Geburt; ich machte zufällig 1804 seine Bekanntschaft, und fand in ihm einen geschickten, kenntnißreichen, vorurtheilsfreien und genialen Mann. — Der Direktor des Baus auf der Walliser Seite war der französische Ingenieur Céard. Das Ganze stand unter der Aufsicht des Generals Quatremere-Disjonval bekannt durch die Beobachtungen, welche er in seinem Gefängniß über die Spinnen machte, und die dazu beitrugen, daß Pichegrü, auf die Fortdauer des starken Frostes sich verlassend, über die Waal ging, und Holland eroberte.

Algaby, die 215 Fuß durch einen Granitfelsen gebrochen ist; der Anblick der Eisberge von Laqui, welche das Thal schließen, aus der Gallerie selbst, ist ungemein romantisch; das Thal von Gondo, in welches man nun gelangt, ist wild und schauerlich, ungeheure hohe und schroffe Granitfelsen, dicht an einander gerückt, nur hie und da mit dunklen Tannen besetzt, ziehen den Blick aufwärts, und nur mit übergebeugtem Haupt sieht man den Himmel; neben dem schmalen Wege, den ein Geländer schützt, toset in schwindelnder Tiefe die Daveria, welche mit Wuth sich über die ihr entgegen stehenden Felsen schäumend ergießt, und eine unendliche Menge rauschender Wasserstürze bildet; hier baute der Menschen Hand eine hölzerne Brücke, welche auf steinernen Pfeilern ruht, Ponte Alto genannt; sie ist deshalb nur von Holz, um sie in Kriegszeiten desto leichter zerstören und dem Feinde das Vorrücken erschweren zu können. — Weiterhin scheint das Thal sich zuweilen zu erweitern, aber plötzlich schließt ein ungeheurer Granitfelsen, der aus einer großen Tiefe sich erhebt, und dessen Fuß mit Schwarztannen besetzt ist, den Weg; Menschenfleiß hat ihn in achtzehn Monaten durchbrochen und eine 683 Fuß lange Gallerie gebildet. An ihm findet sich die einfache Inschrift: Aere Italo 1805 *). Beim Austritt aus der

---

*) Nahe bei Neapel befindet sich eine berühmte Grotte, welche vom Strande (Chiaja, Quai) nach Puzzuoli führt; man nennt sie die Grotte von Pausilippo, weil sie durch das Gebirge gleiches Namens führt. Sie ist 2166 Fuß lang, 26 Fuß breit, in der größten Höhe hat sie 89, in der geringsten 24 Fuß.

Grotte sieht man einen Wasserfall des Frascinone, von sehr beträchtlicher Breite und Höhe, geschend und donnernd stürzt sich sein Wasserschaum in eine ungeheure Tiefe, und verschwindet; und über das tobende Gewässer ist eine steinerne Brücke geschlagen, über deren Kühnheit man erstaunt, und deren malerisch-romantische Form man bewundert.

Der erste piemontesische Ort ist Isele, zwei Meilen von Simpelen; hier fragten uns Zollbeamte, ob wir accisbaare Waaren bei uns hätten, und auf gethane Verneinung und Darreichung eines Lire, wünschten sie uns eine glückliche Reise.

Als man uns frische Pferde gegeben, rief man einen jungen Menschen aus einem nahgelegenen Gasthof, der ganz modisch gekleidet war; er machte uns eine Verbeugung, und freute sich der Ehre, daß wir ihm erlauben

---

Man sieht hieraus, daß sie die, von uns so eben beschriebene, Gallerie an Größe weit übertrifft; allein man muß bedenken, daß an der Grotte mehrere Jahrhunderte gearbeitet worden (Strabo gedenkt ihrer schon), und daß das Gestein, welches man durchbrochen, lockerer Tuffstein ist, da man hingegen bei den Gallerien des Simplon Granit zu sprengen hatte. — In der Grotte können zwei Wagen neben einander fahren, und doch ist auf beiden Seiten noch für zwei Fußgänger Raum. Zwei schräge Oeffnungen in der Decke geben zu wenig Licht, daher brennen in mäßigen Entfernungen Reverbere. Die Grotte ist mit Lava vom Vesuv gepflastert, wodurch bei den Fußtritten der Pferde, Maulthiere und Esel ein hellklingendes Getöse entsteht.

wollten, uns nach Domo d'Ossola zu fahren. Wir sahen den Menschen verwundert an; ich fragte den Stalieri (bei uns Schirrmeister), ob dies ein Postillion sey? Er verneinte es, behauptete aber, wir sollten unbesorgt seyn, er würde uns doch sehr gut fahren. Aufmerksam untersuchte der junge Mensch, ob richtig angespannt worden, warf sich sodann mit einer liebenswürdigen Nachlässigkeit auf den Bock, und nun flogen die Pferde davon. Meine Reisegefährtinnen intriguirte es gewaltig, wer der Elegant sey, der sich uns zum Postillion gegeben; er stieg in der Meinung, als er in ziemlichem Französisch an die Frauen mancherlei Fragen richtete, und sie sahen in ihm, ich weiß nicht was für einen Herrn. Als er hörte, daß wir nach Mailand wollten, erzählte er mancherlei von dieser Stadt, und namentlich von der Oper, und sang in der That nicht schlecht einige italienische Arien. Auf die Frage, wie er nach Mailand gekommen, erwiederte er, seine Schwester sey dort an einen Goldschmidt verheirathet. Ich entdeckte, daß sein Rock, trotz des modernen Schnitts, an manchen Orten durchlöchert war, und theilte den Frauen meine Bemerkung mit, die denn nun freilich genöthigt waren, ihre Meinung herab zu stimmen. Am Ende ergab es sich, er war ein Vetturino aus Domo d'Ossola, der nach Isele gekommen, um ein paar Freunde zu besuchen, und der sich die Erlaubniß ausgebeten hatte, uns bis nach seinem Wohnort zu fahren, um auf diese Weise selbst leichter nach Hause zu kommen. Man hatte ihm dies auf der Post gestattet, weil man ihn kannte, und weil die Post in Isele, so wie mehrere andere benach-

barte Posten, dem Postmeister zu Domo d'Ossola gehörten. — So schwand der romantische Traum der Frauen zu ihrem höchsten Verdruß, aber zugestehen mußte man dem jungen Vetturino doch, daß er seinem Stande nach sehr gebildet, und daß er recht artig und zuvorkommend war.

Bald hinter Isele fährt man durch zwei Gallerien, und kömmt in das liebliche Thal des Dovedro, an dessen Eingang Crevola liegt. Hier geht man über den Fluß vermittelst einer schönen Brücke, deren mittelster Pfeiler, aus ungeheuren Granitblöcken der nahen Berge erbaut, 240 Fuß hoch ist.

Wir kamen nach Domo d'Ossola, als die Sonne schon lange untergegangen, aber der Himmel war völlig wolkenleer, und im reinsten Blau schimmerten glänzend die Sterne, wie bei uns im Norden, zur Zeit einer heitern Winternacht. In diesem Sternenlicht erblickten wir die Riesenbrücke, welche aus dem Abgrunde emporstieg, und sie erschien noch gigantesker.

Die Nacht blieben wir im Posthause, das im Viereck gebaut war, und einem Pallast glich; im Innern des Hofes befand sich eine Gallerie mit einem eisernen Geländer eingefaßt, die um das ganze Gebäude herumlief; wir brachten die Zeit bis zum Abendessen damit zu, auf ihr hin und her zu gehen, und uns der milden, sanften Luft und des herrlichen Himmels mit seinen glänzenden Sternen zu erfreuen.

Alles war in unserm Gasthofe schon völlig italienisch. Wir hatten nur männliche Bediente; ein Mann (Cameriere) reinigte die Zimmer, ordnete alles an, und machte selbst den Frauen die Betten, eine Sitte, die man in allen Gasthäusern Italiens, zum Aerger deutscher, sittlicher Frauen, antrifft. — Die Betten sind so breit, daß man aus jedem füglich drei machen könnte, und so hoch, daß man einen Stuhl zu Hülfe nehmen muß, um hinein zu gelangen. Der größte Theil des Bettes ist mit Maisstroh angefüllt, auf welchem eine Matratze gelegt wird; unter dem Kopf liegt ein sehr langes rundes Kissen. Die Decken und die Vorhänge der Bettstellen (wenn die letztern vorhanden), so auch die Fenstervorhänge, sind größtentheils aus schwerem seidenen Zeuge.

Die Zimmer sind mit rothen, gewöhnlich sechseckigen, Steinen gepflastert; die aber selten mit Oelfarbe überstrichen sind, und wenn dies nicht der Fall ist, so geben sie dem Zimmer ein schmutziges, küchenartiges Ansehen. Man behauptet, daß die Menge des hüpfenden Ungeziefers, welches man in Italien als eine Landplage betrachten kann, zum Theil ihren Grund in dieser Art Fußboden habe. Die Diener nehmen keinen Anstand, Wasser, Wein, oder andere Flüßigkeiten, die sie wegschütten wollen, unmittelbar auf den Fußboden zu gießen, was dem reinlichen Deutschen sehr auffällt. Diese steinernen Fußböden gewähren zwar im Sommer den Vortheil, daß die Zimmer kühler bleiben; dahingegen aber leidet man im Spätherbst und Winter durch die von ihnen herrührende Kälte, welche um so empfindlicher

ist, da in den Zimmern keine Oefen, höchst selten Kamine vorhanden sind.

Gleich nach meiner Ankunft mußte ich meinen Paß zum Commandanten schicken, um ihn visiren zu lassen. Als wir beim Abendessen saßen, ließ sich der Commandant melden, und bat mich, ich möchte ihm, da er kein Deutsch verstände, meinen Paß übersetzen. Dies that ich; darauf sagte er mir, er könne nicht begreifen, warum mein Paß Deutsch sey? Die Antwort war nicht schwer, und nachdem er das große königliche Wappen, was sich oben auf meinem Paß (es war ein Cabinetspaß) befand, von allen Seiten mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, entschuldigte er seine Dreistigkeit viel tausendmal, und empfahl sich. Bald darauf schickte er den Paß visirt zurück.

Funfzehnter Brief.

Mailand.

Welch einen herrlichen Tag habe ich verlebt — verlebt? nein, das ist nicht der rechte Ausdruck, verschwelgt. Wer von Italien überrascht, entzückt seyn will, muß dasselbe über Domo d'Ossola betreten, und am Lago maggiore seinen Weg nehmen.

Die Kunststraße ist so trefflich, als man sie nur immer wünschen mag; sie führt durch Wiesenthäler, nah von ziemlich hohen Gebirgen eingefaßt; späterhin erblickt man fruchtbare Aecker, den Gärten gleich, sorgsam angebaut; üppige Maisfelder mit Fruchtbäumen durchschnitten; sumpfige Plätze, welche Binsenwälder verstecken, Wiesenteppiche mit einer Blumenflur freundlich durchwirkt, oder wenn das darauf geschlagene Heu würzhaft entgegen duftet, dem geschornen weichen Sammet gleich; Weinlauben, wo die Last der Reben von steinernen Pfeilern getragen wird, oder Weinstöcke, die Festonartig von einem Baum zum andern, ihre, mit grünendem Laube und purpurnen Trauben prangenden, Reben winden, und

dann den lebendigen See mit seinen Dörfern und Städten und Palläſten am Ufer, und die in der Ferne ihn begränzenden sanften Hügel, und das frohe Gewimmel von Schiffen auf demselben, und die entzückenden Inseln mit ihren Zauberpalläſten und ihren Feengärten *). Wer will das beschreiben? — geh' hin und siehe, kann man dem Freunde, dem man Gutes gönnt, nur zurufen. — Glaube mir, mein Freund, niemand von regem Sinn und Gefühl ist ungestraft in Italien gewesen; eine bange Sehnsucht nach dem Paradiese bleibt in seiner Brust zurück, und wehe ihm, wenn ein Engel mit dem flammenden Schwerdt der Unmöglichkeit ihm die Rückkehr weigert. —

Der Weg geht längs den Tosa, den man mehreremal auf den schönsten steinernen Brücken passirt; Villa mit seinen Nußbaumwäldern, und seinen Rebenhügeln, und reichen Fruchtgärten, erfreut das Auge, und beweiset das mildere Klima und den fruchtbaren Boden; man kömmt durch Vogogna, dann durch Bavéno, ein altes Dorf, in dessen Nähe man einen schönen röthlichen Granit bricht, der schon seit dem sechszehnten Jahrhundert zu den Bauten in Mailand diente. In ihm findet man Kristalle von fleischfarbnem Feldspat, den die Mineralogen sehr schätzen. Bavéno selbst hat eine ungemein freundliche Lage am Fuß eines Berges und im

---

*) Rousseau sagt in seinen Confessions, er hätte den Aufenthalt seiner Julie hierher verlegt, wenn er nicht hier zu viel Reichthum und Kunst gefunden.

Schatten herrlicher Kastanienbäume; in seiner Nähe führt eine schöne Brücke, von röthlichem Granit, über den reißenden Trefiume.

Hinter Bavéno gelangt man an den Lago maggiore und verläßt diesen See nur selten, und auf kurze Zeit, bis Sesto Calende, wo man auf einer Schiffbrücke über einen sehr schmalen Theil desselben geht, und so das Mailändische Gebiet betritt. Es boten sich eine Menge Schiffer an, uns mit ihren Booten nach den Borromeischen Inseln zu führen; allein meine beschränkte Zeit zwang mich, ihr Anerbieten abzuschlagen, und ich fügte mich um so williger in die Nothwendigkeit, da ich die Isola bella und Isola madre vor eilf Jahren schon besucht hatte; und so begnügte ich mich denn, mich ihres Anblicks aus der Ferne, dessen man bis in die Gegend von Arona genießt, zu erfreuen.

Die Familie Borromeo war schon seit Jahrhunderten im Besitz der reichsten Ländereien in der Nähe des Lago maggiore; der Ruf nennt sie eben so wohlthätig und hochherzig als reich *). Einer aus ihr, Namens

---

*) Auch der jetzt regierende Graf wird wegen seiner Wohlthätigkeit und Milde mit Achtung und Liebe genannt; Buonaparte hätte es sehr gesehen, wenn auch er, aus einem so alten, berühmten Hause, sich unter die Zahl seiner unterthänigen Diener aufnehmen lassen; aber der Graf vergab seiner Würde nichts; dies machte nicht bloß, daß er nicht, wie man es ihm in der Ferne zeigte, in den Fürstenstand erhoben wurde, sondern daß er auch manche Kränkungen erdulden mußte. Buonaparte verlangte Huldigung, und verzieh nie, wenn sie ihm verweigert ward.

Vitaliano Borromeo ließ im Jahr 1671 auf drei nackte Felſen im See, Gartenerde fahren, und Terraſſen aufmauern; ſo entſtanden die beiden obengenannten Inſeln, und die Fiſcherinſel (Iſola pescatore); die letztere enthält nichts merkwürdiges; ihre Einwohner ſind Kaufleute, welche mit Fiſchen nach Mailand, ja ſelbſt nach Piemont handeln. Die Fiſche des Sees ſind von vortrefflichem Geſchmack; Barſe, Hechte, Forellen von ungeheurer Größe, denen im Genfer See gleich, und eben ſolche Aale, deren einer oft an vierzig Pfund wiegt; ferner einen ſardellenartigen Fiſch, den man Agona nennt. Die Iſola madre hat in meinen Augen den Vorzug vor der Iſola bella; ſie hat ſchon dadurch eine beſſere Lage, daß ſie mehr in der Mitte des Sees liegt, und dann gefällt ſie durch ihre Einfachheit, Natürlichkeit und Anſpruchloſigkeit; da hingegen die Iſola bella, trotz der mannigfaltigen Schönheiten, die ſich auf ihr finden, wegen der Peinlichkeit und des Geſchnörkelten, das man auf ihr antrifft, in mancher Hinſicht einem Conditoraufſatz gleicht, und Aengſtlichkeit erzeugt, um ſo mehr, da die offene, freie, ſchöne Natur rings umher mit dieſem Kunſtgeſchnörkel in ſchneidendem Gegenſatz ſteht. Daher gewinnt ſie, in der Ferne geſehen, wie manche Schöne. Auf der Iſola madre befindet ſich, auf ſieben Terraſſen, außer einem Nutzgarten, Cypreſſen, Lorbeern, ächte Kaſtanien und Myrthen; auf ihr wohnt nur ein Gärtner mit ſeiner Familie, der die Aufſicht über den Garten hat. Die Inſel iſt mit einer Menge Faſanen bevölkert. Die Iſola bella prangt mit einem ſchönen Schloß von vier Stockwerken, das nahe am Ufer liegt, und gegen

daſſelben offene Bogengänge hat. Die Zimmer des Schloſſes enthalten wenig Erhebliches; einige Gemälde von Giordano, und einige Landſchaften von Tempeſta ausgenommen. Das Schloß wird einige Monate des Sommers von dem Grafen Borromeo bewohnt. — Es hängt mit dem Garten durch die Grotte Terrene zuſammen, deren Fußböden nur ſehr wenig über den Spiegel des Sees erhaben ſind und daher im Sommer herrliche Kühlung gewähren. Sie ſind nach Art der Moſaik mit Muſchelſchaalen, Seegewächſen, Steinen, Glas u. ſ. w. verziert. Die Gärten der Inſel ſind im franzöſiſchen Geſchmack, und auf zehn Terraſſen gepflanzt. Von einer zu der andern führen breite, ſchöne Treppen. Das Ganze hat das Anſehen einer abgeſtumpften Pyramide, auf der Spitze derſelben ſteht ein koloſſales Einhorn, das Wappen der Borromeer; auch iſt hier ein großer Waſſerbehälter, in dem ſich der Regen ſammelt, und der dem Springbrunnen des Gartens Waſſer giebt. Was aber den Bewohner des Nordens am meiſten erfreut, iſt, daß er hier Pflanzen, die wir bei uns nur in Treibhäuſern ziehen, oder wenigſtens überwintern, in freier Erde wachſen findet; Orangen-, Citronen-, Limonienbäume, zu ſchönen Hecken verbunden, oder zu Lauben ſich wölbend, hauchen hier ihre Wohlgerüche aus; hochſtämmige Lorbeerbäume bilden einen kleinen Hain; ſtill ſtrebt die dunkle Cypreſſe himmelan; beſcheiden blüht die Myrthe, und der Granatapfel kommt hier zur völligen Reife. Der Gärtner Roſſi hat amerikaniſche Bäume und Sträucher auf der Inſel gepflanzt, die vollkommen gut fortkommen; die amerikaniſche Agave wächſt hier wild; die

hohen

hohen Berge, welche den See bekränzen, dienen den Inſeln zur Schutzmauer gegen die kalten Winde; doch iſt das Klima der Iſola madre milder, als das der Iſola bella, denn auf der letztern müſſen die Pommeranzen-, Orangen-, Cedratbäume u. ſ. w. im Winter durch darüber gedeckte Bretter geſchützt, auch bei ſtärkerer Kälte Kohlenpfannen darunter geſetzt werden, welches auf der erſtern nicht geſchieht. — Mancherlei Bauten ſind auf der Inſel angefangen, aber noch nicht vollendet, weil die letzten Jahrzehende zu geldfreſſend waren; dahin gehört unter audern ein großes Theater; ſelbſt das Schloß iſt nicht völlig vollendet. Die Familie Borromeo iſt unter andern auch im Beſitz mehrerer Gaſthäuſer am Lago maggiore, welche es entweder am Wirthe vermiethet, oder auf ſeine Rechnung bewirthſchaften läßt; dies war z. B. in Arona bei dem Wirthshauſe der Fall, wo wir ein treffliches Frühſtück einnahmen.

Bei Streſſa, eine Meile von Arona, ſahe ich die erſten Cypreſſen am Wege ſtehn; bewunderte das Landhaus des, durch ſeine Tabacksfabrik reichen und berühmten Bolongaro, deſſen Pallaſt (bei Höchſt, dicht am Main) Du kennſt. Die Frankfurter weigerten ihm, ſich in ihrer Stadt anzukaufen, und ſo baute er ſich bei Höchſt an. Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande hat den jetzigen Herrn der Familie bewogen, ſich ein ſchönes Landhaus am Lago maggiore erbauen zu laſſen, und man kahn nicht leugnen, er hat den Ort ſeiner Niederlaſſung mit Geſchmack gewählt.

Nahe an Arona blickt von einem diesseitigen Berge eine Colossalbildsäule herüber; sie ist die des heiligen Carl Borromeo, ehemaligen Bischofs von Mailand, der 1538 in dem Schlosse zu Arona geboren wurde. Seine Familie ließ sie ihm 1697 errichten. Sie ist sechs und sechszig Fuß hoch, das Piedestal sechs und vierzig. Der Heilige hält unter dem linken Arm ein Buch, die rechte streckt er segnend aus. Kopf, Füße und Hände sind von Bronze; die Kleidung aber und das Buch, von geschlagenem Kupfer. Im Innern der Bildsäule findet sich eine Treppe, vermittelst welcher man in den Kopf gelangt, der so groß ist, daß vier Personen an einem Tisch in demselben sitzen können.

Arona bildet einen nicht unbeträchtlichen Hafen, die ihn sonst schützenden Festungswerke sind zerstört; die Lage der Stadt ist unvergleichlich, und die Aussicht auf den See, wenn ich Intra, was auf der andern Seite liegt, und was ich 1804 besuchte, abrechne, hier am schönsten, doch die Stadt selbst scheint ärmlich und ist schmutzig.

Der Postillion, der uns von Arona nach Sesto fuhr, erzählte uns, daß vor wenigen Tagen hier auf der Landstraße ein Mord begangen worden, und zeigte uns die Stelle, wo er verübt; wollte auch noch das Blut des Ermordeten an einem Stein wahrnehmen, der am Wege lag. Es war nämlich ein Kaufmann aus der dortigen Gegend in seinem eigenen Wagen, nachdem er eine Geschäftsreise in das Wallis gemacht, auf seiner Rückreise in seine Heimath begriffen. Unterweges trifft er einen jungen Menschen, (wie sich späterhin ergab, einen Friseur

aus Savoyen gebürtig) der zu Fuß neben seinem Wagen herläuft. Dem Kaufmann jammert dies, und da er über= dies allein fährt, und ihn vielleicht die Langeweile plagt, so ladet er jenen ein, mit ihm zu fahren, wenn ihrer bei= der Wege dies erlaubten. Der junge Mensch nimmt die Einladung an, und steigt in den Wagen. Nach einiger Zeit schläft der Kaufmann ein, der Friseur, welcher sieht, daß in weiter Entfernung niemand die Straße kömmt, zieht sein Messer aus der Tasche, ermordet seinen Wohl= thäter mit mehreren Stichen, nimmt ihm das wenige Geld, was er bei ihm findet, etwa hundert Lire (25 Tha= ler) ab; beugt mit dem Wagen von der Kunststraße, wirft den Ermorderten in einen Graben, und fährt so= dann nach einem nahgelegenen Ort, wo er in einem Gast= hofe die Pferde ausspannen, und sich zu essen und zu trinken geben läßt. Da der Mord am hellen Tage, auf einer so äußerst lebhaften Straße geschehen war, so blieb das Verbrechen nicht lange unbekannt; man fand den Leichnam sehr bald. Die Gensd'armerie verbreitete sich überall; jeder Verdächtige mußte seinen Paß oder sein Beglaubigungsbuch *) vorzeigen, und so traf man endlich auch den Mörder, und fragte ihn nach einem von beiden Zeugnissen seiner Rechtlichkeit. Er ging, unter dem Vor= wande seinen Paß aus seinem Wagen zu holen, in den

---

*) Diejenigen Personen, welche oft auf der Landstraße sich befinden, z. B. Vetturini, Frachtfuhrleute, Postillione, Boten, führen im Piemontesischen keine Pässe, sondern Beglaubigungsbücher bei sich, in welchen die Obrigkeit des Orts, wo sie wohnen oder dienen, ihre Person charakterisirt, und ihr Gewerbe angiebt.

Hof des Gasthauses und entsprang durch die Hinterthür, allein man setzte ihm nach, und holte ihn ein. Jetzt erwartet er von dem Blutgericht seine gerechte Strafe.

Die Schiffsbrücke bei Sesto Calende macht die Grenze zwischen den Staaten des Königs von Sardinien, als Herzogs von Savoyen und dem mailändischen Gebiet. Diesseits der Brücke fragten uns sardinische Zollbeamten, ob wir nicht verbotene Waaren aus dem Lande führten, und begnügten sich mit einem Lire; jenseits der Brücke nahmen uns die mailändischen Zollbedienten gleich in Empfang; ein paar Lire machte sie milde, sie öffneten den Koffer und durchsuchten ihn ganz leicht. Dann mußte ich auf das Polizeibüreau, weil man wiederum aus meinem deutschen Paß nicht recht klug werden konnte; lachen mußte ich, als man im Paß eine Beschreibung meiner Person suchte, um sie mit dem Original zu vergleichen, und keine dergleichen fand, weil der Paß ein Cabinetspaß war. Nachdem ich den Herren erklärt, daß dies nur bei ganz bekannten Männern geschehe, beruhigten sie sich, und visirten meinen Paß.

Von nun an, bis Mailand, ward die Gegend an Naturschönheiten immer ärmer, denn sie ward immer ebener; dafür aber ward sie an Fruchtbarkeit reicher. Du weißt, daß man die Lombardei den Garten Italiens nennt, und sie verdient diesen Namen. Geschichtlich ist hinter Sesto noch der große, alte Flecken Somma merkwürdig, weil, dem Polyb zu Folge, Hannibal hier über den Tessino ging.

Auf der folgenden Station, la Casina de bon Jesu war angespannt, und der Postillion wollte so eben sich aufs Pferd setzen (die italienischen und französischen Postillione reiten in der Regel), als der Postmeister selbst, sehr wohl gekleidet, an den Wagen trat, und mich fragte, ob ich ihm erlauben wollte, vom Wagen zu fahren. Ich bejahte dies, und nun setzte er sich auf und fuhr selbst. Das war mir auffallend, ich fragte ihn, was uns die Ehre verschaffe, von ihm selbst gefahren zu werden, und er antwortete, er thue dies zuweilen, um sich Bewegung zu verschaffen. Die Sonne stand schon sehr tief, als wir abfuhren, und wir konnten, da wir zwischen Casina und Mailand noch eine Station hatten, nicht vor zehn Uhr Abend in Mailand eintreffen. Nachdem der Postmeister mancherlei andere Dinge gesprochen, fragte er uns, ob wir denn heute noch nach Mailand wollten? Den Frauen fiel dies auf und sie fragten, ob etwa der Weg nicht sicher sey? Bis zur nächsten Station, sagte er, sey wohl wenig zu besorgen, es werde ja bis dahin wohl nicht ganz finster werden, auch habe man ganz kurz von diesem Theil des Weges eben nichts beunruhigendes gehört. Wenn die Frauen sich etwa fürchten sollten, so müsse man suchen, unterweges Gensd'armen zur Bedeckung mitzunehmen, wo dann freilich das Unangenehme statt fände, daß, da sie nicht beritten wären, man sehr langsam fahren müsse. Von Rho, der nächsten Station vor Mailand, aber weiter zu fahren, könne er nicht rathen, denn noch vor drei Tagen seyen, eine halbe Meile von der Stadt, zwei Wagen beraubt worden. Du kannst Dir nun die Angst der Frauen denken; die

oben erzählte Mordgeschichte bei Arona trug nicht wenig dazu bei, sie noch zu vermehren. Mir kam die Sache seltsam vor; ich bemerkte in der Handlung des Postmeisters eine Geflissenheit, die ich aber nicht zu durchschauen vermochte; ich sagte ihm ganz kurz, ich erwarte keine Gefahr bis zur nächsten Station, um so mehr, da ich ein paar gute Pistolen, wovon ich ihm eine zeigte, bei mir führte; was späterhin zu thun sey, werde sich finden. Die Frauen machte ich darauf aufmerksam, daß wenn die Beraubung wirklich in der Nähe von Mailand vor drei Tagen vorgefallen sey, man nun um so sicherer reisen könne, da gewiß das österreichische Gouvernement alles aufgeboten haben werde, nach einer solchen Begebenheit die Straße zu sichern. Diese Gründe halfen indessen wenig, die Angst nahm bei ihnen zu, wie der Tag abnahm. — Mit dem Postmeister sprach ich freundlich über gleichgültige Dinge, und da er Taback rauchte, bot ich ihm von meinem Kanaster an, der in Italien zu den hohen Leckereien gehört, und er fand ihn ganz vortrefflich, so daß er zwei Pfeifen davon nahm. Der mit zu nehmenden Gensd'armen ward von seiner Seite nicht mehr gedacht.

Der Weg führte durch fruchtbare Mais-, Hirse- und Fenchfelder, die durch Maulbeerbäumen von einander geschieden waren, an denen Weinstöcke sich empor rankten, auch Festons von einem zum andern Baum bildeten. — Hart am Wege lag die Kirche der wunderthätigen Madonna und das dazu gehörige Missionshaus; das Innere der Kirche soll manches Sehenswürdige, un-

ter andern zwei schöne Orgeln enthalten, allein unsere eifrige Eil gestattete uns nicht, auch nur einen Augenblick zu verlieren.

Als wir endlich kaum noch eine halbe Stunde von der Station entfernt waren, trafen wir einen österreichischen Unterofflzier an, der uns in deutscher Sprache bat, ihn mit nach Mailand zu nehmen; dies ward ihm herzlich gern zugestanden, und er setzte sich neben den Postmeister. Die Frauen klagten ihm ihre Angst, und er behauptete, der Postmeister habe gelogen, es sey nicht unsicher, und er selbst habe ja, bloß mit dem Seitengewehr bewaffnet, nach Mailand gehen wollen. So langten wir endlich, als es schon ganz finster war, in Rho an, und ich forderte schnell frische Pferde. Der Postmeister, der zugleich Gastwirth war, ein alter, etwas wüst aussehender Mensch, trat an den Wagen und fragte, ob wir denn im Ernst noch heute nach Mailand wollten? Wir wüßten wohl nicht, daß Räuber sich in der Nähe der Stadt umtrieben? Der Unteroffizier könne uns nicht schützen, dies würden selbst zehn Gensd'armen nicht können. Er rathe uns wohlmeinend, die Nacht bei ihm hinzubringen, doch könnten wir auf unsere Gefahr thun, was wir wollten. Jetzt merkte ich, worauf es angesehen war, und ich war fest entschlossen weiter zu reisen, um so mehr, da das Wirths- und Posthaus ein sehr unordentliches Ansehen hatte. Ich erklärte, ich würde weiter fahren, und ich fürchte um so weniger etwas, da ich den österreichischen Unteroffizier bei mir habe, dessen weiße Uniform ins Auge falle, und glauben mache, daß sich im

Wagen österreichische Offiziere befänden, die man gewiß so leicht nicht angreifen werde. Mein deutscher Unteroffizier redete indeß den Frauen zu, wiewohl vergeblich. Zum Unglück hatte ich es nicht für nöthig gefunden, meine Pistolen zu laden, und überdies mein Pulverhorn so verpackt, daß ich es in der Finsterniß schwerlich zu finden hoffen durfte; ich bat also den Wirth mir für Geld Pulver abzulassen; allein er behauptete, er habe keins, obgleich in der Regel die Postmeister in Italien selbst jagen oder ihre Leute jagen lassen. Dem ungeachtet beharrte ich auf meinem Vorsatz, und ward noch mehr darin bestärkt, als der Postmeister, welcher uns gefahren hatte, an den Wagen trat, um sein Trinkgeld zu empfangen, und vielleicht, weil dies ganz ansehnlich war, oder auch, weil ich ihm noch eine Pfeife Kanaster verehrte, mir ins Ohr sagte: ich sollte nur in Gottes Namen fahren, es werde uns nichts geschehen. Wir fuhren also von Rho ab, freilich unter Aechzen und Stöhnen der Frauen, die darauf drangen, daß der Unteroffizier, dem sie ein gutes Trinkgeld versprachen, eine der ungeladenen Pistolen in der Hand halten mußte. Jetzt stimmte der Schlaukopf ein anderes Lied an; um das Trinkgeld wichtiger zu machen, mußte er seinen Dienst erheben. Er erzählte, er sey auf Urlaub gewesen, und kehre jetzt mit seinem Bataillon zurück, dem Quartiere zu machen, er vorausgeschickt sey. Was sich in der neuesten Zeit bei Mailand zugetragen, wisse er freilich nicht; sonst aber hätte wohl verdächtiges Gesindel sich dort umgetrieben. — Eine halbe Stunde nachher sagte er, jetzt kömmt die gefährlichere Gegend; die Frauen fragten: wie lange sie

daure? Ungefähr eine Stunde, antwortete er, wann wir erst eine Mühle und eine Brücke passirt haben werden, unter welcher sich die Räuber gewöhnlich verstecken, dann hat es nichts mehr zu sagen, dann wird die Straße lustiger. Ich mußte innerlich über des Kerls Darstellung lachen, doch durfte ich mir nichts merken lassen, um nicht den ganzen Zorn meiner Begleiterinnen auf mich zu laden, die so schon, wie Du leicht denken kannst, sehr übel auf mich zu sprechen waren; um sie nur einigermaßen zu beruhigen, nahm ich, auf ihr Begehren, das andere ungeladene Pistol zur Hand. Endlich kam die Mühle, die Brücke, der Weg ward lustiger, und wir langten, ohne irgend eine Störung, in Mailand an, wo der tapfere Begleiter sein Trinkgeld erhielt.

Ich stieg im Albergo di Citta ab, und fragte den Wirth, den ich von Alters her kannte, ob es wahr sey, daß die Gegend durch Räuber unsicher gemacht werde, und daß man vor einigen Tagen zwei Wagen beraubt; der Wirth fragte mich, wie ich zu dergleichen Mährchen gekommen, und als ich ihm unser Abentheuer erzählte, löste er mir das Räthsel; der Postmeister, der uns fuhr, war der Sohn des Postmeisters und Gastwirths auf der letzten Station, und hatte diesem Gäste zuführen wollen. Dies sey nicht das erste mal, sagte der Wirth, daß er sich solcher Kunstgriffe bediene. — Erklärlicher ward mir die Sache noch dadurch, daß ich aus Mangel an Silbergeld, jenen gebeten, mir einen Napoleon zu wechseln, um Post- und Trinkgeld zu bezahlen. Er hielt uns also fälschlich für Leute, die etwas verthun könnten.

Nicht wahr, ein sauberes Geschichtchen, geeignet die Pfiffigkeit der Italiener gegen Fremde darzuthun? und ich werde Dir sogleich mit einem paar Andern, wo möglich noch pikantern dienen; allein dehne ja nicht zu vorschnell, das was von den Italienern gilt, welche mit den Fremden zu thun haben, und von ihnen leben, auf die ganze Nation aus; es giebt unter ihnen, so wie überall, rechtliche und gegen Fremde sehr zuvorkommende Menschen. Doch zu meinen versprochenen Geschichtchen.

Als ich einst mit einigen Freunden von Rom nach Livorno reisete, hielt der Postillion vor einem kleinen Hause still, was nicht weit von der Straße lag, und sagte dann zu uns: Der Postmeister und seine Frau sind hier an der aria cattiva (bösen Luft) gestorben. So rufe, sagte ich, den Stalieri oder einen Postillion, damit wir Pferde bekommen. — Herr, alles ist gestorben, selbst die Pferde. Ich muß eine Viertelstunde gehen, um welche zu holen. — So spanne ein Pferd aus und reite hin. — Er fing wirklich an ein Pferd auszuspannen; darauf besann er sich einen Augenblick, und sagte: wenn Sie mir das Postgeld für die nächste Station, und eine reichliche bona mano (Trinkgeld) geben, so fahre ich Sie weiter. Meine Reisegefährten und ich willigten ein, und so fuhr er uns bis zur nächsten Station. Ein heftiger Durst trieb mich an zum Postmeister in das Zimmer zu gehen, und mir ein Glas Wein geben zu lassen. Um nicht so stumm da zu sitzen, sagte ich zu ihm: Ihr Nachbar, der Postmeister, hat das Un-

glück gehabt, mit seiner ganzen Familie, und selbst seinen Pferden, an der aria cattiva zu sterben? Der Mann sah mich verwundert an. Kommen Sie denn nicht, fragte er, von . . . ., und nannte die Station, wo wir die letzten Pferde erhalten? Allerdings, sagte ich; aber den Postmeister auf der Zwischenstation hat das unglückliche Schicksal getroffen. — Bewahre, antwortete er, es giebt gar keine Zwischenstation zwischen hier und der vorgenannten. — Ich rief den Postillion. Hast du uns nicht gesagt, fuhr ich ihn zornig an, daß der Postmeister auf der vorigen Station gestorben, daß keine Pferde vorhanden, und hast du dich nicht erboten, uns für gute Bezahlung hierher zu fahren? — Ja, sagte der Kerl ganz gelassen. Aber Schurke, du hast mich ja belogen, und hast mich betrügen wollen? — Keinesweges, erwiederte er kaltblütig, es stand ja bei Ihnen, sich zu erkundigen. —

Das andere Geschichtchen ist folgendes: Man hatte mir, als ich nach Rom ging, den Gasthof von Sermenti auf dem spanischen Platz empfohlen, weil er, was Wohnung und Tisch betreffe, allen andern vorzuziehen sey; aber man hatte mich zugleich vor der Prellerei des Wirths gewarnt, und mich ermahnt, vorher alles mit ihm genau zu bedingen; eine abscheuliche Gewohnheit, die man aber, wenn man nicht zu sehr betrogen seyn will, in Italien sehr oft befolgen muß *). Als daher

*) Spätere Anmerkung. Leider muß der Fremde jetzt diese Vorsichtsmaßregeln auch in Frankreich befolgen.

Herr Sermenti bei unserer Ankunft an unsern Wagen trat, behandelte ich (mir war das Geschäft der Oekonomie von meinen damaligen Reisegefährten übertragen) alles auf das genaueste mit ihm. Nach ungefähr drei Wochen ließ ich mir von ihm die Rechnung geben, weil wir auf einige Zeit nach Neapel gehen wollten. Wie erschrack ich, als die Rechnung das bei weitem überstieg, was ich nach meinem Calcul, zu Folge meines Accords, erwartete; ich durchlief die Rechnung; alles war, wie ich es bedungen, aber die Collazione (das Frühstück), die aus Kaffee mit Milch und weißem Brodte und Butter bestand, hatte ich zu bedingen vergessen, und für diese hatte er beinahe so viel, als für unser Mittagbrod angesetzt. Ich ließ den Wirth rufen, und fragte ihn, wie er das verantworten wolle? Das Frühstück sey nicht bedungen, sagte er, und überdies sey die Milch in Rom theuer, denn wir würden wohl bemerkt haben, daß man die milchenden Kühe durch die Straßen treibe, wo sich nun jeder abmelken lasse, so viel als er bedürfe, und dies müsse man theuer bezahlen *). Nach langem Hin- und Herreden ließ er endlich etwas von der Rechnung schwinden; meine Freunde und ich, wir waren aber so böse

---

*) Um sich dagegen zu sichern, daß die Milch nicht durch Wasser verfälscht werde, werden in mehreren Städten Italiens die Kühe herumgetrieben, und jeder läßt sich in seiner Gegenwart so viel abmelken, als er will; allein demungeachtet wird man sehr oft betrogen; der Kerl, welcher die Kuh melkt, hat einen mit Wasser angefüllten Schwamm in der einen Hand, den er beim Melken sachte ausdrückt.

auf ihn, daß wir bei unserer Rückkehr nach Rom nicht wieder zu ihm gingen, sondern in dem Gasthofe, das dem Range nach gleich auf ihn folgte, bei der Donna Petronella, einkehrten. Auch mit dieser behandelte ich alles aufs genaueste, und daß ich die Collazione nicht vergaß, kannst Du Dir leicht vorstellen; und doch belief die Rechnung bei unserer Abreise wieder ungeheuer hoch, weil ich die Illuminazione (Erleuchtung der Zimmer) vergessen hatte, und Madame Petronella bestand darauf, sie habe uns alle Abend neue Wachslichte aufstecken lassen. —

Sechszehnter Brief.

Mailand.

Der Gasthof, in dem ich wohne, gehört zu den drei größten Mailands, und man kann ihn in der That rühmen. Das Gebäude selbst ist ein Eigenthum der Stadt, und der Wirth zahlt eine jährliche Miethe von zwanzigtausend Franken, wovon er die Hälfte durch Aftermiether, Kaffeeschenken, Haarkünstler, Modehändler, Schneider, Schuster, Stellmacher, Schmiede, Stiefelputzer, Lohnbediente u. s. w. wieder erhält; Menschen, welche insgesammt von den dort einkehrenden Fremden leben; auch gewinnt er durch die im Hause befindlichen Bäder, für deren jedes man zwei Livres bezahlt *). Du siehst, daß das Haus eine kleine Welt in sich schließt, und doch hat es nur drei Fenster Fronte, und ist nur drei Stockwerk hoch; der größte Theil der Wohnungen findet sich in Seitengebäuden. Dadurch aber, daß diese verschiedene

*) Man badet in kleinen Zimmern in kupfernen Wannen; in der Stadt giebt es noch andere Badehäuser, wo man in marmornen Wannen badet.

Arten Handwerker in demselben wohnen, genießt der Fremde manche Bequemlichkeit; auch versicherte mich der Wirth, er sehe darauf, daß die Fremden nicht übersetzt würden.

Mailand, die Hauptstadt der Lombardei, unter Napoleon die Residenz des Vicekönigs von Italien, ist von beträchtlicher Größe; man giebt ihr acht italienische Meilen im Umfang und hundert und dreißig tausend Einwohner. Die Straßen sind im Ganzen eng und winklicht, einige wenige ausgenommen, z. B. die, welche nach der Porta orientale, und die, welche nach der Porta di Roma führt; diese dienen, wegen ihrer Breite, Gradlinigkeit und Länge, zu den Spatzierfahrten der Einwohner, und werden Corsi genannt. Die Straßen sind, ungeachtet ihrer Enge, ziemlich reinlich, theils wegen der durch die Stadt gehenden Kanäle *), in welchen die Rinnsteine sich ergießen, theils weil die armen Jungen den Koth der Esel und Pferde, wie auch alles, was als Dünger dienen kann, Stroh, Kehricht, u. s. w. in Körben sammeln, die sie in den Händen tragen, oder auch wohl auf Eseln mit sich herum führen, und nachmals verkaufen. Die Straßen sind mit Marmorstücken und

---

*) Mailand erhält durch zwei Kanäle, wovon der eine aus der Adda, der andere aus dem Tessino kömmt, naviglio grande und piccolo, der erste ist beinahe fünf deutsche Meilen lang) die Zufuhr von Lebensmitteln und Bausteinen, vorzüglich vom Lago maggiore. Ein dritter Kanal, welcher Mailand mit Pavia in Verbindung setzen soll, ist beinahe vollendet.

kleinen Granitsteinen, von allen Farben (migliaruolo, den man in dem Bette der nahen Flüsse, und selbst einige Fuß tief unter der Erde, in der Nähe der Stadt, findet), gepflastert; auf beiden Seiten an den Häusern finden sich Fußpfade von Bruchsteinplatten, auf welchen man, selbst nach gefallenem Regen, ziemlich reinlich geht; mitten in der Straße liegen, in der Entfernung der Wagenspur, zwei Reihen Steinplatten, bei breiten Straßen vier, auf diesen fahren die Wagen. Die Häuser sind drei, höchstens vier Stockwerk hoch; sie haben fast alle, die meisten grüne, Schattenfenster und viele Balkons; der größte Theil ist weiß angestrichen; und wenn man einige Palläste abrechnet, so haben die meisten Häuser, wegen des Mangels an Symmetrie von Fenstern, Balkons und Thüren, ein unordentliches, nicht gefälliges Ansehen. Das untere Stockwerk der Häuser enthält größtentheils Kramläden, Kaffeezimmer, Arbeitsläden der Schneider, Schuster, Strumpfwirker, Goldarbeiter, Gelbgießer, Klempner u. s. w., so daß die ganze Stadt das Ansehen eines großen Markts hat; auch gewinnt die Lebhaftigkeit dadurch sehr, daß die Handwerker in diesen Läden beständig beschäftigt angetroffen werden. Ferner haben noch eine Menge Obsthändler ihre Waaren auf der Straße feil, und stellen die Früchte, gar zierlich geordnet, zur Schau aus.

Auf den Straßen herrscht viel Bewegung, und diese ist um so lebendiger, da sie durch die engen Straßen zusammen gedrängt wird; vorzüglich lebhaft ist der Platz bei der Kathedrale und dem königlichen Pallast, auf wel-

welchem sich auch die schönsten Kaufläden und die Buden der Goldschmiede und Juweliere befinden; letztere haben ihre Sachen angenehm geordnet, doch was die Anordnung der Waaren in den Kaufläden betrifft, so ist sie bei weitem nicht so zierlich, und dem Auge so schmeichelnd, als in Paris und London.

Aber das Ohr wird in Mailand auf eine zerreißende Weise gemartert; eine Menge Männer und Weiber bieten mit gellendem Geschrei, im italienischen Patois, ihre Waaren feil, und kaum verstummt der eine, so hebt der andere an; zu diesen gesellen sich oft Weiber, die zur Geige oder Mandoline ihre krächzende Stimme hören lassen, und endlich drücken die Esel, mit den häßlichsten Tönen, ihre Liebe aus. — Welch ein Unterschied zwischen den Liebestönen der Nachtigall und denen des Esels! —

Unausstehlich ist das Verfolgtwerden von den Bettlern, so wohl auf den Straßen als in den Kirchen, um so mehr, da sie sich vorzüglich an Fremde machen.

Große Plätze hat Mailand nur wenige; zu ihnen sind zu rechnen: der Domplatz, der Gemüseplatz (Piazza delle Erbe), auf welchem sich ein Springbrunnen von rothem Granit befindet; die Syrenen, die ihn tragen und der Delphin, aus welchem das Wasser springt, sind von cararischem Marmor; das ehemalige Forum Buonaparte, der Platz vor dem Familienpallast der Borromeer (der aber nicht sehr groß ist), gehören zu den besten. Auf einigen derselben stehen Säulen, eine Madonna oder den heiligen Carl tragend.

Lebhafter noch werden die Straßen zu den Tageszeiten, wo die Vornehmern spatzieren fahren, die andern spatzieren gehen. Man behauptet, die Mailänder übertrafen alle andern Städter Italiens an Promenierwuth. Der Spatziergang am Ende des Corso, nahe bei der Villa Buonaparte, ist am Sonntage von zwei bis vier Uhr der besuchteste; die hohen alten Kastanienbäume bilden ein dichtes Dach, das gegen die Sonne schützt, und erquickenden Schatten gewährt; die Bürgerklasse liebt diesen Spatziergang vorzüglich. — Gegen Abend nimmt die Promenade auf den beiden Corsen ihren Anfang; die Reichen fahren in einer langen Reihe von Wagen, Kutschen, Chaisen, Whiskys, hinter einander im mäßigen Schritt zur Porta orientale oder di Roma hinaus; zuweilen tritt auch wohl ein Wagen aus der Reihe, und bleibt eine Zeitlang halten, damit die darin Sitzenden die andern vorüber fahren oder vorüber gehen sehen. Vor dem Thore schlagen die Wagen den mittlern Weg, die Fußgänger die Seitenwege, ein; diese Wege sind insgesammt mit Maulbeerbäumen und Ulmen eingefaßt. Die gemeinen Leute freuen sich ihres Lebens in den kleinen Wirthshäusern vor dem Thor, wo Wein geschenkt wird, die andern kehren nach Verlauf von einer oder anderthalb Stunden, von ihrer einförmigen Spatzierfahrt oder Spatziergang in die Stadt zurück, um Gefrornes zu genießen, was die Damen zuweilen im Wagen sich reichen lassen.

Die Kaffeehäuser spielen eine große Rolle in den Vergnügungen der Mailänder; sie sind, die wenigen

Stunden des ganz frühen Morgens und der Mittagszeit ausgenommen, immer angefüllt, und gegen Abend besuchen sie nicht bloß Männer, sondern auch Frauen. Sie sind gewöhnlich sehr gut verziert, und des Abends glänzend erleuchtet. Hier genießt man Eis, Kaffee, Chocolade und in Eis abgekühltes Wasser, worin Fruchtextrakte gegossen werden; man liest dabei die Zeitungen oder plaudert mit einander.

Die Mailänder sollen gastfreier seyn, als die Einwohner in andern Städten Italiens; ich war diesmal zu kurze Zeit da, um Proben davon erhalten zu können; auch war der größte Theil der Reichern auf dem Lande. Die Sprechfreiheit ist hier größer als man vermuthen könnte, und war es selbst da schon, als noch Napoleons geheime Spürhunde auf die Reden lauerten. Ich erinnere mich unter andern der freimüthigen Aeußerung eines Advokaten, mit dem ich bei meinem vorigen Aufenhalt in Mailand zu Tisch geladen war. Es war die Rede von der Verachtung, mit welcher Napoleon die Völker Europa's behandele, und jeder belegte diesen Satz mit leidigen Beispielen. Der Advokat, welcher mir zunächst saß, hatte bis dahin dazu still geschwiegen; plötzlich wandte er sich zu mir, und sagte so laut, daß die ganze Gesellschaft es hörte: „Sie sollen entscheiden, ob wir nicht diejenigen sind, welche dieser Mensch am verächtlichsten behandelt hat. Er befiehlt uns, aus unserer Mitte diejenigen auszusuchen, welche wir für die edelsten und besten halten, und sie zu ihm nach Lyon zu senden, damit er aus ihnen den besten zu unserm Präsidenten wählen

könne. Wir befolgen seinen Befehl, und was ertheilt er uns für Bescheid? Niemand von denen, die wir ihm gesandt, sey würdig die Stelle unsers Präsidenten zu bekleiden, darum übernehme er das Amt selbst. Giebt es wohl eine größere Beschimpfung, als vor ganz Europa zu sagen, der beste Mailänder sey noch nicht einmal so viel werth, als er, der Korse?" — Ich gestehe Dir, daß mich diese offene, aber derbe Sprache des Mannes in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Der Mailänder Bürger ist höflich, gewandt, gefällig; auch ist er arbeitsam und genügsam; allein leider hat der Verdienst sehr ab- und dadurch die Anzahl der Armen sehr zugenommen. Dies ist auch der einzige Grund, warum man über die jetzige Regierung klagt; sie habe bis jetzt, sagen die Mailänder, die Lombardey nur noch als eine Milchkuh betrachtet, von der man den größtmöglichsten Nutzen ziehen müsse; die unter Buonaparte angefangenen Bauten seyen eingestellt, der Handel, welcher, wegen Sperrung der Meere, seinen Weg zu Lande über Mailand genommen, sey zu seinem alten Weg, zur See, zurückgekehrt; ja selbst eine Hofhaltung gebe es in Mailand nicht mehr, wodurch doch wenigstens etwas Geld in Umlauf gesetzt worden.

Uebrigens hassen sie die Franzosen wegen der Conscription, welche die Ursach ist, daß fast jede Familie eins oder mehrere ihrer männlichen Mitglieder zu beweinen hat; denn Napoleon hat den übrigen, zu Frankreich gehörigen, oder damit verbundenen Staaten fast noch weher durch die Truppenaushebung gethan, als Frankreich selbst,

weil er nach Verhältniß den ersteren mehr aufbürdete, um das letztere mehr schonen zu können.

Einen wüthenden Haß hegte das Volk gegen den Minister Brina, der zur Zeit der französischen Regierung der Polizei vorstand, weil er sich mancherlei Bedrückungen hatte zu Schulden kommen lassen; er ward den 20sten April 1814 ein Opfer der Volksgerechtigkeit. Sein Koch hatte in der Stadt, vorzüglich auf den Märkten gehört, daß man ihn umzubringen gesonnen; er lag also dem Haushofmeister an, ihn bei seinem Herrn zu melden, dem er etwas wichtiges zu entdecken habe. Brina ließ ihn kommen, und nun erzählte er alles, was er gehört, und beschwor seinen Herrn, sich zu retten; allein der Minister lachte, und sagte: dazu sind die Mailänder zu feige. An diesem Tage war der Senat außerordentlich versammelt, weil die Vicekönigin den Vorschlag thun ließ, ihren Gemahl zum König von Italien zu ernennen; der Senator Veri widersetzte sich dem Vorschlage, und das Volk nahm Theil. Als die Sitzung geendet war, hielt das vor der Thür versammelte Volk jeden Senator an, und bezeigte ihm durch Worte sein Wohlgefallen und sein Mißfallen; auf diese Weise hoffte man Brina's sich zu bemächtigen; als man ihn aber unter den Senatoren nicht fand, strömte alles nach seinem Pallast, schlug die Thüren ein, und suchte ihn überall vergeblich. Endlich ergriff man seinen Kammerdiener, und drohte diesen zu ermorden, wenn er nicht entdecken würde, wo sich sein Herr verborgen; die Todesfurcht bewog ihn zum Geständniß; man fand den Minister auf

dem Boden im Heu versteckt. Wüthend riß man ihn bis zum ersten Stockwerk hinab, wo man ihn zum Fenster hinaus warf, und ihn, vorzüglich mit den Stöcken der Regenschirme (es war den Tag Regenwetter) aufs schrecklichste schlug; so ward er bis zur Kirche St. Giovanni alle Case rotte fortgeschleift. Hier bat er das Volk, daß man ihm zu beichten erlauben möchte, und die Polizeibeamten bewirkten wirklich, daß man ihn in die Kirche eintreten ließ; aus dieser entschlüpfte er durch eine Hinterthür, und verbarg sich in einem Weinhause neben dem großen Theater. Nachdem das Volk lange vergeblich gewartet, daß er wieder herauskommen sollte, stürzte es in die Kirche, und da es ihn nicht fand, spürte es dem Wege nach, den er genommen; es entdeckte das Haus, und zwang den Wirth durch die Drohung sein Haus zu verbrennen, den Minister heraus zu geben. Jetzt zog man ihn nackt aus, und schlug ihn so lange bis er todt war; dann wurde er, mit gebundenen Händen und Füßen, durch die Straßen, bei seinem Hause vorbei, und über dem Domplatz geschleift, bis man ihn endlich, um zehn Uhr Abends, im Hofe des Rathhauses liegen ließ; darauf rief man vier Männer von der Thomas-Kirche, die den Leichnam außerhalb der Stadt begraben mußten. — Den folgenden Tag zerstörte das Volk sein Haus. — Man bemerkte bei diesem Auflauf nicht bloß Menschen von der niedrigsten Klasse, sondern auch wohlgekleidete Männer. Er war als heimlicher Angeber selbst von den höhern Ständen gehaßt. — Die Stelle, wo sein Haus stand, ist von der jetzigen Regierung an Privatpersonen verkauft, doch unter der Bedin-

gung, daß sie nur nach einer ihnen gegebenen Vorschrift bauen, damit hier ein geräumiger Platz bleibe.

Dem weiblichen Geschlecht in Mailand giebt man mancherlei Schuld. Das Hierseyn der Franzosen soll die Sitten derselben noch mehr verderbt, und die Zahl der Hausfreunde vermehrt, und den üblen Dienst derselben vergrößert haben. Seit der französischen Regierung hat zwar die Erziehung der jungen Mädchen in den Klöstern aufgehört, aber dadurch soll die Bildung an Kopf und Herz nicht gewonnen haben. Gewöhnlich erstreckte sich der ganze Unterricht derselben dahin, sie französisch plaudern, und Musik und Singen zu lehren. —

Auch hier giebt es, wie in den meisten großen Städten Italiens, eine Kirche, in welcher man die galante Messe hört, d. h. wo die jungen Herren und Mädchen am Sonntage, zur Zeit der Messe, welche in dieser Kirche eine Stunde später, als in den übrigen Kirchen, gelesen wird, sich einfinden, und Liebesabentheuer anspinnen oder fortführen. Noch mehr aber werden die Ave Marias zum Zweck der nicht platonischen Liebe besucht; diese finden nämlich in der Abenddämmerung statt, und das auf dem Altar brennende Licht begünstigt die Absichten der Liebenden mehr, als daß es sie hinderte, und so sagt denn hier oft in der christlichen Kirche der heidnische Amor den Geliebten ein freundliches: Seyd mir gegrüßt. —

Die jungen Mädchen sind größtentheils reizend; sie haben ein lebhaftes Auge und sind gut gewachsen. Aber

unter den alten gemeinen Weibern habe ich mehrere häßliche Larven getroffen, und sie wurden dadurch wo möglich noch häßlicher, daß sie das Haar bloß trugen, was nun oft wild um den Kopf herumhing, so daß man an die Hexen im Macbeth erinnert wurde. Ein Paar dieser alten Gorgonen trugen Puder in ihrem struppigen Haar, wodurch sie nun an das Ekelhaft-Gräßliche gränzten.

Die vorzüglichsten Nahrungszweige der Einwohner Mailands sind: Arbeiten aus Bronze, Silber und Gold; vorzüglich die erstern, die in ganz Italien geschätzt werden (ich habe ganz treffliche Bilder der Heiligen, Crucifixe, Kelche, Tischgeschirre davon gesehen, nur an Vergoldung stehen ihre Arbeiten denen der Franzosen nach); Seidenwaaren, vorzüglich seidene Strümpfe; Sattler- und Riemerarbeiten (die mailändischen Kutschen stehen in hohem Ruf); der Verkauf von Hanf, Reis und Käse.

So viel, mein theurer Freund, über Mailand und seine Bewohner; jetzt wollen wir die einzelnen Merkwürdigkeiten der Stadt besuchen.

Das vornehmste Gebäude der Stadt ist unstreitig der berühmte Dom oder die Kathedrale von Mailand, der Mutter Gottes geweiht. Sie liegt im Mittelpunkt der Stadt, nicht fern vom Pallast des ehemaligen Vicekönigs, jetzt des Königs; ihr Bau ward 1385 auf Befehl des ersten Herzogs von Mailand Johann Galeaz Visconti angefangen; über den Baumeister ist man uneinig, einige nennen einen Deutschen Johann Gamo-

dia, andere den Marco de Campilione, einem klei-nen Ort bei Lugano. Johann Galeaz schenkte zum Bau einen sehr ergiebigen Marmorbruch bei Candoglia, nahe beim Eingang des Thals von Domo d'Ossola; der Stein findet sich am Ufer des schiffbaren Tosa, wird auf den Lago maggiore gebracht, von da in den Tessino, und ver-mittelst des Kanals Naviglio grande nach Mailand. Ja Johann Galeazzo hat seine Aufmerksamkeit noch weiter getrieben, er hat sogar den Graben um die Stadt schiff-bar gemacht, und ihn mit dem obengenannten Kanal ver-bunden, so daß man, vermittelst mehrerer Schleusen, den Marmor, Granit und andere Baumaterialien bis Lag-hetto, welches ganz nahe am Dom liegt, zu Wasser führt. Man befolgte beim Bau die gothische Bauart, und arbeitete zwei Jahrhunderte hindurch nach demselben Plan. Unter Carl Borromeo wollte man die Façade von Marmor aufführen und verzieren, und die Künstler kamen überein, man müsse gothischen Geschmack mit griechischem verbinden. Pellegrini's Plan ward ange-nommen, und ein Cousin des Carl Borromeo, mit Na-men Carl Friedrich, ein großer Freund und Beschützer der Künste, ließ ihn ausführen; späterhin hat der Archi-tekt Soave etwas daran geändert.

Die Lage der Kirche ist für den Anblick derselben nicht die vortheilhafteste; nur von der Seite, welche nach dem königlichen Pallast zu liegt, ist hinlänglicher Raum sie zu überschauen. Buonaparte hatte, um diesen Platz zu vergrößern, schon mehrere Häuser abreißen lassen, und den Vorsatz, noch mehr um der Kirche herum aufzuräumen.

Das Aeußere der Kirche macht einen sonderbaren Eindruck; sie ist ganz mit weißem Marmor bekleidet, der aber an den Stellen, wo durch die Länge der Zeit die Luft auf ihn eingewirkt, und das in demselben befindliche Eisen gesäuert hat, gelblich geworden ist; sie scheint ein Marmorberg mit einer großen Menge Thürmchen, mit allerlei Schnitz- und Schnörkelwerk überladen, und mit mehreren tausend großen und kleinen Bildsäulen besetzt; die große Menge verwirrt, und erlaubt es der Einbildungskraft nicht, das bunte Mannigfaltige in ein Ganzes zusammen zu fassen, daher staunt man es zwar an, aber man wird weder durch Erhabenheit gehoben, noch durch Schönheit angezogen. — Eine sehr seltsame, ich möchte sagen, mystische Wirkung bringt sie, im Mondenschein oder auch bei später Abendbeleuchtung gesehen, hervor, wo manche, vorzüglich der neu aufgesetzten, Bildsäulen im blauen Aether zu schweben scheinen.

Die Form der Kathedrale ist ein lateinisches Kreuz; zu ihr führt eine Treppe von mehreren Stufen. Eingänge hat sie fünf, wovon der eine das Hauptthor ist; die Thüren derselben sind von gemeinem Holz ohne Verzierung, die vor dem Hauptthor abgerechnet, welche grau angestrichen ist. Die Säulen am Eingange haben sieben Fuß im Durchmesser. Der Anblick des Innern der Kirche ergreift durch ihre Größe; um so mehr, da sich weder Bänke noch Stühle in derselben finden. Der größte Theil derselben, von der Façade bis zum Arm des Kreuzes, ist in fünf Schiffe getheilt, deren jedes eine Thür hat. Zwei und funfzig große Marmorsäulen, jede

von vier und achtzig Fuß, unterstützen die spitzigen, gothischen Bogen und Kreuzgänge; fünf Kuppeln erleuchten das Schiff. Vier stärkere Säulen, von 27 Fuß im Umfang, tragen die Hauptkuppel. Die Länge der Kirche, von der Façade bis zum Polygon hinter dem Chor, ist 455 Fuß; die Breite der fünf Schiffe 166 Fuß; die Breite unter dem Arm des Kreuzes, die Kapelle der Madonna dell'Albero nach Norden, und von St. Jean Bono nach Süden, die man an die Stelle zweier Thüren hinzugefügt, mitgerechnet, 267 Fuß *); die Mauer hat eine Dicke von beinahe 7 Fuß. Die Höhe der Lanterne bis auf den Fußboden ist 232 Fuß. Der Fußboden ist mit weißen Marmorplatten gepflastert; und in demselben 1786 von den Astronomen eine Mittagslinie gezeichnet, deren letzter Theil im Wintersolstitz an der Mauer hinaufgeht, wo ein Steinbock abgebildet ist; der Sonnenstrahl fällt durch eine Oeffnung im Gewölbe. Die Fenster des mittleren Schiffs sind von farbenlosem Glase, aber die der Seitenschiffe haben gemaltes Glas. In der Kirche finden sich Gemälde von Percaccini, Zuccaro, Barocci, Flammenghino, Cerano, Figino u. s. w. — Hinter dem Chor, sehr im Dunkeln, steht die Bildsäule des heil. Bartholomäus von Agrati, die für Anatomen und Zeichner Interesse haben mag,

---

*) Nimmt man die Länge der Kirche zur Vergleichung für die Größe derselben, so haben die drei größten Kirchen in Europa folgende Rangordnung: St. Peter in Rom, S. Paul in London, und der Dom in Mailand; doch übertrifft der letztere die vorletzte an Höhe.

aber niemals auf Schönheit Anspruch machen kann. Der Heilige ist nackt, und die Haut ihm schon bis auf die Hüften abgestreift; sie umhüllt diese wie eine Schürze, und deckt dadurch seine Blöße; unter ihr liest man: Non me Praxiteles sed Marcus finxit Agrati. Den ersten Theil des Satzes hätte der Bildhauer füglich weglassen können, das hätte die Statue schon allein gesagt. Von dieser Bildsäule machen die Mailänder viel Aufhebens, und erzählen von ihr manches Geschichtchen. Man habe ihnen für dieselbe schon so viel Silber geboten, als sie wiegt; sie habe ehemals in einer Nische außerhalb der Kirche gestanden, man habe sie aber hinein nehmen müssen, weil man in Erfahrung gebracht, die Einwohner von Bergamo, deren Schutzheiliger St. Bartholomäus ist, wollten denselben entführen; und dergleichen mehr. — Sonst sind auch noch mehrere marmorne Statuen von Heiligen in der Kirche vorhanden, aber ohne sonderlichen Werth.

Der Taufstein (Baptisterium) findet sich beim Eingange zur linken Hand; er ist eine schöne weite Urne von Porphyr, welche man in den Thermen gefunden; darüber ist ein Baldachin, nach der Zeichnung von Pellegrini, getragen von Säulen aus einer Art Marmor, den man Macchia vecchia nennt, und bei Arzo, nicht weit vom Luganer See, findet.

Im östlichen Arm, zur rechten, ist das Grabmal von Johann Jakob Medicis und seinem Bruder Gabriel, das der Pabst Pius IV., ihr Bruder, und der Oheim von Carl Borromeo ihnen errichten ließ; die

Zeichnung ist von dem großen Michael Angelo Buonaroti, die bronzenen Statuen und die Basreliefs verfertigte Leon Leoni.

Das Chor ist von weitem Umfange; inwendig mit sehenswerthen Basreliefs aus Holz geschnitzt, und auswendig von weißem Marmor geziert. An jedem der beiden Eingänge findet sich eine Kanzel, welche die bronzenen Bildsäulen von vier Kirchenlehrern, als Caryatiden tragen; auf der einen derselben singt man die Epistel, auf der andern das Evangelium.

Vor dem Chor ist ein zirkelförmiger Betplatz mit einem eisernen Gitter umschlossen, durch welches man in die unterirrdischen Kapellen hinabsieht; hier knieen meistentheils gemeine Leute, vorzüglich Weiber, und beten ihren Rosenkranz, und opfern kleine Münzstücke zum Behuf der Seelenmessen.

Unter dem Chor befindet sich das Grabmal (confessio, Soccorpo) des heil. Carl Borromeo, der durch mancherlei wohlthätige Stiftungen für die Wissenschaften und die Armen und Kranken sich große Verdienste um Mailand erworben. Die Kapelle, worin der Leichnam ruht, ist mit sieben silbernen Basreliefs geziert, die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens darstellend. Der Leichnam liegt in bischöflicher Kleidung, in einem Behälter aus Krystal de Roche, dessen Ränder mit silbernem und vergoldetem Schnitzwerk verziert sind. Die Haut des Gesichts ist zusammen geschrumpft und leder-

artig *); auf dem Kopf glänzt eine Krone, die ein Herzog von Baiern verehrte, und in dem Arm ruht ein mit Edelsteinen besetzter Bischofsstab. — Es werden hier täglich mehrere Messen gelesen, und der Ort ist ein großer Gegenstand der Verehrung der Gläubigen. — Zu leugnen ist es nicht, daß der wohlthätige Borromeo mehr Recht auf das dankbare Andenken und die Verehrung seiner Nachwelt hat, als viel Hundert andere Heiligen, die, wie Labré, zur Zeit ihres Lebens, Müßiggänger und Gegenstände der Verachtung und des Ekels waren.

Noch findet sich in der Kirche eine andere, von den Gläubigen hochverehrte, Reliquie; ein Nagel aus dem Kreuz Christi; diesen schenkte, so erzählt die Legende, die Gemalin des Kaiser Constantin dem heil. Ambrosius, welcher wiederum dieses kostbare Kleinod der Kathedrale verehrte. Er wird in einem gläsernen Reliquienkasten in einem Behälter in dem Gewölbe der Kirche über dem Hauptaltar aufbewahrt. Als im Jahr 1576 Mailand durch die Pest verheert ward, trug ihn der heil. Carl Borromeo mit bloßen Füßen, und einen Strick um den Hals in Prozession unter Gesang und Flehen umher, und siehe da, der Pest ward ein Ziel gesetzt. Zum Andenken dieser wohlthätigen Wirkung wird alle

---

*) Es giebt in Italien Künstler, die das Geheimniß besitzen, Knochen der Heiligen zu einem Ganzen zusammen zu setzen, und durch eine hinzu gefügte Masse dem nackten Schädel das Ansehen eines Gesichts zu geben, so daß man, selbst ziemlich nahe, meint, das Gesicht enthalte Fleisch.

Jahr, am Abend des dritten Mais, ein Priester in einer Theaterwolke bis zu dem Ort, wo der wunderthätige Nagel verwahrt wird, empor gehoben; hier nimmt er die Reliquie mit ihrem Kasten heraus, und senkt ihn auf den Hauptaltar herab, wo er nun einen ganzen Tag der Verehrung des Volks ausgesetzt bleibt. Den folgenden Tag trägt ihn eine feierliche Prozession nach der Kirche des heil. Ambrosius, und darauf wieder zur Kathedrale zurück; ein Notar bezeugt die Identität desselben, und so wird er wieder in seiner alten Wohnung, im Kirchengewölbe verschlossen.

Zur linken Hand, unweit des Hauptaltars, führt eine Treppe von vierhundert acht und sechszig Stufen auf einen Balkon der rings um die Kirche läuft. Es verlohnt sehr der Mühe diesen zu besteigen; man kömmt hier in eine Welt von Bildsäulen und Bildnerwerk, die gar wunderseltsam einwirkt, wozu die weiße Farbe des Ganzen, und die auf der Spitze des Hauptthurms hervorstralende vergoldete Statue der Madonna, welcher die Kirche gewidmet ist, nicht wenig beiträgt; und zwischen diesen Thürmchen und Figuren herrscht Leben und Thätigkeit der Arbeiter, die die ungeheure Masse der Statuen mit neuen vermehren, denn noch ist ein beträchtlicher Theil der Bekleidung und Verzierung des Doms unvollendet; und wendet man nun seinen Blick von dieser Marmorwelt auf den unten liegenden Platz, so erscheinen die dort befindlichen Menschen den Zwergen gleich, und die Sonderbarkeit des Anblicks wird erhöht. Es gehört in der That eine ziemlich geraume Zeit dazu,

ehe man sich in dieser seltsamen Umgebung findet, die man wohl schwerlich irgend wo noch einmal antreffen möchte. Hat man sich endlich aus diesem Eindruck der Sinne und dem Spiel der Phantasie wieder gefunden, und richtet sein Auge auf die reizende Landschaft, die in weiter Ferne ausgebreitet liegt, so erweitert sich die Brust, und das Gemüth erhält seine Freiheit wieder. Man erblickt bei heiterm Wetter die Alpenkette, die mit den Appeninen sich verbindet, und über die Wolken empor ragt, und die üppige Ebene der Lombardei, mit Recht der Garten Italiens genannt, und alle die Flecken und Burgen, die in ihr sich erheben, und die nah gelegenen Städte, Pavia, Bergamo, Brescia. Welch ein reiches, fruchtbares Land! Wenn man es so in seiner ganzen üppigen Fülle übersieht, so wird es einem leicht erklärlich, wie es der blutige Zankapfel zwischen Franz dem Ersten und Carl dem Fünften werden konnte!

In der Nähe des Doms zeigt man den Fremden eine Kapelle, St. Maria der Todten (Santa Maria dei morti) genannt. In ihr sind die Wände mit Menschenknochen und Schädeln, welche in Figuren zusammen gestellt sind, bekleidet; eine gleiche Bekleidung hat der Altar; und so findet man auch in ihr Kreuze, bloß von Todtenköpfen aufgebaut. Welch eine scheusliche Erfindung! Wie gräslich wird man hier an den Tod erinnert! Hier erscheint er nicht als der schöne Götterjüngling mit der Fackel, des Schlafes freundlicher Bruder; nicht als der Bote des Himmels, der das Leben von der Lippe küßt, und mit dem Brudergeiste im rosigen Gold

des

des Abendroths verschwindet. — Warum das irrdische Leben in seinen innersten Tiefen gräßlich zerreißen, um den Gedanken an ein höheres Leben hervorzurufen? — Einen gleichen Schauer empfand ich in Rom beim Anblick der Todtenhallen unter der Kirche der Kapuziner, und in den Katakomben von Paris *).

Von dem Aufenthaltsort der Gebeine der Physisch-todten laß uns zum ehemaligen Aufenthaltsort des politisch-todten Vicekönigs von Italien gehen. Wir sind ihm ganz nahe; der Pallast, den Eugen Beauharnois bewohnte, führte den Namen des Nationalpallastes; er war der Pallast der ehemaligen Herzoge, und steht auf demselben Platz, auf welchem die Domkirche sich befindet, südlich von derselben. Das Aeußere hat nichts Auszeichnendes und man würde ihn, ohne die dort aufgestellten Wachen, schwerlich für ein Residenzschloß halten. Die Visconti ließen den Pallast im Geschmack des vierzehnten Jahrhunderts bauen; gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab ihm Joseph Piermanni die Gestalt, welche er jetzt hat. Auch das Innere desselben enthält wenig Bedeutendes; der Vicekönig hat alles, was nur irgend von Werth und fortzubringen war, fortschaffen lassen; daher ist das Ameublement, was sich darin befindet, von keinem großen Werth. Mich interessirten nur wenige Gemälde von Appiani, nicht bloß wegen der Kunst des Malers, der wohl zu den vorzüglich-

*) Siehe im zweiten Theil den Brief aus Paris, welcher die Katakomben dieser Stadt schildert.

sten der gegenwärtigen Zeit gerechnet werden darf, sondern auch wegen des Inhalts derselben, der sich auf Napoleon bezieht. Man kann nicht leugnen, daß Buonaparte eine ansehnliche Portion Weihrauchsdampf vertragen konnte, und daß er noch für Lob nahm, was ein anderer, minder von sich eingenommener Mensch, für übertriebene Niederträchtigkeit erkannt, und mit Verachtung von sich gestoßen hätte. Dahin rechne ich die Inschrift bei einer Erleuchtung, wenn ich nicht irre, in einer Stadt des südlichen Frankreichs, die der offizielle Moniteur, zum Zeichen, daß sie Beifall gefunden, wiederholte: „Napoleon bist Du ein Gott oder ein Mensch?“ Ferner die Stelle in der Anrede an ihn: „Als Gott Napoleon erschaffen hatte, ruhte er.“ Aehnlich, wenn gleich nicht so stark, sind mehrere der von Appiani gemalten Plafonds. Der Ruhm bläst mit vollen Backen des großen Mannes Lob aus und staunend horchen die vier Welttheile; — Napoleon fährt thronend auf einem Triumphwagen einher, und besiegte Völkerschaften folgen; — Vulkan überreicht dem Jupiter ein Schild, worauf die Thaten Buonapartes dargestellt sind, und selbst der Gott der Götter wird in Erstaunen gesetzt. — Alle diese Gemälde befinden sich im Thronzimmer; sonst war auch das Bild von David, wie Buonaparte über den Bernard geht *), in diesem

---

*) Ein ähnliches Bild von David, was unser Blücher im Hôtel des Invalides in Paris erbeutet, war, auf Befehl des Fürsten, mit in der Sammlung von Bildern, die, aus Frankreich gekommen, in Berlin zum Besten der verwundeten Krieger gezeigt wurden.

Saal; aber es ist jetzt weggenommen worden. — Einige Plafonds sind nicht vollendet, weil Appiani seit zwei Jahren vom Schlage getroffen und außer Stand gesetzt ist, zu arbeiten.

Der Vicekönig hielt sich gewöhnlich den Sommer über in Monza auf, wo ein schönes Schloß und Garten sich befindet; wenn er aber in Mailand war, bewohnte er die sogenannte Villa Buonaparte, ein Lustschloß am nördlichen Ende der Stadt. Es gehörte sonst dem Herzog Beljoioso, von dem es die Regierung kaufte, und es Napoleon zum Geschenk machte; dieser wohnte stets dort, wenn er nach Mailand kam; während seiner Abwesenheit erlaubte er aber dem Vicekönig den Gebrauch. Das Innere desselben ward während meiner Anwesenheit nicht gezeigt, doch soll es sehr schön meublirt seyn, und ehedem merkwürdige Kunstschätze, unter andern eine weinende Magdalena in Marmor, von Canova *), enthalten haben. Der Pallast liegt in einem schönen englischen Garten mit herrlichen Schattengängen, Springbrunnen, Wasserfällen und Bächen, welche den Teppich grüner Wiesen erfrischen. — Es dient dieser Garten zu einem öffentlichen Spatziergang.

---

*) In dem Hause des Grafen von Somariva in Paris sahe ich, in den Zimmern, welche der Kronprinz von Wirtemberg 1815 bewohnte, eine solche büßende und weinende Magdalena von Canova; allein gesehen hatte sie manches Gefällige, verglich man sie aber mit einem dabei hängenden Bilde von Procaccini, so trat sie sehr zurück. Der Büßenden verweintes Auge, ihr reuiger Rückblick in die schuldvolle Vergangenheit ist der Triumph des Malers! —

Ich will Dich nicht ermüden, und Dich in alle Kirchen Mailands umher führen, aber die älteste, die des heil. Ambrosius, müssen wir doch besuchen. Sie ward im vierten Jahrhundert von diesem berühmten Kirchenlehrer und Stifter der katholischen Liturgie erbaut; hier leuchtete ihm, der Erzählung zu Folge, die Wahrheit der christlichen Religion ein (man zeigt im Garten an der Kirche sogar den Ort, wo er die Erleuchtung empfing); hier erhielt er 388 die Taufe; hier verweigerte der hochherzige Mann dem Kaiser Theodosius, der durch den befohlenen Mord zu Thessalonich seine Hände mit Blut befleckt, den Eintritt *); hier wurden die Kaiser als Könige von Italien mit der eisernen Krone gekrönt **). Die jetzige Kirche, welche die Stelle der alten einnimmt, ist im gothischen Geschmack, und besteht aus drei Schiffen; der Fußboden derselben ist mit mannigfarbigen Marmorplatten belegt. In der Kirche sind merkwürdig: eine Porphyrsäule, um welche sich eine eherne Schlange win-

---

*) Doch existiren die Kirchthüren nicht mehr, an welchen der Bischof den Kaiser zurückwies; die jetzigen sind aus dem neunten Jahrhundert, so wie überhaupt die jetzige Kirche zu der Zeit auf dem Grunde der alten erbaut ward.

**) Die eiserne Krone führt, ob sie gleich von Gold und mit Edelsteinen geschmückt ist, ihren Beinamen aus dem Grunde, weil sich in derselben ein eiserner Ring befindet, den der Aberglaube aus einem Nagel, womit der Heiland gekreuzigt worden, geschmiedet seyn läßt. Sie wird in der Kathedrale von Monza, einem Städtchen ungefähr fünf deutsche Meilen von Mailand, aufbewahrt.

det; eine Nachbildung der Schlange, welche nach der Erzählung der Bücher Mosis, dieser Gesetzgeber der Juden als Mittel gegen den Schlangenbiß errichten ließ, und die im Neuen Testament als Sinnbild des erschienenen Messias gebraucht wurde; der Hauptaltar, unter dem die Asche der Heiligen Ambrosius, Gervasius und Protasius, ruht, wegen der vier schönen Porphyrsäulen, welche noch tief unter das Pflaster gehen, und einen Baldachin von vergoldetem Holze tragen; der Altar selbst, dessen Seitenwände mit vergoldeten Silberplatten, und dessen Vorderwand mit dünnen Goldplatten belegt ist, auf welchen Scenen aus dem Leben des heil. Ambrosius in halberhabener Arbeit dargestellt sind. Diese Herrlichkeiten werden dem Volk nur an hohen Festtagen gezeigt, die übrige Zeit umschließt sie eine Bekleidung, welche verschlossen ist; man muß, um sie zu sehen, besondere Erlaubniß nachsuchen.

Die Kanzel ist von Marmor, aus den Zeiten Kaiser Friedrich des Ersten; ein bronzener Adler dient zur Stütze des Evangeliumbuchs.

Im Chor sieht man Mosaiken aus gefärbtem Glase, die nicht ohne Schönheit sind; sie wurden im zehnten Jahrhundert von griechischen Künstlern verfertigt, welche zu der Zeit viele dergleichen Arbeiten in Italien machten.

In der Vorhalle befindet sich unter andern die Urne, welche die Asche des Königs Bernhard von Italien enthält, dem Ludwig der Dicke die Augen ausstechen ließ. — Auch in der Geschichte der katholischen Dogmatik,

spielt diese Kirche eine Rolle, indem sie mehrmals der Sitz von Kirchenversammlungen war.

Die ambrosianische Bibliothek, welche im siebzehnten Jahrhundert durch Carl Friedrich Borromeo, einem Neffen des oftgenannten Heiligen, gestiftet wurde, ist wenig reich an Büchern, aber desto reicher an Handschriften; die drei wichtigsten von den letztern: die jüdischen Alterthümer von Joseph auf Papyrus, wahrscheinlich aus dem siebenten Jahrhundert; ein Exemplar von Virgil aus dem dreizehnten Jahrhundert, den Petrarca ehemals besaß, und die Manuscripte von Leonardo da Vinci, sind von den Franzosen nach Paris gebracht. Eben dahin sind die Cartons von Raphael, die Schule von Athen in den Stanzen von Rom betreffend, und ein Gemälde von Breughel, die vier Elemente abbildend, gewandert. — Wahrscheinlich wird die österreichische Regierung sie jetzt zurückfordern. Die Bibliothek ist täglich vier Stunden geöffnet.

Siebenzehnter Brief.

Mailand.

Der heutige Brief soll der Kunst gewidmet seyn; und womit könnte ich ihn wohl besser beginnen, als mit dem berühmten Abendmal von Leonardo da Vinci. Es befindet sich dieses treffliche Bild, das Dich, von Morghens Meisterhand gestochen, so oft entzückte, unweit der Kirche Maria della Grazie, in einem Zimmer eines ehemaligen Dominikanerklosters, was den damaligen Mönchen zum Eßsaal diente; jetzt ist das Kloster in eine Kaserne umgeformt, und dient den Sprützenleuten (Pompiers) zugleich zur Uebungsschule. So fanden wir Sprützen in dem Hofe aufgestellt, und Leitern an das hohe Dach des Hauses gelehnt. Das ehemalige Refektorium ist verschlossen, und man muß sich, um es zu sehen, bei dem Thürsteher melden, der aber, durch ein kleines Trinkgeld gewonnen, kein Bedenken trägt, es jedem zu öffnen. An der Thür des Eßsaals verkündet eine pomphafte Inschrift, der Vicekönig habe Sorge getragen, daß das berühmte Gemälde erhalten werde. Uebrigens besteht die ganze Sorgfalt darin, daß der Eingang nicht jedem er-

laubt wird, und daß man an dem Gemälde eine fünf Fuß breite und acht Fuß hohe hölzerne Gallerie errichtet hat, auf welche man vermittelst einer schmalen Treppe gelangt.

Das Gemälde, obgleich auf der Mauer, ist nicht auf nassem Kalk (al fresco), sondern mit Oel gemalt; König Franz I. von Frankreich, welcher es in seiner ganzen Schönheit sah, wollte es aus der Mauer aussägen, und nach Paris bringen lassen; allein man kannte damals das erforderliche Verfahren nicht, und fürchtete, das Gemälde zu zerstören, daher unterblieb es. Ueber dieses Meisterwerk des Pinsels waltete von je an, ein verderbliches Schicksal; es ward in dem Jahre 1497 gemalt, und Vasari fand es schon 1566 in einem traurigen Zustande; auch Armenini, der 1587 über das Gemälde schrieb, sagt dasselbe; vermuthlich trug der Umstand, daß Leonardo sich des Oels dabei bediente, zum frühern Verderben des Bildes bei, indem das Oel sich nicht mit der Feuchtigkeit der Mauer verbindet; andere behaupten, der Ueberzug, den Leonardo der Mauer gegeben, sey die Ursach des Uebels; die Mönche erkannten den Werth desselben nicht, einer der Obern ließ dem Heiland und mehreren Aposteln die Beine abschneiden, und zu seiner Bequemlichkeit eine Thür durchbrechen; ein anderer ließ es abwaschen, und durch Michel-Angelo Belluti restauriren; ferner ward es 1770 wiederum restaurirt; den größten Schaden aber litt es 1796 durch die Truppen, welche sich des Saals als Pferdestall bedienten, wo nun der Dampf, und der aus den Unreinigkeiten erzeugte Salpeter dem Bilde sehr verderblich ward.

Der Künstler hat den Augenblick des Abendmals gewählt, wo Jesus zu seinen Jüngern spricht: „Wahrlich ich sage Euch, einer unter Euch wird mich verrathen;“ und schon diese Wahl beweist den Geist des Malers.

Ueber die meisterhafte Anordnung auf dem Gemälde, über die trefflichen, ausdruckvollen Köpfe *) auf demselben, kein Wort; mehr als Worte sagt der treffliche Kupferstich von Morghen für den, der Sinn für Kunst hat.

Auf der entgegengesetzten Mauer des Saals findet sich eine Kreuzigung Christi, aber so schlecht, daß man kaum einen Augenblick bei ihr verweilt.

Noch voll von dem Anschauen des Originals eilten wir zu dem Herrn Raphael, der auf Befehl der vorigen Regierung das Abendmal in Mosaik gebracht. Wir fanden die Wohnung und Werkstatt des bescheidenen Künstlers in dem aufgehobenen Kloster St. Vicenzino. Die Nachbildung war in drei horizontalen Theilen gearbeitet, und beinahe, bis auf einen kleinen Theil des Hintergrundes vollendet; doch bedarf, nach Aussage des Künstlers dies Werk noch anderthalb Jahr, ehe der Kitt

---

*) Leonardo da Vinci erzählt, er habe die meisten seiner Köpfe von einer mit Kalk beworfenen (blos berappten) Wand hergenommen, welche seinem Arbeitszimmer gegenüber stand; er sahe nämlich diese so lange an, bis seine Einbildungskraft den Flecken derselben Form gab, und sie zu Gesichtern bildete.

so fest getrocknet ist, daß man das Gemälde schleifen, und ihm so die vollkommene Lebhaftigkeit der Farben geben kann. Man erstaunt über die Genauigkeit der Kopie; über die Farben, die selbst bei den noch nicht abgeschliffenen Stiften, sehr lobenswerth sind; über die Mühsamkeit der Arbeit. Raphael und sein Vater haben die Köpfe allein verfertigt, an den übrigen Theilen des Bildes haben, unter ihrer Leitung, ihre Schüler gearbeitet. Die Nachbildung ist nach einem Gemälde von Bossi gemacht, das dieser auf Verlangen des Regierung verfertigte, und wofür sie ihm, wenn ich nicht irre, zwei tausend Dukaten bezahlte; Bossi malte das Bild im Refektorio selbst, und nahm die Cartons von Leonardo zu Hülfe; auch benutzte er eine, von einem guten Schüler Leonardo's verfertigte, Kopie dieses Bildes, in der zwar alles Uebrige, die Köpfe ausgenommen, sehr schlecht ist, diese aber einen hohen Werth haben, welche Kopie ein Materialhändler in Mailand besitzt *). Napoleon wollte als Gegenstück ein Gemälde von Dominichino in Mosaik bringen, und beide in einem Saal des Nationalpallastes aufstellen lassen, welcher den Namen Mosaiksaal führen sollte. Raphael erhielt jährlich 24000 Livres und freie Wohnung in dem aufgehobenen Kloster;

*) Man vermuthet Marco d'Ogionno, ein Schüler Leonardo's, sey der Verfertiger dieser Kopie, die einige irrig Leonardo selbst beilegten. Sie ward im 17ten und 18ten Jahrhundert das Eigenthum der Karthäuser bei Pavia, ward aber 1793, als Joseph II. das Kloster aufhob, verkauft, und kam nachher in die Hände des oben gedachten Bürgers von Mailand.

die jetzige Regierung hat ihm schon angekündigt, daß er die Wohnung verlassen müsse.

In der Werkstatt arbeiteten Zöglinge (Knaben von zwölf Jahren und drüber, welche auf Kosten der Regierung dort unterrichtet werden): sie verfertigen größtentheils kleine Stücke zu Ringen, Busennadeln und Dosen; doch war auch eine Kopie des Christuskopfes aus Leonardo's Abendmahl beinahe vollendet und vortrefflich gerathen.

Die Bescheidenheit und Freundlichkeit des jungen Raphaels, eines Mannes von etwa fünf und zwanzig Jahren (der alte Vater war abwesend), verdient alles Lob. Er zeigte uns mit großer Willfährigkeit das ganze Verfahren bei dieser Kunstarbeit; die Zusammensetzung der Masse zu den Glasstiften, behauptete er, sey sein Geheimniß. Als wir unsere Wißbegierde in seiner Werkstatt befriedigt, zeigte er uns sein Waarenlager, was eine große Menge lobenswerther Mosaikarbeiten, nicht bloß in kleinen Stücken, sondern auch Gemälde, in Rahmen zu fassen, oder auch Tischaufsätze, Kamineinfassungen, u. s. w. enthielt. Es war mir lieb, alle diese Dinge bei ihm noch aufgestellt gesehen zu haben, denn er war im Begriff alles einzupacken, und nach Rom zu schicken, wohin er selbst zu gehen gedenkt, da er große Ursach zu vermuthen hat, die österreichische Regierung werde in den Plan der vorhergehenden nicht eingehen.

Der Pallast der Wissenschaften und Künste, das ehemalige Jesuiterkollegium Brera, das wegen des darin

ertheilten Unterrichts in den humanistischen Kenntnissen den Namen der Universität führte *), verdient vorzüglich wegen der darin befindlichen Kunstschätze, von gebildeten Fremden besucht zu werden. Der Pallast ist von weitem Umfange und im großen Styl erbaut; er hat zwei Stockwerk, welche durch gekuppelte Säulen von Granit von Baveno getragen werden; die des erstern Stockwerks sind von dorischer, die des zweiten von jonischer Ordnung. Eine majestätische Treppe führt von einem Stockwerk zum andern.

Außerdem daß dieser Pallast die Wohnungen mehrerer Gelehrten und Künstler enthält, findet sich in ihm eine große Bibliothek, in herrlichen Sälen aufgestellt, welche aus mehr als achtzig tausend Büchern besteht, die zum Theil aus den Büchersammlungen der aufgehobenen Klöster ausgewählt worden sind; auch sind ihnen die des großen Haller's einverleibt worden **); mit ihr steht eine Medaillensammlung von 12,000 Stück in Verbindung, welche von dem Präsidenten Pertusati angelegt worden; ferner ein Observatorium, und, was für mich den größten Reiz hatte, eine ganz ausgezeichnete Sammlung älterer und neuerer Gemälde. Um diese letztern zu sehen, muß man die Erlaubniß des Sekretärs der Akademie der

---

*) Dieser Unterricht wird jetzt in andern Kollegien ertheilt.

**) Die österreichische Regierung kaufte die Hallersche Bibliothek, welche aus vierzehn tausend Bänden bestand, für zwei tausend Louisd'ors; in den Büchern finden sich mehrere Anmerkungen von Haller's Hand, die aber im höchsten Grade unleserlich ist.

Künste, des Professors Joseph Zanoja, haben, der im Bréra wohnt. Ich machte ihm meinen Besuch und fand in ihm einen gefälligen Mann, der mir sehr willfährig über das, worüber ich ihn fragte, Auskunft ertheilte, und die nachgesuchte Erlaubniß auch ohne Schwierigkeit bewilligte; zugleich schenkte er mir ein Exemplar der Reden, welche im vergangenen Jahr, am 25sten August, bei der feierlichen Preisaustheilung, von ihm und dem Professor Longhi gehalten worden. Es wird nämlich in dem Bréra Unterricht in den schönen Künsten ertheilt *); alljährig werden Preißaufgaben gegeben, die dafür eingegangenen Werke von einer Commission beurtheilt, diese Urtheile gedruckt, und die Werke, welche man würdig gefunden, erhalten den ausgesetzten Preis; hiermit ist sodann noch eine Ausstellung der Arbeiten der Eleven verbunden. Die Aufgaben des vergangenen Jahres waren: für die Architektur, eine Triumphbrücke (un ponte trionfale); für die Malerei, der Schatten Samuels, den die Hexe von Endor hervorruft; für die Sculptur, ein Basrelief, den Tod des Priamus, nach der Erzählung Virgils im zweiten Buch seiner Aeneide, darstellend; für die Figurenzeichnung, die Abreise des Aeneas vom alten Evander, nach dem achten Buch der Aeneide; für die Zeichnung der Ornamente, eine prachtvolle Säule

---

*) Man unterrichtet in der Maleret, Bildhauerkunst, Baukunst, Kupferstecherkunst, in der Perspektive, in den Verzierungen und in der Physik. Zu den Vorlesungen über letztere Wissenschaft findet sich eine treffliche Instrumentensammlung daselbst. Die Akademie der schönen Künste ward 1775 von der Kaiserin Maria Theresia gestiftet.

für das Weihwasser, welche in einer großen Kirche isolirt aufgestellt werden soll.

Der Professor und Maler Mazzola, Aufseher über die Bildergallerie, nahm sich meiner mit aller Freundlichkeit an, und zeigte mir die vorzüglichsten Stücke der Sammlung. Die Gallerie befindet sich im zweiten Stockwerk; die Sammlung ist sehr reich, sowohl an Zahl, als an innerm Werth der Kunstwerke; sie sind theils aus den aufgehobenen Klöstern genommen, theils angekauft. Fünf der besten Bilder sind von dem Kunsträuber Denon ausgesucht, und nach Paris geschickt worden, wofür er auf dringendes Fordern sodann fünf andere zurückgeschickt hat. In den vordern Zimmern sind Fresko Gemälde aufgestellt; sie sind aus der Mauer ausgesägt, einige in goldenen Rahmen eingefaßt, andere noch zwischen den viereckigen Balken befindlich, in welchen man sie einzwängte, um sie zu transportiren *).

Es war mir lieb, die letztern auch in dieser Form zu sehen, weil ich dadurch einen deutlichen Begriff über die Art ihrer Fortschaffung erhielt. — Die meisten dieser

---

*) Die Römer verstanden schon die Kunst, auf diese Art Gemälde, die auf einer Mauer sich befanden, fortzuschaffen, wie dies aus folgender Stelle in Plin. Hist. Nat. lib. XXXV. Cap. 14. erhellt: „Lacedaemone quidem excisum lateritiis parietibus opus tectorium propter excellentiam picturae ligneis formis inclusum Romam deportauere in Aedilitate ad comitium exornandum Muraena et Varro. Quod opus cum per se mirum esset, translatum tamen magis mirabatur.“

Fresko Gemälde sind von Bernardino Luini, einem würdigen Schüler des großen Leonardo da Vinci; eins der vorzüglichsten ist vom Jahr 1521; Madonna, das Bild reiner weiblicher Unschuld, unbewußt ihres hohen Werths, hält den Sohn, der auf ihrem Schooße steht; zu ihren Füßen sitzt ein Engel, die Guitarre spielend; zur Linken steht der heil. Antonius mit einem Buche und dem Bischofsstabe, an welchem eine Glocke befindlich ist, zur Rechten die heil. Barbara mit einem Kelch und Palmenzweig. Eine wohlthuende Ruhe herrscht in diesem herrlichen Bilde, und es wirkt auf das Gemüth so sanft durchs Auge, wie die Töne, welche der Engel dem Instrument entlocken möchte, durch's Ohr wirken würden. Uebrigens ist an diesem Bilde nicht zu verkennen, daß Luini in Leonardo's Schule sich gebildet; die heil. Barbara hat das ganze Gesicht der Bescheidenheit in seines Meisters berühmten Bilde der Eitelkeit und der Bescheidenheit, das Du auch aus der trefflichen Kopie unsers Büri, die in den Zimmern des Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, sich findet, kennst.

Noch zog meine Aufmerksamkeit ein Bild von Vincenzo Poppa, aus dem vierzehnten Jahrhundert, auf sich; ein heil. Sebastian, der durch Pfeilschüsse getödtet wird; zwar sind die Figuren etwas steif und hart, aber in den Köpfen des duldenden Heiligen und der erboßten Mörder ist ungemein viel Ausdruck.

Die Oelgemälde sind in acht an einander hängenden Sälen, vier großen und vier kleinen, wovon jeder von dem andern durch zwei Säulen von gelblichtem Gips-

marmor gesondert ist, aufgestellt. Das Licht erhalten diese Säle von oben, es wird aber durch weiße Vorhänge gemildert.

Es würde zu weitläuftig und ermüdend seyn, auch nur alle guten Bilder aufzuzählen, darum begnüge ich mich, Dir nur die vorzüglichsten zu nennen; diese sind: Die Verheirathung Josephs mit der Maria, von Raphael: es sind mehrere Personen Theilnehmer dieser Ceremonie; im Hintergrunde erblickt man einen achteckigen Tempel. Dies Gemälde ist in mancherlei Hinsicht merkwürdig; einmal ist es, wie die im Bilde befindliche Jahrzahl besagt, vom Jahr 1504, also von dem Maler in seinem ein und zwanzigsten Jahre verfertigt; es scheint, daß es das erste Bild war, wo er sich von der steifen Manier seines Meisters, Pietro Perugino, los machte; es war dasselbe Jahr, in welchem er nach Florenz ging, um die Zeichnungen Leonardo's und Michel Angelo's zu studiren; ferner ist die architektonische Zeichnung des Tempels so schön, als man sie selten auf Raphael's Bildern antrifft. Dieses Gemälde ward vom General Lecchi aus der Stadt Castello genommen, und an das Hospital St. Lazaro in Mailand verkauft; von diesem hat es der ehemalige Vicekönig Eugen für 60,000 Lire für die Sammlung erhandelt.

Das Studium des Kopfs des Heilandes aus dem Abendmal von Leonardo ist von der vorigen Regierung für 3500 Lire erstanden; ferner ein noch unvollendetes Bild von eben diesem Meister: Madonna mit dem Kinde und einem Lamm.

Aus

Aus der Gallerie von Bologna, welche von der ehemaligen Regierung für 16,000 Louisd'or gekauft wurde, hat die Sammlung treffliche Gemälde erhalten. Unendliche Freude machte es mir, hier Bilder wieder zu finden, die ich vor eilf Jahren mit so großem Vergnügen in Bologna gesehen; dahin rechne ich, vor allen andern, Guido Reni's Paulus und Petrus, unstreitig des Meisters kräftigstes und sinnreichstes Bild: welch eine Kraft in dem Kopf des stürmenden Paulus, wie viel mehr Weiches in dem des Petrus! Paulus trägt stehend mit Feuereifer dem Petrus seine Gründe vor, die neue Lehre auch den Heiden zu predigen, und sie so über den Erdboden zu verbreiten; Petrus sitzt nachdenkend, er ist schüchtern, weil er sich einbildet, sein Lehrer und Meister sey nur für die Juden allein in die Welt gekommen; — von Albano, dem Maler der kindlichen Grazie, Genien, welche um einen Baum tanzen; von eben demselben il patrocinio di Josepho mit einem unendlich lieblichen kleinen Christus; ferner von Annibal Caracci, die Samaritanerin, und von Augustin Caracci, die Ehebrecherin, beide kräftig und voll Ausdruck; von Guercino zwei treffliche Gemälde: Abraham, welcher die Hagar verjagt *), und Christus, welcher schwört die Welt zu erlösen; von Paul Veronese ein großes Bild: Gregor giebt den Armen zu essen, und unter den Gästen erscheint der Heiland, dem Pabst zur Seite sitzend; der Maler hat sich auch hier, wie in seiner Hochzeit zu Canaan, als aufwar-

*) Ist jetzt von einem Zögling der Akademie sehr rühmlich in Kupfer gestochen.

tender Diener gemalt; — von Gio Sanzio d'Urbino, dem Vater des großen Raphael, eine Verkündigung Mariä, die sich an die besten Bilder der ältern deutschen Schule eng anschließt; von Marco d'Oggione, einem Schüler Leonardo's (von dem ich Dir schon oben bei den Mosaiken von Raphael sprach), der Erzengel Michael, wecher den Teufel besiegt; ihm stehen zwei Engel zur Seite; der Zufall hat es sonderbar gefügt, daß der Teufel eine große Aehnlichkeit im Gesicht mit Buonaparte hat; übrigens zeichnet sich dies Bild noch durch sein treffliches Kolorit aus. — Von einem Unbekannten findet sich hier ein Gemälde, was nach der aufgelegten Goldverzierung um den Köpfen zu urtheilen, zu der ältern Zeit gehört; es stellt vier Heilige vor, Ludwig, Bernhard, Clara und Bonaventura; die Köpfe sind meisterhaft schön. — — Und so weiter, denn ich muß aufhören, um meinem Vorsatz nicht untreu zu werden.

Der Kupferstecher Michael Bisi, ein junger, talentvoller, liebenswürdiger Mann, dessen Bekanntschaft ich machte, giebt auf Subscription eine Pinakotheca heraus, welche die vorzüglichsten Bilder dieser Gallerie in Umrissen, mit einer erläuternden Beschreibung derselben enthalten soll. Ich habe einige Hefte gesehen, und muß ihnen alles Lob zugestehen; es liegt dabei dieselbe Idee zum Grunde, wie bei der Darstellung der Bilder im Museo (ci-devant) Napoleon in Paris, welche dort in Heften erscheint *). — Auch wird von einem andern jungen mai-

*) Der italienische Titel dieses Werks ist: „Pinacoteca del Palazzo reale delle scienze e delle arti di Mi-

ländischen Künstler eine Scuola di Leonardo da Vinci in Lombardia, herausgegeben; jedes Heft beider Werke enthält sechs Kupfer, und kostet sieben Franken; von dem letztern waren bis jetzt sechs Hefte erschienen.

Die in der Gallerie befindlichen Gemälde sind größtentheils in vergoldeten, zuweilen prächtigen, Rahmen eingefaßt; da wo man den Namen des Malers eines Gemäldes kannte, ist dieser unter dem Bilde angegeben.

Nachdem wir uns von der Gallerie losgerissen, besuchten wir das Zimmer der Kupferstecher in demselben Pallast: hier machte ich die Bekanntschaft von Bisi und dem Herausgeber der Leonardischen Schule, dessen Name mir leider entfallen ist. Wir sahen sehr lobenswerthe Arbeiten von Lehrern und Schülern; namentlich einige Kupferstiche vom Professor Longhi, wovon die Originalgemälde sich in der kaiserlichen Bildergallerie zu Wien befinden; unter andern erscheint aus dieser Kupferstecherschule eine Sammlung der Portraits der großen Männer Italiens.

Der zu dem Pallast der Künste gehörige botanische Garten ist sehr klein, aber wohl geordnet und unterhalten.

Ehe wir den Bréra verließen, besuchten wir die Werkstatt des Professors der Bildhauerkunst Camilla

---

lano, publicata da Michele Bisi incisore, col testo di Robustiano Gironi. Milano, dalla stamperia reale 1812.“

Pacetti, welcher unter andern mit an dem Triumphbogen Napoleons, wovon ich Dir weiter unten erzählen werde, arbeitete. Er war ein Mann in den vierzigern, höchst mißvergnügt mit seiner Lage, weil er fürchtete, die österreichische Regierung werde die Kunst eben nicht sehr unterstützen, und weil er eine Menge Arbeiten zu Ehren Napoleons angefangen, die jetzt schwerlich vollendet werden können, und wobei er also oleum et operam perdidit. Seine Werkstatt war ziemlich leer; am meisten zog mich die marmorne Bildsäule der Minerva an, welche in der einen Hand die Fackel des göttlichen Feuers hält, um einen vor ihr stehenden Menschen, ein Machwerk des Prometheus, zu beleben, oder besser zu begeistigen. Gut gedacht ist es, daß der Künstler das Menschenbild mit offenem Munde, dem charakteristischen Merkmal des in Thierheit Befangenen, darstellt; aber daß die Göttin der Weisheit ihm einen Schmetterling auf den Kopf setzt, finde ich hart, ob ich gleich wohl verstehe, was der Künstler damit sagen will. — Sonst war noch das Modell vorhanden, von einem Basrelief, was an den Triumphbogen kommen sollte, der zu Ehren Napoleons bestimmt war, und den österreichischen General Mack darstellt, wie er bei Ulm dem Napoleon als Gefangener sein Schwert überreicht; und zwei große schwebende Genien, welche gleichfalls an diesem Ehrendenkmal prangen sollten.

Von dem Anschauen der Meisterwerke der zeichnenden und bildenden Künste, laß uns zu den merkwürdigsten Bauwerken gehen, welche die französische Regierung in der neueren Zeit aufzuführen angefangen hat, welche

aber noch unvollendet sind; da führt uns nun unser Weg zuerst hinter dem großen Opernhause della Scala weg, zu einem Platz, wo sonst die Citadelle stand, der zu Napoleons Zeit den Namen Foro di Napoleone führte, und jetzt wiederum Foro di Castello heißt. Der ehemalige Platz vor dem Kastell, der zum Exerciren der Truppen diente, ist mit Rasen belegt, mit mehreren hundert Bäumen bepflanzt, und zu einem Spatziergang eingerichtet worden; hingegen sind die Gräben der Citadelle zugeworfen, die sechs Bastione und die andern Außenwerke niedergerissen und geebnet, auch hat die ehemalige französische Regierung angrenzende Aecker dazu gekauft, und einen neuen ungeheuren Exercierplatz angelegt, der selbst den bei Berlin im Thiergarten an Größe übertrifft. An diesen Platz, der am äußersten Ende der Stadt sich befindet, stoßen auf der einen Seite weitläuftige Kasernen, und von diesen gegen Nord-Nordost die große Arena, deren Bau vor sieben Jahren angefangen, aber noch nicht vollendet ist. Eine Allee von Ulmen, Eschen und Ahorn, welche aber wegen ihres geringen Alters nur noch wenig Schatten gewähren, führet zu derselben. Der Platz selbst ist eine ungeheure Ellipse, mit feinem Rasen belegt; ihn umschließt eine hohe steinerne Mauer, in welcher vier Thore, nach den vier Himmelsgegenden zu gelegen, sich finden; um den Platz bildet sich ein Amphitheater, von hinter einander aufsteigenden Sitzen, von denen der kleinere Theil von Granit, der größere von grünem Rasen ist; auf den letztern legt man, wenn in der Arena Schauspiele gegeben werden, grün angestrichene Bretter. Dies Amphitheater kann vierzig bis funfzig tausend Menschen

fassen, und hat die meiste Aehnlichkeit mit der antiken Arena zu Verona, nur daß dort die Sitze schmaler sind. Die unterste Verzäunung der Sitze ist von Granit; so auch die oberste, welche letztere mit kleinen Pfeilern verziert ist. Auf dem obersten Umfang des Amphitheaters sind Bäume, vorzüglich Platanen, gepflanzt, welche denen, die dort lustwandeln, Schatten gewähren. An der Abendseite des Platzes ist ein majestätisches Gebäude von rohem Granit, dessen Fronton von acht polirten Granitsäulen getragen wird; zu demselben führt eine schöne, breite Treppe, gleichfalls von Granit. Im Innern dieses Gebäudes findet sich ein prachtvoller, großer Saal, dessen Fußboden mit glänzendem Stuk ausgelegt ist; neben diesem Saal sind zwei kleinere, wovon in dem einen eine breite Treppe sich findet, welche zur Arena führt. Der große Saal war für den Vicekönig und sein hohes Gefolge, oder wenn Napoleon erschien, für diesen bestimmt; die kleinern Säle für seine Dienerschaft. In dem großen Saal standen zwei stark vergoldete Lehnstühle, sonst für den Vicekönig und seine Gemalin; sie waren damals mit grünem, jezt sind sie mit rothem Sammt überzogen.

Vor diesem Saal, nach der Arena zu, ist ein breiter, mit Granitplatten belegter Platz, von welchem der Hof, auf Stühlen sitzend, dem Schauspiel zusieht. Der gegenüber stehende Theil des Amphitheaters, nach Osten, sollte ein ähnliches Gebäude enthalten, wo, auf einem Balkon, Musiker durch eine rauschende Musik die Kämpfer begeistern sollten; ähnliche Musik erschallte von dem Amphi-

theater über die Thore nach Norden und Süden. Nach der Mittagsseite findet sich, noch unvollendet, das Hauptthor ganz von Steinen; ihm gegenüber, nach Norden, steht ein Gebäude, dessen unteres Stockwerk gewölbt ist, und das nach der Arena zu, acht Ausgänge hat; in dem untern Theil dieses Gebäudes fahren von außen die Wagen ein, welche den Wettlauf beginnen wollen. Sonst sind noch zur Bequemlichkeit der Zuschauer mehrere kleinere Eingänge, welche mit Nummern bezeichnet sind, und die ausgetheilten Einlaßkarten, die man unentgeldlich erhält, geben die Nummer an, zu welchem Eingang man sich verfügen soll; eine löbliche Einrichtung, wodurch das Gedränge vermindert wird; auch erleichtern kleine steinerne Treppen die Verbindung unter den Sitzen. Der Plan zu diesem Meisterwerke, was man wohl den Werken der Alten an die Seite setzen kann, ist von dem berühmten Baumeister Canonica.

Die Arena dient zu öffentlichen Festen und zum Wettlauf mit Wagen, zu Pferde, zu Fuß, ja selbst zu Wasser. Um das letztere möglich zu machen, hat man einen Graben im Innern der Arena gezogen, welcher mit einem der großen Kanäle in Verbindung steht; staucht man in dem letztern das Wasser auf, so wird der ganze innere Raum der Rennbahn binnen vier und zwanzig Stunden so unter Wasser gesetzt, daß man Schiffsrennen darauf geben kann. Dies ist auch zweimal bei Napoleons Anwesenheit geschehen; die Schiffe und Schiffer ließ man vom Comer See kommen. — Die Wagen, deren man sich zum Wettrennen bedient, sahe ich in einer Remise

unter dem oben gedachten Gebäude nach Norden. Es waren deren sechs, jeder von einer andern Farbe, mit Blumenumhängen verziert. Sie hatten die antike Form, waren zweirädrig und hinten offen. Der Fuhrmann ist stets in römischer Tracht, und die Farbe seiner Kleidung mit der seines Wagens übereinstimmend. Die Wagen rücken alle aus dem Gebäude nach Norden bis an ein aufgespanntes Seil vor, dessen Niederlassen das Zeichen des Auslaufens ist; die Wettrenner müssen fünf mal das Ziel umfahren, das fünfte Mal wird vor dem Orte, wo der Hof sich befindet, ein geschwärztes Seil angespannt, welches das Ziel des Wettlaufs bezeichnet; durch das Abfärben wird der Beweis geführt, daß der Wettläufer am Ziel gewesen.

Die als Ziel bestimmten steinernen Pfeiler sind noch nicht angefertigt, daher setzt man bis jetzt noch bei jedesmaligem Wettlauf hölzerne Zielstangen hin.

Die Kampfpreise giebt die Stadt. Die Wettläufer in den Wagen sind die Kutscher der Herrschaften, welche ihre Pferde zum Wettlauf hergeben, und die nun von ihren Herren die errungenen Preise zur Belohnung bekommen.

Während der Anwesenheit des Erzherzogs Johann in Mailand wurde ein Wagenrennen gehalten.

Wenn man von der Rennbahn rechts durch das angränzende Thor auf die große Straße geht, welche nach dem Simplon führt, so kömmt man zum Triumphbogen Napoleons, der aber noch nicht vollendet ist. Er stößt

grade auf die vorhin genannte große Straße und sollte über das Forum Napoleon zur Stadt führen. Seine Höhe sollte 52 Fuß betragen; die Säulen aber sind noch nicht bis zu einem Drittheil dieser Höhe gelangt. Er besteht aus einem Haupt- und zwei Seitenportalen, deren sämmtliche Breite 45 Fuß ausmacht. Die vier zu denselben gehörigen Säulen sind von weißgrauem Marmor, der auf dem Simplon bricht; an den Fußgestellen befinden sich Basreliefs von ungemeiner Schönheit, von weißem cararischen Marmor; die Künstler, welche sie verfertigt, sind: Pacetti, Monte Milanesi, Picci, Monte di Ravenna und Aquisti di Bologna. Die Basreliefs selbst sind folgende: nach der Seite der Simplonstraße von der linken zur rechten: Gallia mit dem Hahn, in der linken ein Schild mit dem Kopf des donnernden Jupiters und einen Palmzweig; Mailand mit der Mauerkrone, in der einen Hand ein Füllhorn, und in der andern den Merkursstab (caduceus); die Muse der Geschichte; die Fama; auf der entgegengesetzten Seite nach der Stadt: Apoll, der sich auf seinem Bogen stützt, zu seinen Füßen liegt die von Pfeilen durchbohrte pythische Schlange; Minerva, mit der Eule zu ihren Füßen; Mars, mit der linken die auf der Schulter liegende Opima praeda haltend, und in der rechten ein Schwert; Herkules.

Die korinthischen Kapitäler der Säulen, so auch die Rosetten und die dazu gehörigen Vierecke, welche an der innern Decke des Triumphbogens angebracht werden sollten, sind fertig und werden in einem hölzernen Schup-

pen, nahe am Triumphbogen selbst, aufbewahrt. Noch nicht angefertigt sind die kolossalen Genien des Ruhms, deren Modelle ich bei Pacetti im Bréra sah. — In einem andern Schuppen sind die Modelle der Basreliefs, welche im Innern des Triumphbogens angebracht werden sollten; das eine derselben, Macks Uebergabe vorstellend, sahe ich schon bei Pacetti; die andern stellen ähnliche Triumphe vor; so schreitet z. B. auf dem einen der Genius des Ruhms vor Buonaparte her, und Deputirte einer Stadt übergeben ihm die Schlüssel derselben.

Schade wäre es, wenn dieser Triumphbogen, der zum Thor dienen sollte (versteht sich mutatis mutandis, wodurch er den erwachten Völkern und Fürsten zur Ehrensäule würde), nicht vollendet würde. —

Die Zeichnung zu diesem Triumphbogen ist von Cagnola angefertigt.

* * *

Beilage zum siebenzehnten Brief.

Es ist mir troz meines Bemühens nicht möglich gewesen, die genauern Maaße der Arena in Mailand zu erhalten, um sie mit dem Amphitheater in Verona und dem Colosseo (Coliseo) in Rom zu vergleichen; allein es ist ausgemacht, daß sie an Größe zwischen beiden steht. Das Amphitheater in Verona kann ungefähr 22,000 Menschen, halb so viel als die Arena, fassen, das Colosseum 80,000.

Da diese Schrift nicht bloß Beschreibungen des Gegenwärtigen geben, sondern auch Erinnerungen aus der Vergangenheit darstellen soll, so will ich hier aus meinem 1804 geführten Tagebuch das Merkwürdigste mittheilen, was es über das Amphitheater in Verona und das Colosseum enthält.

Ich kannte, aus Beschreibungen, das Amphitheater in Verona als eins der wohl erhaltensten Bauwerke des Alterthums, und eilte also voll Begierde zu demselben, um so mehr, da der Gegenstand mir völlig neu war. Mit Ehrfurcht näherte ich mich dem Gebäude; mit Unwillen sahe ich, daß der äußere Umfang durch elende Buden von Handwerkern aller Art, Klempnern, Schloßern, Schmieden, Schustern, Krämern, Buch- und Kupferstich-

händlern, u. s. w. und mit Remisen, zur Aufbewahrung von Holz, Heu, und anderen Dingen, die in den alten Bogen angebracht waren, ganz versteckt war; man sieht noch Ueberreste von Säulen, die zu einer Art Vorhalle dienten.

Durch eine dieser Buden, die ein Buchhändler inne hatte, gelangte man in das Innere, wofür die Person funfzehn Kreuzer zahlen mußte.

Der Anblick des Innern überraschte mich; einen leeren Platz, von elliptischer Form, umgeben terrassenförmig fünf und vierzig Reihen steinerner Sitze von anderthalb Fuß Höhe und zwei und einen halben Fuß Breite. Der Umfang der Ellipse beträgt 1331 Fuß. Sonst bestand das Ganze aus zwei und funfzig Stufen, aber sieben sind verschüttet. Unangenehm ist es bei dieser Einrichtung der Plätze, daß man an den Füßen derer zu sitzen kömmt, welche in der nächstfolgenden höhern Reihe sich befinden. Den beiden Haupteingängen gegenüber, waren, auf der zwölften Reihe durch Balustraden abgesonderte Tribünen angebracht; wahrscheinlich für die obrigkeitlichen Personen bestimmt. Mit Bequemlichkeit steigt man von einer Reihe Sitze zur andern; an mehreren Orten sind Ausgänge, und zwischen der äußern Mauer und der innern, woran die Sitze sich lehnen, war ein gewölbter Gang, durch den man ein- und ausgehen konnte; er ist aber ganz verfallen, bis auf einen geringen Theil der Wölbung. Von der höchsten Reihe der Sitze hat man eine ziemlich ungehinderte Aussicht über Verona, und die hohen Tyroler Alpen in der Ferne, und die näher liegen-

den Hügel. Die Stadt selbst erschien als ein großer Ruinenhaufe, viel Bewegung herrschte auf dem nahgelegenen Platze Bra, auf dem eine Menge Menschen lustwandelten. —

Wann dies Theater gebaut, darüber ist man uneinig; nach einigen, schon zur Zeit der römischen Republik, nach andern, im ersten Jahrhundert n. Ch. G. Es ist im Innern sehr wohl erhalten; eine Gesellschaft von Conservatoren wacht darüber, und sobald etwas darin schadhaft wird, so läßt sie es, auf Kosten der Stadt, wieder herstellen. Daß man in neueren Zeiten einen angemessenen Gebrauch von diesem Schauplatz gemacht, ist mir nicht bekannt; außer daß Kaiser Joseph II., auf seiner Reise nach Rom, hier einer Thierhetze beiwohnte, und Pius VI. auf seiner Reise nach Wien, dem Veronesischen Volke, aus einer der, vorhin von mir gedachten, Tribünen, den apostolischen Seegen ertheilte. Eine Marmortafel soll durch ihre Inschrift diese letzte merkwürdige Begebenheit auf die Nachwelt bringen. Und damit gleichsam die Riesenzeit des alten Verona's recht anschaulich der Pygmäenzeit des gegenwärtigen gegenüber gestellt werde, so hat in der Mitte dieses großen Raums ein Marionettenspieler eine elende hölzerne Bude zur Aufführung seiner Possen aufgeschlagen, und sie ist mehr als hinreichend, die schaulustigen Veroneser zu fassen; auch werden hier von Zeit zu Zeit Thiergefechte gegeben, in denen aber nicht Löwen und Elephanten und Tiger, aus fernen, Rom unterworfenen, Ländern stammend, blutig mit einander kämpfen, sondern in Verona gezeugte Hunde sich mit einander balgen.

Ich schritt den Umfang der höchsten Reihe Sitze aus, und fand ihn 480 Schritt, den Umfang des leeren Platzes der Arena 250.

Von allen durch das Alterthum geheiligten Theilen Roms ist keiner so reich an merkwürdigen Ueberbleibseln der großen Vorzeit, keiner mehr geeignet, das Gemüth mächtig zu ergreifen, als das Forum romanum (das jetzige Kuhfeld, Campo vaccino, von dem dort zu Markt gebrachten Hornvieh so benannt); und von den mannigfaltigen großen Gegenständen, die auf ihm die Gewalt des Schicksals verkünden, ist keiner so groß als das Colosseum. Vielfältig habe ich es während meines Aufenthalts in dieser Stadt besucht; aus vielen Standpunkten, fast zu jeder Tageszeit, es gesehen; und als ich Rom verlassen mußte, da schlich ich noch am letzten Scheidetag in stiller Nacht zu ihm und zum Pantheon, und nahm wehmüthig Abschied von meinen Lieblingen. Wer weiß, ob mir das Glück je wieder zu Theil wird, mich ihres Anblicks zu erfreuen, und in ihrem Schatten die Riesenbilder vergangener Römergröße vor meiner Seele vorübergehen zu lassen, und mit dem Gedanken an dem, was der Mensch vermag, die Brust zu erfüllen; aber nie, nie werde ich Eurer vergessen, und wie oft hat nicht das Bild von Euch, wenn ich mißmüthig und kränkelnd, von der Welt abgesondert, mich in die Ecke meines Sophas flüchtete, wohlthätig schmerzstillend auf mich gewirkt; darum sey Euer Andenken mir gesegnet. Auch jetzt, indem ich von Euch schreibend Euer Bild mir zurückrufe, verspüre ich Eure wohlthätige Einwirkung.

Steigt man von dem capitolinischen Berge, so reich an Erinnerungen der Vorzeit, auf dem zwar der Tempel des Jupiter optimus maximus nicht mehr steht, aber doch die Bildsäule des größten und besten Kaisers, des Marc Aurel, befindlich ist, nach der Seite des Pallastes des Senats hinab, so gelangt man zum Foro romano. Rechts erblickt man den tarpejischen Felsen, berühmt durch seinen Gebrauch bei Hinrichtung der Staatsverbrecher zur Zeit der Republik; jetzt hat er Name und Bestimmung verändert, er heißt der Ziegenberg. — Drei Säulen, dem größten Theile nach, mit Erde bedeckt, sind die Ueberbleibsel eines Tempels, den August dem donnernden Jupiter weihte, weil er, auf einer Reise in Spanien, fast vom Blitz erschlagen wäre; steigt man weiter hinab, so erblickt man die Vorhalle des Eintrachtstempels, die acht herrliche jonische Säulen, von orientalischem Granit, bilden —; der Weg führt an den mamertinischen Gefängnissen vorbei, in welchen des Catilina's Spießgesellen, auf Cicero's Verlangen, erdrosselt wurden; durch Sever's Triumphbogen, den der Thronräuber, nach Besiegung der Parther, sich setzen ließ; durch den des edlen Titus, dessen Name mit dem der Herrschergüte gleichbedeutend worden; und nun bringt uns die Siegerstraße auf das Forum, wo das Colosseum *) unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich

---

*) Einige leiten den Namen Colosseum, woraus späterhin Coliseo entstand, von einer 120 Fuß hohen Bildsäule Nero's her, die sich an diesem Orte befand; andere, und diese Meinung macht sich durch den Anblick

heftet. Schon ein ganzes Stockwerk ist unter der Erde vergraben *), aber noch stehen vier Stockwerke, mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen, in Ruinen. Das oberste Stockwerk ist weit höher, als die übrigen, und mit einer Mauer umschlossen, in welcher Fenster sich finden; die übrigen haben offene Bogengänge, jeden aus 80 Bogen bestehend. Travertinblöcke von ungeheurer Dicke bilden das Ganze; sie scheinen ohne Bindemittel blos durch ihre eigene Schwere verbunden. Nur noch ein Drittheil dieses Riesengebäudes steht, aber das Uebrige hat nicht blos die Zeit, die Mutter alles Entstehens und Untergehens, zerstört, auch Päbste und andere Große Roms rissen frevelhaft von demselben die Steine

---

der Ruinenmasse wahrscheinlicher, von der kolossalen Größe des Gebäudes. Zwölftausend gefangene Juden arbeiteten unter andern sechs Jahr an diesem Bau, den Vespasian 72 Jahr n. Ch. G. anfing.

*) Die Nachgrabungen der neueren Zeit haben das, über 20 Fuß tief verschüttet gewesene zwar aufgedeckt, allein nunmehro ist die ganze Arena (das Innere) unter Wasser gesetzt worden. Die von mir hier mitgetheilte Beschreibung vom Jahr 1804 paßt also in mehreren Stükken nicht mehr. — Schon während meiner damaligen Anwesenheit in Rom hatte man mehrere Aufgrabungen angefangen, und z. B. die des Triumphbogens des Severus vollendet; aber ich mußte auch der Meinung meines Freundes Zoëga und anderer Künstler beitreten, daß die Ruinen dadurch ein seltsames, zu den Umgebungen nicht passendes Ansehen erhielten und an malerischem Effekt verloren. — Die Arena ist 285 Fuß lang und 182 Fuß breit; der Umfang der Ellipse, den sie bildet, ist 748 Fuß.

Steine ab, aus welchen sie Palläste erbaueten. Einer der edleren Päbste (Benedict XIV) erbarmte sich dieses Denkmals ehemaliger Römergröße; er nahm von der Meinung, daß in der Arena oft christliche Märtyrer im Kampfe mit wilden Thieren mit ihrem Blute die Erde gedüngt, die Veranlaßung, dasselbe für heilig zu erklären; er ließ über den Eingang das den Christen heilige Kreuz seßen; eine Inschrift sagt dem Gläubigen, daß er eine heilige Stätte, durch Märtyrerblut vom heidnischen Greuel entsündigt, betrete; in der Mitte der Arena steht ein Meßaltar; zwölf kleine Kapellen sind innerhalb der innern Mauer angebracht und im Hintergrunde steht eine etwas größere, der Madonna della Pieta geweiht, in der zwei Eremiten, sieben Monate des Jahres, wo hier nicht ungesunde Luft (aria cattiva) herrscht, den Gottesdienst besorgen. Freilich ist dies alles kleinlich und störend, aber man weiß es doch dem Manne Dank, der sich des Aberglaubens bediente, um die Ueberbleibsel dieses herrlichen Werks der Vorzeit vor der Wuth des Aberglaubens zu schüßen. Und wenn man öfter diesen Ort besucht, und länger an demselben verweilt, so übersieht man leicht das kleinlich Hinzugefügte, über das Große, was uns die Zeit noch erhalten, und über alle die Bilder, die in mannigfaltiger Fülle der Einbildungskraft zuströmen.

Mehr als hundert tausend Menschen hatten hier Platz, um den Thierkämpfen, den Kämpfen der Fechter *),

*) Die Griechen fanden an den friedlichen olympischen Spielen Geschmack; der Römer mußte Blut sehen, wenn ihn ein Schauspiel erfreuen sollte. —

den Vorstellungen von Seegefechten (man konnte die Arena vermittelst der nahe gelegenen Wasserleitungen, vielleicht auch noch auf andern, jetzt verschütteten Wegen, unter Wasser setzen) beizuwohnen. Vielleicht kann es jemanden nützen, wenn ich ihm die Standpunkte nenne, aus welchen dieses Gebäude sich am malerischsten ausnimmt: Ungefähr in der Mitte der Arena, wo man die Palme auf dem palatinischen Hügel erblickt; das Bild des Friedens in der Mitte von Ruinen eines untergegangenen Reichs; dicht bei der dumpfigen finstern Wohnung des Einsiedlers, wo man die Reste des freundlichen Sonnentempels sieht; auf den Ruinen des Sonnentempels selbst, von denen man mit Einem Blick das Colosseum, das Forum mit seinen Heiligthümern, und fast ganz Rom überschaut; auf dem Dache des Karthäuserklosters Santa Francesca Romana; und endlich im Garten des Klosters der Mönche vom Berge Libanon.

Die letztere Ansicht hatte ich mir auf Anrathen *) zuletzt aufgespart; es war eine treffliche mondhelle Nacht,

---

*) Diese angeführten Standpunkte zur bessern Beschauung des Colosseums verdanke ich dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, dem edlen Prinzen Georg, dem geliebten Bruder unserer unvergeßlichen Königin. Er hatte mehrere Jahre in Rom gelebt, ich traf ihn auf seiner Rückreise in Triest, er versprach mir Notizen über Italien nach Rom zu schicken, und ich erhielt durch seine Güte Fingerzeige, die seines Herzens, seines Sinns für das Schöne, und seiner vorurtheilsfreien Denkart würdig waren, und mir höchstglückliche Augenblicke verschaften. Möge ihm auch hier noch mein

wie sie Italien nur gewähren kann; ich stellte mich an die niedere Mauer des Klosters, stützte meinen Arm auf einen zerbrochenen alten Aschenkrug, und betrachtete die Ruinen

---

Dank bei der Rückerinnerung daran dargebracht seyn; ihm, der sich zu einer Zeit scheußlicher Verläumdung, wie ein treuer, ehrenwerther Freund, meiner Unschuld mit Festigkeit annahm, und nicht schwieg, wo es galt, und dem deshalb bis an den letzten Hauch meines Lebens, meine ganze, innige Dankbarkeit gebührt. — —

Als eine besondere Merkwürdigkeit will ich hier doch noch Folgendes erzählen. Der Prinz schrieb mir unter andern: „St. Martino (eine Kirche in Rom) ist mir theuer, nicht allein des Reichthums und der Zierlichkeit wegen, wie man dies wohl glauben könnte, wenn man hineintritt; sondern der Gemälde der S. Therese und der S. Barbara wegen, welche sich neben dem Hauptaltar befinden, welche aber von der Mitte der Kirche aus gesehen seyn wollen. Ich finde nämlich, daß diese beiden Heiligen zweien mir sehr theuren Frauen ähnlich sehen, besonders aber die heil. Therese; ich sage aber nichts. — Sie müssen selbst sehen und finden, und irre ich nicht, so erhalte ich Ihnen dadurch die Freude der Ueberraschung, denn auch Ihnen sind diese Frauen theuer, und mir erhalte ich die Freude, von Ihnen, bei Ihrer, so Gott will, spätern Zurückkunft, die Bestätigung meiner Ansicht zu hören.“ Ich besuchte mit meinen beiden Reisegefährten die Kirche, ohne ihnen etwas von diesen Bildern zu sagen; von der Mitte aus sah ich die bezeichneten Gemälde, und die beiden Heiligen schienen getreue Nachbilder unserer verehrten Königin und ihrer jüngern Schwester (der jetzigen Herzogin von Cumberland) zu seyn; aber bis zum Erstaunen ähnlich war die S. Therese der Königin; die ganze Lieblichkeit und Reinheit des Gemüths war in diesem Gesicht aus-

der vor mir stehenden größern Menschenwerke, die auch nur Asche eines untergegangenen Reichs enthielten, und die Gegenwart, und die Vergangenheit, und das frische Leben in meiner Brust, und die Vorstellung an Tod und Vergänglichkeit irrdischer Dinge mischten sich zusammen und bildeten ein wunderbares, fast betäubendes Gedränge; da erklang das Glöckchen des Eremiten im Colosseo, und die asiatischen Mönche stimmten den feierlichen Nachtgesang an; für mich den Vorboten meines Abscheidens von Rom.

---

gedrückt. Ich rief meine Reisegefährten zur Stelle und hieß sie das Bild betrachten, und beide riefen aus einem Munde: „Herr Gott, die Königin!“ — Selbst jetzt noch, wenn ich die Büste der Hinübergegangenen, die Rauch, nach ihrem Tode, so ungemein schön ähnlich geformt hat, betrachte, steht neben dem Bilde der Verewigten, das Bild der heil. Therese in Rom.

Achtzehnter Brief.

Mailand.

Mailand besitzt mehrere Theater, wovon aber das alla Scala (so genannt von einer Kirche dieses Namens, welche ehemals den Platz desselben einnahm) die erste Stelle einnimmt; es gehört zu den größten Theatern Italiens, und streitet mit dem von S. Carlo in Neapel um den Vorzug. Es ward 1776 nach einem Plan von Piermarini erbaut. Sein Aeußeres ist nicht mißfällig, läßt aber bei weitem die Pracht nicht erwarten, welche man im Innern antrifft. Eine schöne geräumige Vorhalle enthält den Eingang zum Parterre und zwei schöne Treppen, welche zu den Logen führen, deren es fünf Reihen, ohne die Gallerie enthält, die also keine bedeutende Höhe haben und daher etwas gedrückt aussehen. Sie sind weit und tief, durch Seitenwände von einander völlig abgesondert, und mit farbigem Damast ausgeschlagen; vorn haben sie seidene Gardinen, die man zuziehen und öffnen kann. Die seidenen Tapeten und Gardinen geben dem Ganzen ein reiches Ansehen, machen es aber auch wegen der mannigfaltigen Farben ein wenig bunt.

In den Logen selbst brennen zuweilen einige Wachslichte vor kleinen Spiegeln *); sonst ist die Erleuchtung des Hauses nur gering (ein einziger Kronleuchter hängt im Saal, und dieser wird beim Aufrollen des Vorhangs hinauf gezogen, so daß alsdann bloß die Erleuchtung des Prosceniums und des Orchesters vorhanden ist), aber die der Bühne desto glänzender. Im Hintergrunde jeder Loge steht ein Sopha, und in der Mitte ein Tisch, an welchem man Erfrischungen genießt; mehrere Logen haben auch Jalousien, die man verschließt, wenn man nicht gesehen seyn will. Die Logen sind meistentheils auf eine bestimmte Zeit abonnirt, da aber eine und dieselbe Oper mehrere Wochen hindurch gegeben wird, also den Abonnenten Langeweile macht, so lassen sie durch ihre Bedienten die Logenschlüssel für einen Abend feil bieten; und der Preis, den man dafür zahlt, richtet sich nach dem Gesuchtwerden. In der Mitte des ersten Ranges, der Bühne gegen über, befindet sich die königliche Loge, mit einem schönen reichen Lüstre geschmückt; an derselben stößt hinten ein kleines Zimmer. Ueber der Bühne ist ein transparentes Zifferblatt einer Uhr, welche Stunden und Minuten zeigt. Zu loben ist an der Einrichtung des Saals, daß man überall, wo man sich auch in demselben befinden mag, gleich gut hört.

Die Bühne hat eine sehr beträchtliche Breite und Tiefe; ich sah bei meinem ersten Aufenthalt in Mailand

---

*) Bei feierlichen Veranlassungen wird das Haus sehr reich erleuchtet.

auf derselben ein großes Ballet aufführen, in welchem zwölf Reuter sich zugleich auf der Bühne herum tummelten. Die Dekorationen übertreffen alle Erwartung, und sind unstreitig die schönsten, welche ich je sah *). Zu tadeln ist der Uebelstand, daß der Soufleur mit seinem deckenden Kasten über die Hälfte des Leibes aus dem Boden hervor ragt. Die Preise der Plätze sind verhältnißmäßig sehr gering; ein Platz im Parterre kostet ungefähr neun gute Groschen.

Zu den Sonderbarkeiten gehört, daß zwischen dem ersten und zweiten Akt der Oper oder des Stücks ein ganzes Ballet, oft von fünf Akten, eingeschoben wird, was mit dem Vorhergehenden durchaus in keiner Verbindung steht; zuweilen folgt dann noch nach Beendigung des Stücks oder der Oper wiederum ein kleines komisches Ballet.

Als ich diesmal das Theater alla Scala besuchte, gab man die komische Oper (dramma giocoso per musica) die Italienerin in Algier in zwei Akten, Musik von Rossini. Fabel und Ausführung des Stücks elend und abgedroschen, wie gewöhnlich bei den italienischen Opern. Mustapha, Bey von Algier, herrscht gebieterisch in seinem Harem, und alles zittert vor ihm; ihm wird eine italienische Sklavin gebracht, in welcher er sich sogleich bis zur Narrheit verliebt, und diese macht ihn zum geschmeidigsten Menschen der Welt, so

---

*) Dies war niedergeschrieben, ehe der Verf. in Berlin die neuen Dekorationen zur Zauberflöte sah.

daß er z. B. selbst europäische Tracht anlegt (unter andern eine große Haarbeutelperrücke aufsetzt) und sich in den Orden Pappataci aufnehmen läßt; die Reception benutzt die Italienerin mit ihrem Geliebten und den übrigen Christensklaven, um zu entfliehen. So wie die Fabel, so die Ausführung und die Verse; von den letztern will ich Dir nur das Schlußchor des ersten Akts hersetzen:

Drei. Nella testa ho un campanello
Che suonando fa din din.

Mustapha. Come scoppio di cannone
La mia testa fa bumbù.

Ein Anderer. Sono, come una Cornacchia
Che spennata fa crà, crà.

Zwei Andere. Nella testa un gran martello
Mi percuote, e fa tac tà.

Wenn man weiß, daß die Italiener nur allein auf die Arien hören, und während der Recitative plaudern, oder sich mit etwas anderm beschäftigen, so kann man sich leicht erklären, warum die Dichter in der Regel so wenig auf den Inhalt der Oper sehen.

Mit der Musik von Rossini war man ungemein zufrieden, und sie hat wirklich recht viel Leichtes und Gefälliges; Mustapha ward von Herrn Galli meisterhaft gesungen und gespielt, er hat einen reinen, starken und tiefen Baß; auch die Rolle der Italienerin war durch Madame Maria Marcolini recht gut besetzt; ihre Stimme hat zwar keinen sehr großen Umfang, aber sie ist angenehm und ihr Vortrag leicht und nicht manie-

rirt; die vier Hauptrollen waren duplirt, um den Sängern und Sängerinnen von Zeit zu Zeit Erholung zu verschaffen. — Das Orchester war zahlreich, die Musiker spielten mit großer Genauigkeit, und der erste Violinist Rolla dirigirte mit Aufmerksamkeit.

Zwischen den ersten und zweiten Akt, war der vergötterte Imenes (Imene deificato), ein Ballet in fünf Akten eingeschoben; die Dekorationen waren vorzüglich schön; eine Menge Verwandlungen wurden mit aller Pünktlichkeit und Schnelligkeit ausgeführt; es war eine Menge Pomp und Augenlust darin angebracht; die Tänzer und Tänzerinnen verdienten alles Lob, und doch zischte und pfif das Publikum mehreremal, weil — (das solltest Du kaum errathen) der Inhalt des Ballets so elend sey. Allerdings war er ein zusammen gesetzter Galimathias, aber warlich nicht um einen Skrupel schlechter als der Inhalt der Operette. Das Räthsel, daß die Italiener im Ballet anstößig finden, woran sie sich bei der Oper gar nicht stoßen, wird wohl dadurch gelöst, daß sie beim Ballet kein Auge von der Bühne verwenden, da sie hingegen bei der Oper nur Bruchstücke hören wollen; auch mißfiel ihnen das Ballet nicht sowohl des schlechten und leeren Inhalts halber, sondern weil es so zusammen gesetzt und verworren war, daß man sich nicht leichtlich herausfinden konnte.

Nachdem der Bey Mustapha von der Italienerin betrogen, und von seiner Eifersucht und Wankelmuth in der Liebe zurückgebracht war, glaubte ich das Ganze

beendigt, und wollte mich zu Hause begeben; allein da ich sahe, daß jedermann sitzen blieb, fragte ich meinen Nachbar, ob noch etwas gegeben werde? und erhielt zur Antwort, man gebe noch ein Ballet, den Spiegel, lo specchio, und er fügte hinzu, das sey auch höchst nöthig, um für das vorhergehende unsinnige Ballet irgend einige Entschädigung zu erhalten.

Der Inhalt des Spiegels war: Auf einer Bauernhochzeit erscheint der Gutsherr mit seiner Gemalin, verliebt sich in die Braut, und läßt sie noch denselben Abend durch seine Leute entführen, und auf sein Schloß bringen. Die Sache wird verrathen und die Bauern dringen in das Schloß; der Gutsherr, der sich vor seiner Gemalin schämt, giebt die Braut wieder heraus, die Bauern aber entdecken bei dieser Gelegenheit einen großen Spiegel, ein Ding, das sie noch nie gesehen hatten, und nun machen sie theils einzeln, theils in Gruppen, gewaltige Sprünge vor demselben, und freuen sich der Nachbildungen in demselben. Du siehst, der Inhalt ist eben auch nicht geistreich, allein er ist leicht zu übersehen. Ganz vortrefflich wurden die Nachbildungen im Spiegel gemacht, und die Regeln der Katoptrik ganz genau befolgt.

Allerdings werden die Tänzer durch die in Paris auf den großen Theatern übertroffen, die ersten von ihnen konnten jedoch mit Recht zu den sehr guten gezählt werden. Auch der erste Tänzer und die erste Tänzerin hatten ihre Suppleants.

Den folgenden Tag besuchten wir das Theater Lentasio, nicht fern von dem römischen Thor gelegen; wie weit stand dies in aller Hinsicht gegen das Theater alla Scala zurück! Der Eingang ist schlecht, das Innere des Hauses klein, die Logen, deren es zwei Reihen gab, waren leicht aus Brettern zusammengefügt und mit elenden Papiertapeten bekleidet; die Bühne klein, eng und niedrig, so daß die Akteurs, Titanen gleich, mit ihren Häuptern über die Wolken hinaus ragten, und die Dekorationen sehr mittelmäßig; das letztere galt auch vom Orchester. Man gab die gebesserte Frau, eine komische Oper. Das Haus war gänzlich angefüllt, und wie man mir sagte, der Musik halber, die vor einigen Jahren, als die Oper auf dem großen Theater alla Scala gegeben wurde, den vollen Beifall des Publikums erhalten hatte. Wahr ist es, daß man selbst in der schrecklichen Verhunzung, in der sie gegeben wurde, hörte, daß sie, besser vorgetragen, wohl gefallen könne. Sänger und Sängerinnen waren fast unter aller Kritik, den ersten Liebhaber abgerechnet, der nicht bloß recht gut sang, sondern auch recht brav spielte. Das Interessanteste war das Benehmen des Publikums bei dieser Vorstellung; dies führte für sich eine Posse auf, welche die, die man auf den Brettern darstellen sah, an Lächerlichkeit übertraf. Kaum hatte in der ersten Scene ein Sänger seine Arie herausgegurgelt, bei der man deutlich das Gelächter des Parterrs hörte, und war abgetreten, so ward er wieder hervorgerufen, anfänglich weniger laut, dann immer lauter und stürmischer, bis der unglückliche Mensch, der, wenn er auch noch so viel Künstler-Eitelkeit besessen hätte,

sehen mußte, daß man ihn neckte, erschien; alsdann forderte das Publikum ein da Capo nnd so ging das Gurgeln von neuem an, und der lauteste Beifall belohnte den Sänger für seinen sauren Schweiß. Dies Loos traf alle Sänger und Sängerinnen, und zwar vorzüglich dann, wenn sie recht gebrüllt oder getrillert hatten. Manche der Schauspieler wollten nicht sogleich Folge leisten und wieder erscheinen, aber dann wuchs der Lärmen zu einer solchen Größe, daß man fürchten mußte, das bretterne Haus werde vom Pochen zusammen stürzen, und dies bewirkte, daß das arme Subjekt nolens volens sich fügte, sich unverdient und verhöhnend beklatschen zu lassen.

Zur Zeit der vorigen Regierung führte eine französische Truppe auf dem Theater Canobiana Stücke auf; allein jetzt ist es geschlossen; ferner giebt es hier noch zwei Liebhabertheater (Filodramatici), zu deren Vorstellungen der Fremde leicht Einlaßkarten bekommt; man spielt aber nur während des Winters auf denselben.

Neunzehnter Brief.

Mailand.

Napoleons Macht war größtentheils militärisch begründet, und darum mußte er seinen Heeren auch eine besondere Sorgfalt widmen; daher schreiben sich unter andern die prächtigen Kasernen, die er an vielen Orten seines vasten Reichs anlegte. Auch Mailand enthält mehrere dergleichen; am meisten zeichnet sich vor allen die Kaserne der Veliten aus, welche die Haustruppen des Vicekönigs bildeten und — in deren Corps niemand eintreten konnte, der nicht zuvor eine beträchtliche Summe (wenn ich nicht irre, zwei tausend Lire) gezahlt. Selbst die Kaserne der kaiserlichen Garden zu Paris, welche am Quai ci-devant Buonaparte, dem Garten der Thuillerien gegenüber, erbaut ist, muß ihr an Schönheit nachstehen. Sie gleicht mehr einem Pallast als einer Kaserne, ist von Quadersteinen im Viereck erbaut, und hat drei Stockwerke, doch ist der eine Flügel noch nicht ganz vollendet. Im untern Stockwerk befinden sich große weite Korridors, in welchen bei schlechtem Wetter die Waffenübungen gehalten werden. Die hier kasernirten Truppen gehörten zu allen Waffengattungen. Jetzt liegt österreichische Reuterei darin.

Auch das Lazareth vor der Porta orientale, zur linken Hand, ganz nahe an der Stadt, auf dem Wege nach Brescia, war zu Napoleons Zeit in eine Kaserne verwandelt, die aber jetzt leer steht. Es ward dies Lazareth für Pestkranke vom Bischof Ambrosius zu bauen angefangen, aber erst 1507 geendet. Das Gebäude ist viereckigt und ganz von Bruchsteinen, und von allen Seiten mit einem Graben umgeben; das untere Stockwerk dieses weitläuftigen Gebäudes im Innern des Hofes, welcher mit Rasen belegt ist, besteht aus Bogengängen, von gothischen Säulen gebildet; jeder dieser Bogengänge ist 1200 Fuß lang.

Zu den Sehenswürdigkeiten Mailands gehört das große Hospital (Spedale maggiore), welches an Größe und Schönheit alle Krankenhäuser Italiens übertrifft. Der Herzog Franz Sforza war der erste Gründer desselben, allein späterhin traten mehrere Reiche hinzu (vorzüglich Carl Borromeo), und stifteten einen Fond zur Unterhaltung, der so ansehnlich ist, daß man die jährlichen Einkünfte auf beinahe zwei mal hundert tausend preußische Thaler rechnet. Die Bildnisse der Wohlthäter werden alljährig den 4ten November am Tage des heil. Borromäus im innern Hofe des Hospitals ausgestellt, und des Abends Lichter vor ihnen angezündet.

Das Gebäude bildet ein großes Quadrat. Seine Façade ist in gemischtem Styl, sehr starke und hohe Granitsäulen tragen ein Gesims von Marmor. Die Mittagsseite des Hospitals liegt am großen Kanal. Der Hof ist über 400 Fuß lang und breit; beide Stockwerke

des denselben einschließenden Gebäudes haben nach demselben zu offene Bogengänge; den des untern Stockwerks bilden jonische, den des obern Stockwerks, der über den erstern hingeht, römische Säulen. Der Hof selbst ist mit Rasen belegt, welcher mit Granitplatten in Form eines Kreuzes durchschnitten ist, dessen Enden zu den vier Thoren führen; die Fußgänger bedienen sich dieses Weges. Außer diesem großen Hof hat das Hospital noch acht kleinere. Eine Commission von neunzehn Edelleuten hat die Verwaltung der Einkünfte dieses Krankenhauses und die Oberaufsicht über dasselbe, und täglich muß einer von ihnen daselbst gegenwärtig seyn.

Die Krankenzimmer sind große Säle in Form eines Kreuzes, in der Mitte derselben steht ein Altar, an dem täglich Messe gelesen wird; an den Wänden sind Heiligenbilder, vor denen jedes ein oder zwei Lämpchen mit stinkendem Oel brennen, das von den Kranken oder deren Verwandten erneuert wird. Daß dieser Oeldampf den Kranken körperlich wenigstens nicht zusagen kann, versteht sich von selbst. Die Säle des untern Stockwerks sind hoch genug, aber die des obern zu niedrig, so daß der Luftzug durch die offenen Fenster die Kranken trifft. Die Anzahl der Kranken übersteigt in der Regel tausend (als ich das Hospital im Jahr 1804, Mitte Septembers, besuchte, enthielt es über vierzehn hundert); im Spätherbst soll die Anzahl zuweilen bis nahe an zwei tausend steigen, woran das ungesunde, feuchte Klima von Mailand zum Theil Schuld ist. In jedem Kreuzsaal liegen ungefähr dreihundert Kranke. — Die Männer nehmen

beide Stockwerke im nördlichen und westlichen Flügel; die Weiber im südlichen und östlichen ein. Man legt, so viel es sich thun läßt, Kranke von ähnlicher Krankheit zusammen.

Die Betten sind ziemlich gut, ohne Vorhänge; neben ihnen stehen Tischchen mit kleinen Schiebkasten, zum Gebrauch der Kranken; überdies ist unter dem Bette eine Lade, in welcher die Kleidungsstücke derselben aufbewahrt werden. Nach dem Urtheil der fremden Aerzte, welche das Hospital besucht, und seine Einrichtung beschrieben haben (Medicinalrath Jansen zu Düsseldorf in seinen Briefen über Italien, Düsseldorf 1794, und Petit-Radel, ancien Chirurgien du Roi, in seiner Voyage dans les principales villes de l'Italie en 1811 et 1812, Paris, 1815.) läßt die Einrichtung des Hauses manches zu wünschen übrig; so ist z. B. die Reinlichkeit nicht die größte, das Bettzeug wird nicht oft genug gewechselt u. s. w. Einer der Hauptfehler aber ist, daß keine Oefen vorhanden sind, um im Winter die Krankenzimmer zu heizen, und daß man sich bloß mit Kohlenpfannen hilft, die schlecht wärmen und deren Dampf die Luft verdirbt. Petit-Radel tadelt auch mit Recht, daß die chirurgischen Operationen im Sommer in einem Säulengange des zweiten Stockwerks, der nach der Straße zu offen ist, vorgenommen werden; wo nun freilich die gegenwärtigen Studirenden, welche den Unglücklichen umringen, verhindern, daß die Vorübergehenden nichts sehen, aber doch nicht, daß das Jammergeschrei der Operirten zu den Ohren derselben dringt. Eben so klagt er über die strikte Befolgung der

Brown-

Brownschen Methode von den Aerzten des Hospitals, Locatelli und Maggi, wodurch mancher Kranke ohne Noth zur ewigen Ruhe befördert werde. — Er lobt über die Maßen ein kleines Hospital der barmherzigen Brüder (frati oblati), die ihrer Nützlichkeit halber nicht aufgehoben sind; allein dies enthält auch höchstens nur vierzig Betten, wovon die Hälfte für kranke und arme Geistliche bestimmt ist. —

Im großen Hospital werden die Kranken durch Frauen bedient; die zu demselben gehörenden Personen belaufen sich über fünf hundert, worunter auch die erforderlichen Handwerker, die in der Nähe des Hospitals wohnen.

Ehedem wurden auch Schwangere in diese Krankenanstalt aufgenommen, ferner war damit ein Findelhaus verbunden; allein dies so wohl als die Anstalt für Wöchnerinnen ist jetzt besonders angelegt.

Der zu dem großen Hospital gehörigen Aerzte sind dreizehn, und eben so viel Wundärzte; ein Arzt und ein Wundarzt muß stets, bei Tage und bei Nacht, im Hause gegenwärtig seyn. In dem Hause befinden sich zugleich warme Bäder, drei für jedes der beiden Geschlechter.

Zwanzigster Brief.

Genua.

Die Ueberschrift dieses Briefs sagt Dir, mein theurer Freund, daß ich nunmehr den Ort meiner Bestimmung erreicht habe. Durch Deinen Brief, den ich in Mailand erhielt, erfuhr ich, daß Du und meine andern Freunde unsertwegen in Sorgen gewesen, weil die Zeitungen so viel von der Unsicherheit in Italien gesprochen; ich bin, Gott Lob, selbst über die, der Sage nach, unheilbringende Bocchetta ohne allen Unfall gekommen.

An einem Sonntage reisten wir gegen Mittag von Mailand ab; wir fuhren vor den einzigen römischen Alterthümern vorbei, welche Mailand aufzuweisen hat; dies war eine Reihe von sechszehn freistehenden, kannelirten, korinthischen Säulen aus Marmor, die weiter keine große Aufmerksamkeit verdienen. Sie drohten schon ganz einzustürzen, aber die französische Regierung hat, was löblich ist, für ihre Erhaltung gesorgt, indem sie sie mit eisernen Bändern befestigen lassen *). Das Thor Marengo

*) Mailand war vor der Zerstörung durch Kaiser Friedrich Barbarossa, 1162, reich an antiken Gebäuden, Bildsäulen und Basreliefs.

zu dem wir hinaus fuhren, war auf Napoleons Befehl angefangen, aber noch bei weitem nicht vollendet. Es ist von Marmor, und wird, wenn es vollendet ist, einen Triumphbogen vorstellen.

Die Kunststraße ist sehr zu rühmen. Sie geht längs dem großen schiffbaren Kanal, welcher bis Pavia in den Tessino fortgesetzt werden soll, an dem man aber jetzt wenig arbeitet. Die Gegend ist bis in der Nähe von Pavia ziemlich einförmig; die Felder mit türkischem Weizen und Reis angebaut; da letzterer, der ungefähr so hoch wächst, wie bei uns die Gerste, unter Wasser gesetzt werden muß, um zu gedeihen, so verdirbt er die Luft, und deshalb hat die Regierung unter Napoleon die Eigenthümer durch Prämien bewogen, den Reisbau einzustellen, und in der That hat derselbe, in Vergleich mit dem, wie ich ihn vor eilf Jahren fand, sehr abgenommen. Man säet den Reis gegen das Ende des Monats März, und nachdem der Keim sichtbar geworden, setzt man ihn sogleich unter Wasser, welches mit seinem Wachsthum gleichfalls zunehmen muß, so daß man, wenn die Pflanze ihre völlige Höhe erreicht hat, wo sie beinahe so hoch ist, als bei uns die Gerste, nur die Aehren über dem Wasser hervorragen sieht. So wie die Frucht zu reifen anfängt, wird das Wasser abgelassen, und die Felder werden ein Sumpf, dessen Ausdünstung die Luft sehr verdirbt.

Doch giebt es auch einen Reis, den man Bergreis nennt, welcher in trockenem Boden sehr wohl fortkömmt, und der Wässerung nicht bedarf.

Auf dem Wege begegneten uns mehrere gefesselte Vagabunden, von Gensd'armen begleitet. Wieder ein Beweggrund zur Angst für meine Reisegefährtinnen.

Binasco, eine und eine halbe Post (neun italienische Meilen) von Mailand, ward 1796 von den Franzosen völlig abgebrannt; ich sahe es noch 1804 in Asche; jetzt ist es wieder aufgebaut. In diesem Dorfe werden die meisten Käse gemacht, welche unter dem Namen der Parmesankäse in Europa verkauft werden.

Fünf italienische Meilen von Pavia kömmt man zu einem prächtigen Karthäuserkloster, was Johann Galeazzo Visconti, erster Herzog von Mailand, 1396 erbaute. Die Mönche, deren Anzahl sich nicht über funfzig beläuft, genossen ehedem jährliche Einkünfte von mehr als 600,000 Lire (über 150,000 Thaler). Die zum Kloster gehörige Kirche zeichnet sich durch ihre Größe und ihren Bau aus; sie enthält mehr als vierzig marmorne Bildsäulen, wovon viele nicht schlecht sind, einige Basreliefs, geschnittene Steine u. s. w. Noch ist diese Gegend in der Weltgeschichte merkwürdig; hier verlor Franz I. von Frankreich, den 24sten Februar 1525, eine große Schlacht gegen das Heer Karls V., und ward zum Gefangenen gemacht *).

---

*) Die Karthause, wo er gefangen ward, liegt ungefähr eine Stunde von Pavia, in einem großen Thiergarten, welcher bis an die Stadt reicht, und von einer Mauer eingeschlossen ist, die fünf deutsche Meilen im Umfange hat.

Pavia selbst (das Ticinum der Alten), eine große, nicht schön gebaute Stadt am Ticino, zu der mehrere Pappelalleen führen, verspricht von weitem mehr, als sie wirklich gewährt. Sie liegt auf einem Hügel, in einer sehr fruchtbaren Ebene, die im Hintergrunde durch Berge begränzt wird. Ihre Straßen sind (die neue Straße, Strada nuova, abgerechnet, welche sehr lang ist, und vom alten lombardischen Schloß bis zum Fluß reicht,) kurz, krumm, eng und finster. Die Anzahl der Einwohner giebt man auf 25,000 an. Merkwürdig ist sie als Universität, die ihr Daseyn Karl dem Großen verdankte, der 792 den Johann Scotus hinschickte, um dort Unterricht zu ertheilen. Dies gab Veranlassung zur Entstehung der Akademie, die späterhin durch Karl IV., und in den neuern Zeiten durch Maria Theresia und Joseph II. zu hoher Celebrität gebracht wurde. In ihr glänzten als Lehrer: Berengarius, Cardanus, Spallanzani, Tissot, Joh. Peter Frank, Rezia, Carminati, Scarpa, Fontana, Volta u. s. w. Auch der berühmte Konsul Boethius war aus Pavia gebürtig. Sein Grab befindet sich in der Augustinerkirche; der Thurm, in welchem ihn Theodorich 524 einsperrte, und wo er seine Consolatio philosophica schrieb, ist vor kurzem eingestürzt. Vorzüglich zeichnet sich die Universität im Fach der Medizin, Chirurgie und Naturlehre aus *). Die beiden male, daß ich in Pavia war, traf es sich unglücklicher Weise, daß Ferien

*) Die Vorlesungen nehmen den 25sten November ihren Anfang, und enden den 8ten Juni.

waren, und die Lehrer der Universität sich nicht in der Stadt befanden.

Das Universitätsgebäude ist prächtig; es besteht aus zwei Stockwerken und bildet ein längliches Viereck. Die beiden Stockwerke sind im Innern der Höfe mit schönen Kolonnaden geziert. Das unterste Stockwerk enthält die Hörsäle und die Versammlungszimmer der Professoren; das obere die Bibliothek, Naturaliensammlung und den, für Feierlichkeiten bestimmten, großen Hörsaal. Aber nur die, welche Jurisprudenz und Medicin studiren, haben in diesem Gebäude ihre Hörsäle; die Theologen haben ihr Lokale im Seminario.

Wer das Naturalienkabinet im Pflanzengarten in Paris gesehen hat, wird schwerlich von einem andern befriedigt werden; doch ist hier die Sammlung der Amphibien, und die, aus dem Nachlaß unsers Götz, von Joseph II. für tausend Scudi erkaufte Sammlung von Eingeweidewürmern merkwürdig. Spallanzani hat um das Naturalienkabinet große Verdienste. Das anatomische Kabinet hat manche interessante Stücke für die vergleichende Zergliederungskunde.

Die Anzahl der Studirenden belief sich im vergangenen Lehrjahre auf 600, wovon zwei Drittheil Mediziner. Vielleicht ist es nicht uninteressant, den Lehrplan beim Studio der Medizin auf der Universität Pavia zu kennen; im ersten Jahr Anfangsgründe der reinen Mathematik, italienische, lateinische und griechische Sprache, und Analyse der Begriffe (was wir Logik nennen wür-

den); im zweiten: allgemeine Physik, Experimentalphysik, Botanik, Anatomie, sowohl gemeine als vergleichende, Physiologie und allgemeine Chemie; im dritten: Materia medica, Chirurgie, Pathologie und Naturbeschreibung, das Studium der Zergliederungskunst wird fortgesetzt; im vierten: Fortsetzung der Pathologie und Anatomie, Clinicum und Pharmaceutik; im fünften Jahr endlich, praktische Theilnahme am Clinico, Fortsetzung der Anatomie, Accouchement und Medicina forensis. —

Das Universitätsgebäude steht durch einen Gang mit einem Hospital in Verbindung, in welchem zwei Krankensäle für das Clinicum bestimmt sind. Der botanische Garten liegt hart am Wall.

Das Schloß in Pavia, was Galeazzo Visconti gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts baute, sieht einer Festung nicht unähnlich.

Wir besuchten die Kathedrale, welche zwar schon alt, aber noch nicht vollendet ist (es ist erst ein geringer Anfang gemacht, sie von außen mit schwarzem und weißem Marmor zu bekleiden). Ich habe in ihr nichts Merkwürdiges von Statuen und Gemälden angetroffen. Hinter dem Altar, auf beiden Seiten desselben, waren zwei Kapellen; in der zur Linken hielt ein Geistlicher, vor dem Altar stehend, einem männlichen Auditorio eine Predigt; in der zur Rechten geschah dies vor einer Versammlung von Frauen. Ich ging in beide. In der zur Linken schrie der Prediger aus allen Kräften, aber trotz seiner Stentorstimme, und vielleicht grade durch diese eingeschlä-

fert, schliefen, da die Hitze überdies sehr groß war, mehrere Zuhörer; da ging ein Kirchendiener mit einem langen Stecken, einem Ochsenstecken gleich, womit der Italiener die Rinder vor seinem Pfluge treibt, herum, und schlug die Schlafenden auf den Kopf, um sie zu erwecken. Du erinnerst Dich gewiß aus Gellert's Briefen der Beschreibung einer ähnlichen Scene, wo Gellert in einer Dorfkirche eingeschlafen war, und ihn sein Nachbar mit den Worten weckte: „Der Junge kommt." In der andern Kapelle sah ich bloß durch die offene Thür und fand mehrere schlafende Zuhörerinnen, doch erblickte ich keinen Diener mit einem Ochsenstecken, sie aufzuwecken. — Die Geistlichen in Pavia sind also doch wenigstens gegen das schöne Geschlecht galant.

Wir aßen im weißen Kreuz zu Mittag, und waren verwundert über die Pracht der Zimmer und des Tischgeräthes; aber freilich war es auch nicht wohlfeil.

Pavia liegt dicht am Tessino, über welchen eine 260 Schritt lange steinerne bedeckte Brücke führt, welche den Einwohnern zum Spaziergang dient; am Ende derselben befindet sich eine Kapelle, dem heiligen Nepomuk geweiht; späterhin passirt man noch einen Arm des Tessino, und geht darauf auf einer langen Schiffbrücke über den Po. Der Thalweg dieses letztern macht die Grenze zwischen Mailand und Piemont. — Die Zollbeamten nahmen einen Lire und ließen unsern Koffer und Wagen unsdurchsucht. — Die Kunststraße im Piemontesischen ist viel schlechter als im Mailändischen, und war durch den Durchmarsch der Oesterreicher, die aus Mittelitalien ka-

men, und über Alexandria und Turin nach Frankreich gingen, noch mehr verdorben. —

Wir blieben die Nacht in Voghera *), an der Staffora, und setzten an einem heitern Morgen unsere Reise nach Genua fort. Welch ein ergiebiges, fruchtbares Land durchzogen wir! Wohin das Auge nur blickte, Getreidefelder und Aecker mit Weinstöcken bedeckt, und edle Fruchtbäume. Stiere von unglaublicher Größe, größtentheils weiß von Farbe, bezeugen den üppigen Reichthum des Bodens. Bemerkenswerth schienen mir die Wagen der Landleute, und die Art, wie sie die Stiere vor denselben spannen. Der Wagen selbst hat antike Form; auf niedern Rädern, die sehr oft nicht bloße Felgen haben, sondern ganze Scheiben bilden, ruht etwas erhöht ein brettener Boden, auf welchem sodann sich erst der Wagen erhebt; die Deichsel ist lang, und an ihrem vordern Ende hoch aufwärts gebogen; von der Spitze derselben hängen, Guirlanden gleich, eiserne Ketten herab, an welchen das Joch der beiden, an der Deichsel ziehenden Stiere befestigt ist. Das Joch zweier neben einander ziehenden Stiere ist zusammen hängend, und diese sind nicht weiter angespannt. — Der Boden ist sehr schwer; ich sahe mehrere Pflüge, deren jeder mit sechs der Riesenochsen bespannt war. Der Pflug war ein gekrümmter Haken ohne Räder, den ein Bauer

*) Eine halbe Meile von Voghera liegt das Dorf Montebello, wo Buonaparte seine kriegerische Laufbahn in Italien so glänzend eröffnete.

regierte, ein anderer ging mit einem langen Stecken neben den Stieren, um sie zu lenken.

Die Straße war heut sehr lebhaft durch eine Menge österreichischer Truppen, welche über Turin nach Frankreich zogen.

Bei der Festung Tortona, deren Citadelle auf einem Berge liegt, theilt sich der Weg; der eine führt über Alessandria nach Turin, der andere über Novi nach Genua. Zwischen Tortona und Alessandria liegt das in der neuern Weltgeschichte so bekannte Marengo; welche Fehler ließen sich die österreichischen Heerführer in diesem Feldzuge zu Schulden kommen! Demungeachtet war Napoleon geschlagen, und vielleicht wurde das französische Heer vernichtet, wenn nicht Desaix erschien, und die Sache wieder herstellte; doch auch dies würde Napoleon nicht gerettet haben, wenn nicht der gegen ihn fechtende Feldherr die Tramontana verloren hätte, und den schändlichen Waffenstillstand eingegangen wäre *).

*) Napoleons Leben enthält mehrere Ereignisse, die man mit Recht zu den höchst glücklichen für ihn zählen kann; dahin gehört, daß Desaix, der aus Aegypten kam, um ihn beim Direktorio wegen seiner dort begangenen Frevel anzuklagen, unterweges hört, das Direktorium sey abgesetzt, Napoleon erster Consul, er befehlige ein Heer in Italien, bestimmt, Frankreich vor mächtig andringende Feinde zu schützen; daß Patriotismus ihn treibt, an den Gefahren Theil zu nehmen, und erst zu retten, ehe er als Kläger auftritt: daß er dem Napoleon den Sieg verschafft, und ihn zugleich durch seinen Tod von einem eifrigen Feinde befreit. —

Novi ist die erste genuesische Stadt; ob nun gleich Piemont und Genua jetzt Einem Herrn gehören, so wird

---

Es gehört hier nicht her, alle seine Glücksfälle aufzuzählen; aber etwas will ich Dir bei dieser Gelegenheit mittheilen, was Du vielleicht noch nicht kennst. Zu seinen psychischen Kunstgriffen gehörte unter andern, glauben zu machen, er sey ein Schoßkind des Glücks, und ihm sich widersetzen, hieße sich unvermeidliches Unglück zuziehen. Beweise von dieser Behauptung triffst Du in seinen Proklamationen und Reden in Menge. Zu diesen psychischen Kunstgriffen rechne ich nun auch Folgendes: Als er in Tilsit mit dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen, dessen Gemalin und den Prinzen von Geblüt, speiste, erzählte er an der Tafel folgende (höchst wahrscheinlich erdichtete) Anekdote, um sein Glück zu beurkunden: Er habe in Aegypten einmal vor Cairo bivouacquiren müssen; habe sich, in seinem Mantel gehüllt, an eine alte Mauer gesetzt und sey dort eingeschlafen; in der Nacht sey die Mauer eingestürzt, die Steine seyen überall um ihn her gefallen, ohne ihn jedoch zu beschädigen. Er sey durch das Gepraſſel erwacht, da er aber unbeschädigt geblieben, so habe er sich unter den Ruinen der Mauer eine bequemere Stelle ausgesucht, und vor Müdigkeit sey er wiederum eingeschlafen. Als er am andern Morgen erwacht und aufgestanden, habe er in der einen Hand ein Stückchen Mörtel gefunden, auf welchem die Hand gelegen, und das sich an ihr fest gedrückt; als er dies weggenommen, habe er etwas Glänzendes in demselben erblickt, den Mörtel zerschlagen, und in ihm einen antiken Siegelring mit dem Kopfe des Julius Cäsar gefunden!! — Er rechnete so auf sein Glück, daß er, als er nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Aspern sich auf der Insel Lobau befand, und die Donau ihm alle Brücken, zerstört hatte, zu einem bei ihm stehenden General sagte: Ich hoffe, sie (die Feinde) sollen noch einen dummen Streich machen! —

man doch an der alten Grenze Piemonts von den Zollbedienten angehalten und gefragt, ob man nichts Verbotenes aus dem Lande ausführe, und zehn Schritt weiter, auf dem ehemaligen genuesischen Gebiet, von andern, die da fragen, ob man nichts Verbotenes einführe. Welch eine Lächerlichkeit! Zwar ließen sich beide Theile, jeder mit einem halben Lire, zufrieden stellen; aber eben deshalb ist die Lächerlichkeit und Widrigkeit der Maaßregel der Regierung um so größer.

In der weiten Ebene bei Novi fiel 1800 die Schlacht zwischen den Franzosen, angeführt von Joubert, und den Russen unter Souwarow's Befehl vor, in welcher die letztern siegten, und Joubert blieb. Moreau war auf Joubert's Bitte als Zuschauer bei dem Kampfe gegenwärtig, und leitete, als dieser gefallen war, den Rückzug des französischen Heers. Uebrigens diente Joubert's Tod auch Napoleon zum Glück; denn Joubert war von den Gegnern des schwachen Direktoriums ausersehen, dasselbe zu stürzen, und eine festere Regierung einzuführen; eine Rolle, die, nach dieses Feldherrn Tode, Napoleon übertragen wurde.

Novi ist dreißig italienische Meilen von Genua entfernt, und liegt am Fuße der Apenninen. Das Städtchen ist ziemlich volkreich, und wegen seines Seidenbaus berühmt; die Seide von Novi zeichnet sich durch Feinheit und Gleichheit der Fäden und durch ihre Weiße aus; aber leider wird sie nicht im Lande verarbeitet, sondern geht nach Frankreich und England.

Die Bocchetta, welche wir nun zu passiren hatten, um nach Genua zu gelangen, stand damals in bösem Geruch; nicht bloß, daß man vor mehreren Monaten Campbell (bekannt durch seine aufmerksame Bewachung Napoleons auf der Insel Elba), als er zur Nachtzeit durch diesen Gebirgspaß ging, angefallen und beraubt hatte; sondern es waren erst, vor ungefähr acht Tagen, einem Maulthiertreiber mehrere tausend Piaster, welche genuesische Kaufleute nach Mailand schickten, durch Räuber weggenommen worden; das Gold, was er unter dem Sattel des Maulthiers verborgen, war den Räubern entgangen, wurde aber nachmals von den Zollbedienten confiscirt, weil es nicht declarirt worden war. Doch der Muth meiner Reisegesellschaft hatte sich mit der Fortsetzung der Reise vermehrt, und so traten wir ohne Besorgniß den Weg an; der Erfolg bewies auch, daß Furcht vor Räubern hier thöricht gewesen wäre, denn es war die Straße von Novi bis Genua ein beinahe ununterbrochener Zug von Maulthieren und ihren Treibern, die von Genua kamen oder dorthin gingen; aber wir hatten andere Plagen zu überstehen, die Sonne schien so heiß, daß wir in den Hohlwegen, oder da, wo die Sonnenstralen von den Felsen zurück prallten, fast vor Hitze umkamen, und nun noch ein Weg, den man schwerlich schlechter irgendwo finden kann; lose Steine, tiefe Löcher erhielten den Wagen in unaufhörlichem Stoßen, und machten uns jeden Augenblick besorgt, er möchte in Trümmer gehen; dadurch nun ward die ängstliche Hitze vermehrt. Die Straße war so sehr in Verfall gerathen, weil Napoleon eine andere über die Apenninen anzulegen angefangen,

welche denen über den Simplon und den Mont Cenis gleich werden, und Novi nicht berühren sollte; man hatte also, im Vertrauen, die neue Straße werde bald vollendet werden, die alte nicht ausgebessert; allein von der neuen waren nur sechs italienische Meilen, von Genua aus, fertig geworden.

Schade war es, daß der böse Weg und die drückende Hitze uns die Schönheit der Gegend, welche wir durchreiseten, nur halb genießen ließen. Die Berge, über welche wir fuhren, waren mit Laubholz aller Art, vorzüglich mit Wäldern von ächten Kastanien bedeckt; deren herrlich grünes Laub ihnen eine große Zierde gab. Bei den Krümmungen des Weges giebt es mannigfaltige, reiche Ansichten. Halbweges nach Voltaggio liegt auf einem hohen Berg, gleich einem Felsennest, die Festung Gavi, und zu ihren Füßen die Stadt gleiches Namens. Die Festung bestreicht den Weg, und dient zur Sicherheit von Genua. In der Stadt war ein ungemeines Getümmel in den engen Gassen; es war piemontesische Artillerie eingerückt, die nach Genua gehen sollte. — Die Einwohner der Stadt, noch mehr aber die Einwohner der Dörfer in der Bocchetta, haben ein wildes, rohes und schmutziges Ansehen. Rauher wird die Natur von Voltaggio bis auf zwei Drittheil des Weges nach Campo Marone, wo sich der höchste Punkt des Weges befindet, kahle Felsen heben an vielen Orten ihr hohes Haupt empor; aber überall noch Mandel- und ächte Kastanienbäume in Wäldern, und in den niedern Thälern Weinstöcke. Kurz vor Campo Marone, wo der Weg sich schon

merklich gelenkt, erblickt man das Meer von Genua. Campo Marone, das seinen Namen von den Kastanienbäumen führt, die hier in Unzahl wachsen, ist ein ungemein elender und schmutziger Flecken, dessen Einwohner den Bettlern an Kleidung, den Räubern an Gesicht und Miene glichen (die Räubereien in der Bocchetta *) sollen größtentheils von den Einwohnern dieses Theils der Apenninen herrühren). Hier mußten wir für den zurück gelegten, scheuslichen Weg ein sehr beträchtliches Wegegeld zahlen. — Wie schaamlos ist ein solches Verfahren! Hinter Campo Marone ist ein Theil des Weges noch sehr schlecht; aber späterhin gelangt man auf eine vortreffliche Chaussee, die zuweilen durch Weinlauben führt, bei herrlichen Pallästen und lieblichen Landhäusern vorbei; an dem Ufer der Polcevera, die ein sehr breites und steinigtes Bette, aber wenig Wasser hat, über die schöne steinerne Brücken führen, und auf deren jenseitigen Ufern Landhäuser, Palläste und Dörfer prangen. Kurz vor Genua kömmt man durch ein zwei italienische Meilen langes Dorf, das sich an die Vorstädte von Genua anschließt.

Je mehr man sich Genua nähert, desto reicher, üppiger, phantasiereicher wird die Gegend; meine Reisegefährtinnen, die doch nun schon manches Schöne auf dieser Reise gesehen, konnten nicht Worte genug finden, um der

---

*) In der Bocchetta trieb auch der berüchtigte Bandit Gran Diavolo, dessen Bande aus beinahe 300 Mann bestand, sein Raubwesen, und war, als ich im Jahr 1804 durch die Bocchetta fuhr, das Schrecken aller Reisenden, namentlich aber der Franzosen, denen er vorzüglich auflauerte.

schönen Gegend ihren Beifall zu zollen; plötzlich wandten wir uns um die Ecke eines Hohlweges, denselben verlassend, und vor uns lag das smaragdgrüne Meer ruhig wie ein Spiegel, in weiter Ferne ausgebreitet; die sinkende Sonne röthete die fernliegenden Fluthen, und der Hafen Genua's war mit Schiffen angefüllt, und in ihm herrschte reges Leben. Am Strande saßen, halb nackt, braune Matrosen mit rothen Mützen; andere schwammen, den Fischen gleich, im Meer; und über das Meer erhob sich im Halbzirkel die Stadt, amphitheatralisch, terrassenförmig erbaut, nicht in steifer Ordnung, sondern als sey sie das Werk der freien Laune; zwischen den Häusern und Palläſten und Domen erblickt man Terrassen mit Bäumen und Weinlauben, und über die Häuser ragen an vielen Orten hohe, grüne Berge hervor, und diese umschließen andere höhere Berge, als bildeten sie die Mauern der Stadt, und hier und dort erblickt man Citadellen und Forts, welche die Stadt von der Landseite schützen. Das ganze reizende Bild trat plötzlich vor uns, und bloß ein Ach! kam über die Lippen der Frauen; schweigend fuhren sie durch die Vorstadt, durch das Fort, welches von dieser Seite den Hafen schützt, und, durch das Thor S. Tomaso, in die Stadt; und als sie hier die mächtigen Marmorpalläſte erblickten, wegen welcher Genua mit Recht die prächtige (superba) heißt, gestanden sie mir zu, ihre Erwartung sey bei weitem übertroffen.

Ein

Ein und zwanzigster Brief.

Genua.

Ich habe, mein herzlich lieber Freund, mich für die Zeit meines Hierseyns förmlich häuslich eingerichtet; dies und die Stadt, ihrem Innern und Aeußern nach, kennen zu lernen, hat mir alle Zeit geraubt, darum findet sich in unserm Briefwechsel ein hiatus, der, dem metaphysischen Gesetz in mundo non datur hiatus zu Folge, nicht statt finden soll.

Nunmehr aber habe ich Muße, und die will ich denn auch gewissenhaft verwenden, Dich mit Genua bekannt zu machen. Kennst Du nur erst das Lokale, in dem ich jetzt lebe und webe, so soll Dich mein künftiger Brief mit diesem Leben und Weben selbst näher bekannt machen.

Die Stadt Genua liegt an einem Meerbusen des mittelländischen Meers, der den Namen des Golfs von Genua oder auch des ligustischen Meers führt. Es erhebt sich das begränzende Land vom Ufer der See an

nach und nach, in mehreren hinter einander liegenden immer höher werdenden Bergen bis zu dem Gipfel der Appeninen, die endlich, in einem Halbkreis, von der Landseite aus Genua umschließen; auf den vorliegenden niedern Bergen nun ist die Stadt, wie ich Dir schon in meinem vorigen Briefe sagte, terrassenförmig erbaut. Aus dieser bergigten Lage folgt aber von selbst, daß die Straßen nicht in einer Ebene fortlaufen; bald muß man Bergan, bald Berg abwärts gehen; man ist genöthigt gewesen, hohe Bögen zu mauern, um Berge mit einander zu verbinden, oder kleinere Vertiefungen auszugleichen; oft sind diese Bögen mit Aloe=, Pommeranzen=, Citronen= und Myrthen=Bäumen, und mit spanischem Jasmin, in üppiger Fülle, besetzt, und gewähren in der Ferne den Anblick der schwebenden Gärten der Semiramis. Diese Terrassen stehen mit den Zimmern des dazu gehörigen Hauses in Verbindung, und hier bringen die Damen des Hauses ihre Abende zu, und nehmen Besuche an. Die Stadt selbst ist halbmondförmig gebaut. Sie hat, vom Hafen aus gesehen, ein weiß graues Ansehen; theils wegen der Farbe der Häuser, die meistentheils weiß, oder lichtgelb, oder lichtroth und von der Sonne ausgebleicht ist, (nur wenige sind mit Oelfarbe architektonisch, mit Säulen, Gesimsen, Statuen u. s. w. angemalt); theils wegen der sehr platten Dächer, die mit Schiefern gedeckt sind, welche die Sonnenstralen gebleicht haben. Die Straße Balbi, an welche die Strada nuovissima und nuova stößt, sind die schönsten Genua's; sie sind ziemlich breit, und enthalten die herrlichsten Marmorpaläste; die übrigen Straßen sind größtentheils eng,

finster und winklicht, und es giebt deren, vorzüglich in der Nähe des Meeres, durch welche, selbst am Tage, zu gehen, der Fremde Bedenken trägt, weil sie, wegen ihrer Enge, ihn befangen. Die Häuser sind größtentheils fünf bis sechs Stockwerk hoch. Keine Stadt hat so viel Palläste aufzuweisen als Genua; diese sind größtentheils von Marmor, der in den Appeninen bricht, und haben treffliche Façaden; gewöhnlich bilden dorische Säulen den Eingang zum Vorhof des Pallastes, und herrliche Treppen empfehlen sich dem Eingehenden, doch sind zuweilen diese herrlichen Treppen versteckt, und verlieren dadurch ihren Werth; so sahe ich in einem der Palläste Durazzo eine wunderschöne Treppe, die aber so lag, daß man sie suchen mußte. — Der Geschmack in der Bauart ist nicht immer rein und lobenswerth; die Zwischenstockwerke (Entresols) geben den Häusern und Pallästen oft ein zerstückeltes Ansehen. Freundlich werden die Häuser durch die grünen Schattenfenster, welche fast in jedem Hause sind. In den engen Straßen findet man oft sehr schöne Kirchen und Palläste; selbst die Eingänge zu den ersten Gasthöfen finden sich in dunklen und schmalen Gassen, so daß an den Ecken derselben durch eine Tafel angekündigt wird, in dieser Gasse befinde sich der Eingang zum Albergo di Londra, di Citta, Imperiale u. s. w., was daher rührt, daß diese Gasthäuser mit der hintern Fronte die Aussicht auf den Hafen haben. — Die engen Straßen gewähren Schatten, und so kann man selbst in der Mittagsstunde, ohne von der Hitze erdrückt zu werden, ausgehen; wie ich denn täglich um 1 Uhr nach dem Hafen

gehe, um mich im Meere zu baden. Die Straßen haben auf beiden Seiten Fußpfade von Steinplatten, und in der Mitte derselben finden sich größtentheils auch gehauene Steine. Die Stadt ist, trotz der Enge ihrer meisten Straßen, ziemlich reinlich, und dies rührt von der Betriebsamkeit der Armen her; Jungen durchlaufen den ganzen Tag die Straßen, und sammeln in Körben den Mist der Esel und Pferde, ja selbst Lumpen, Stroh u. s. w.; ein gleiches geschieht von Männern und Weibern, welche zu dieser Absicht mit Eseln, auf welchen Körbe gehängt sind, die Gassen durchziehen. Freilich giebt es in den Vorstädten und in der Nähe des Hafens und der Rhede auch Gassen, deren Schmutz und übler Geruch jeden, der so etwas nicht gewohnt ist, zurückstößt. Eben so ist in den Häusern auf dem ersten Hausflur ein solcher ekelhafter Geruch, indem die Vorübergehenden in demselben ihre natürlichen Bedürfnisse befriedigen. Selbst die Palläste der Vornehmsten machen hiervon keine Ausnahme *). Das Pflaster besteht aus

*) Man hat in Italien mancherlei Mittel angewandt, um die Verunreinigung der Häuser zu verhüten, und es findet sich bei diesen Mitteln eine Steigerung (Climax), die mir mehreremal ein Lächeln abgewonnen. Im obern Italien hat man den Ort, den man nicht verunreinigt haben wollte, durch an der Wand gemalte Kreuze zu sichern gehofft; im mittlern Italien steht zuweilen über diesen Kreuzen per rispetto di S. Maria (man wählte wohl eine Heilige, nicht einen Heiligen, um die Decenz noch mehr in Anspruch zu nehmen), so fand ich es in Florenz an vielen Orten; im Neapolitanischen aber hat man gar Flammen an die Wand gemalt, in welchem Ver-

Lavaplatten; sonst mußten, einem Gesetze zufolge, alle Schiffe, welche aus Neapel kamen, dergleichen als Ballast mitbringen; einige Straßen sind mit Marmorplatten der nahen Berge, und noch einige in den Vorstädten mit Kieseln gepflastert. Die mehrsten Straßen, vorzüglich diejenigen, welche bergigt sind, haben in der Mitte ein Pflaster von Steinen, auf die hohe Kante gesetzt, die eine geringe Convexität bilden, wodurch den Eseln und Maulthieren, welche hier sehr häufig gebraucht werden, der Gang erleichtert wird. — Eine treffliche Einrichtung sind die Wasserleitungen, wodurch jedes Haus mit dem klarsten und reinsten Bergwasser versehen wird.

Der Hafen ist elliptisch, die eine Hälfte der Ellipse nimmt die Stadt ein; zwei lange Dämme (Molo nuovo und vecchio) erstrecken sich weit ins Meer, und lassen ungefähr ein Drittheil (2,100 Fuß breit) zum Einlaufen der Schiffe offen; an dem Ende eines jeden Dammes befindet sich ein Leuchtthurm, und wo der rechte Damm (vom Lande aus gesprochen) sich an das feste Land anschließt, steht ein dritter großer Leuchtthurm, die Lanterne (la laterna) genannt; er liegt im innern Hafen selbst, und auf ihm brennen jegliche Nacht sechs und dreißig

---

dammte ganz jammervoll gebraten werden, und doch hilft auch dies nichts; ja, aus der Wirkung zu schließen, scheint es sogar, als betrachte man das Feuer nicht als die Hölle (nam ex infernis nulla redemtio), sondern als das Fegfeuer, und bemühe sich das Feuer zu löschen, um die Seelen früher zu erlösen. — In Genua fand ich keine solche Ermahnungszeichen. —

Lampen zur Leitung für die Schiffer. Die Höhe dieses Pharus ist beträchtlich; nicht bloß, daß er selbst auf einer bedeutenden Anhöhe liegt, sondern man muß noch drei hundert und sechs und sechszig Stufen steigen, um seine größte Höhe zu erreichen. Sobald der Wächter auf diesem Leuchtthurm von ferne ein Schiff gewahr wird, hängt er eine Kugel aus; sieht er deren zwei, zwei Kugeln, u. s. w. bis fünf. Zeigen sich mehr als fünf Schiffe, so steckt er eine Fahne aus; auch glaube ich gehört zu haben, daß der Wächter, wenn er aus den Flaggen der Schiffe die Nation erkennt, welcher sie angehören, dies gleichfalls durch Zeichen zu erkennen giebt.

Der Hafen selbst ist nicht gegen den Südwind gesichert; dies gilt auch von der Rhede. — Den Hafen und die Rhede schützen mehrere Batterien und Forts; ein Theil der erstern ist in Felsen gehauen. Trotz aller dieser Schutzwehr haben sich doch die Engländer bei Anwesenheit der Franzosen des Hafens bemeistert; denn ein Linienschiff, das seine Schuldigkeit thut, kann, wie die englischen Marineoffiziers mir sagten, bald jede Batterie zum Schweigen bringen.

Große Plätze besitzt Genua nicht; die ausgezeichnetesten sind: 1) Aqua verde, nicht weit vom Thor S. Tomaso, wo wir einfuhren. Er war vor etwa vierzig Jahren noch ein Sumpf, welcher nachher ausgefüllt worden, woher auch der Platz seinen Namen führt. Er hat ungefähr die Größe des Wilhelmsplatzes in Berlin,

ist mit sehr hohen Gebäuden, aufgehobenen Mönchs- und Nonnenklöstern, umgeben, von denen aber das Nonnenkloster dello Spirito Santo, was über zwei hundert Schritt lang und über achtzig breit ist, und in welchem sich jetzt nur noch zwanzig Nonnen befinden, einen sehr elenden Anblick gewährt; es bildet nämlich die Façade eine lange ungeheuer hohe Mauer, in welcher in dem zweiten Drittheil der Höhe sich mehrere kleine Fenster, ohne alle gefällige Ordnung, befinden. Besser nimmt sich der Aufgang zum aufgehobenen Nonnenkloster S. Therese aus, welches auf einem hohen Berge liegt, zu dem, in mehreren Abtheilungen, bis zur Hälfte der Höhe eine recht schöne steinerne Doppeltreppe führt. Das Kloster ist schon sehr zerstört; jetzt wohnen einige Offiziere der deutsch-englischen Legion in demselben, und die Offiziere des sechsten hannöverischen Bataillons halten daselbst ihre Meß (Tischgesellschaft), von welcher zu reden ich ein andermal Gelegenheit nehmen werde. — Die Aussicht aus dem Fenster dieses Klosters auf den vorliegenden Hafen und die Rhede ist unvergleichlich. Der Platz selbst ist rings herum mit einer Reihe Bäume bepflanzt, die aber sehr schlecht fortkommen, weil man den Sumpf größtentheils mit Steinen ausgefüllt hat. Auch stand sonst auf ihm, dicht vor der Doppeltreppe, deren ich vorhin erwähnte, eine marmorne Statue Napoleons, mit der Inschrift: Imperatori Napoleoni Magno Commune Genuensium; als aber die Engländer im vergangenen Jahre vor dem Hafen erschienen, rottete sich das Volk zusammen, warf der Bildsäule einen Strick um den Hals, riß sie nieder, zer-

trümmerte sie, und schleppte den Kopf durch die Straßen. Dies alles geschah zu der Zeit, als die Franzosen noch in der Stadt waren, die diesen, ihrem Götzen angethanen Schimpf nicht hindern konnten, ob sie gleich vor Wuth darüber entbrannten. — Sonst war Aqua verde ein Lieblingsspaziergang der Genueser; jetzt aber ist er aus der Mode gekommen, und man sieht auf den, auf demselben befindlichen, steinernen Bänken selten wohlgekleidete Leute sitzen. 2) Der Platz vor der Kirche dell' Anunciade, der aber mehr ein etwas erweiterter Theil der Straße Balbi ist; auf ihm halten die Postkutschen und Wagen der Vetturini. Die genannte Kirche, bei der nur zu bedauern, daß sie von außen noch ohne alle Bekleidung ist; mehrere Palläste, die denselben umgeben, und von denen sich der von Negretti sehr auszeichnet *); Terrassen, mit Orangenbäumen besetzt, und am Ende des Platzes ein Springbrunnen, geben ihm ein herrliches Ansehen. 3) Der Platz vor dem Justizpallast oder dem ehemaligen Pallast des Dogen; er dient zu einem Markt für Obst und Gemüsehändler und andere Krämer, welche theils kleine Buden dort aufgeschlagen haben, theils unter freiem Himmel

---

*) Vom Balkon dieses Pallastes ertheilte der jetzige Pabst, auf den Schultern getragen, zweimal den Segen; darum prangt an demselben folgende Inschrift:

D. O. M. Ista in civitate degens Pius VII. P. M. aedificium istud suo decoravit ingressu, largitus est populo benedictionem. Anno Domini MDCCCXV. IV Maji.

sitzen. Der Platz hat an sich nichts Gefälliges, und verliert noch durch das Aeußere des Justizpallastes, den eine hohe Mauer umgiebt, und dessen auf den Platz stoßendes Thor mit starken eisernen Gittern verwahrt und durch eine starke Wache besetzt ist, wodurch er das Ansehen eines Gefängnisses erhält.

4) Der Platz vor der Kirche S. Lorenzo und 5) der Platz Delle pie Scuole, beides ein paar kleine, ganz unbedeutende Plätze. 6) Der Platz vor der Börse. Das Börsengebäude ist ein länglichtes Viereck, zwei Stockwerk hoch, dessen Wölbung durch Marmorsäulen getragen wird; zu dem innern Raum, der etwas erhöhet ist, führen einige Stufen; in diesem befinden sich auf beiden Seiten hölzerne Gerüste, worauf man Seiden=, Strumpf=, Glas=, Modewaaren feil hat. An den Säulen sieht man allerlei Anschlagezettel, aber was den Fremden vorzüglich Wunder nimmt, auch jedesmal, auf Wachsleinwand mit scheuslichen Farben gar scheuslich dargestellt, Scenen aus dem Schauspiel oder der Oper, welche den Tag gegeben werden soll. Diese Bilder geben denen nichts nach, mit welchen sonst in Deutschland (ich habe ehedem dergleichen in Leipzig, Merseburg, Naumburg gesehen) die Bänkelsänger herumzogen, und welche das Leben und die Thaten und das schreckliche Ende irgend eines Räubers, Mordbrenners oder ungerathenen Sohns darstellten, das nun, in schreckliche Verse gebracht, von dem Bänkelsänger schrecklich abgesungen, und dem erschütterten Publiko gedruckt verkauft wurde. — Die Kaufleute versammeln sich nicht

in diesem Hause, sondern auf dem vorliegenden Platze; wenn anders nicht unfreundliches Wetter sie zwingt hinein zu gehen.

Der Platz ist eben nicht sehr groß, und daher ein ewiges Gewühl und Getümmel auf demselben; denn hier dauert die Börse nicht, wie an andern Orten, einige Stunden, sondern von früh Morgens an, bis es ganz finster geworden. Einen sonderbaren Anblick gewähren die verschiedenen Kleidungsarten, die man hier erblickt, denn Menschen von allen Nationen findest Du hier. Kaum kannst Du Dich in dem Gewühl finden, das Ungewohnte zieht Deine Aufmerksamkeit auf sich, aber in jedem Augenblick wirst Du erinnert, auf das aufmerksam zu seyn, was hinter Dir vorgeht, denn beständig hörst Du Guare, Guare (Gebt Acht!) schreien. Träger (größtentheils Bergamasken) vom Hafen oder der Bank kommend, oder dort hingehend, schleppen ungeheure Lasten über den Platz. Senkrecht auf die Börse stößt die Bankstraße, die an der Porta reale endet, einem steinernen Thor mit der Statue der Madonna, das nach dem Hafen führt; die auf den Börsenplatz stoßenden Straßen zeichnen sich durch Schönheit der Waaren, welche in den dort befindlichen Läden feil geboten werden, aus; vor allen andern aber strahlt in dieser Rücksicht die Goldschmids Straße hervor; man wird wirklich durch den Glanz der vielen ausgestellten Gold- und Silberwaaren und der Edelsteine geblendet.

7) Der Platz vor der Porta reale; ein Steindamm in der Form eines länglichten Vierecks, ist in das

Meer hinein gebaut, die eine schmale Seite begrenzt das Thor, die andern sind frei, und dienen zur Befestigung von Barken und anderer kleiner Fahrzeuge; in der Mitte ist ein mit der Bildsäule der Göttin des Ruhms gezierter marmorner Springbrunnen.

8) Ein Marktplatz, nicht weit von der Kirche St. Cyr, dessen Name mir entfallen ist; er enthält aber durchaus nichts Merkwürdiges.

Zwei und zwanzigster Brief.

Genua.

Mein vorhergehender Brief, mein theurer Freund, sagte Dir, wo ich lebe; der jetzige soll Dir sagen, wie ich lebe.

Ich fuhr bei meiner Ankunft in Genua vor dem Albergo di Londra vor, um dort wieder zu wohnen, weil ich vor eilf Jahren da gewohnt hatte, denn, wenn es irgend möglich ist, so hause ich selbst in dem Zimmer wieder gern, das mich vor Jahren umfing, weil da oft ganze Scenen der Vergangenheit durch die vorhandenen Gegenstände wieder hervor gerufen werden; man auch weit leichter heimisch wird, als an einem ganz fremden Ort; doch es war nicht Platz genug für uns vorhanden, und so sahe ich mich denn genöthigt, in dem nahe gelegenen Albergo imperiale abzutreten; allein es mißfiel mir alles dort so gewaltig, es war das Ganze so wenig zusagend (comfortable), und doch der Miethszins so ungeheuer hoch, daß ich mich den andern Tag entschloß in ein Privathaus zu ziehen, um so mehr, da der Gebrauch der Seebäder mich auf längere Zeit an Genua fesselte; ein freundlicher Einwohner nahm sich

meiner an, und so erhielt ich eine ganz treffliche Wohnung in der schönsten Straße der Stadt, in Strada nuovissima. Der Arzt eines englisch-deutschen Bataillons D. Hering miethete mit mir in dem genannten Hause die Bel-Etage; auf meinem Theil erhielt ich drei schöne, sehr anständig meublirte Zimmer, wovon zwei nach der Straße führten, eine geräumige helle Küche mit allem Küchengeräth, alle Tischgeräthschaften und eine Köchin, um uns unser Frühstück und Essen zu bereiten, für die Reinlichkeit der Zimmer zu sorgen, und uns aufzuwarten; und dafür zahlte ich, es ist fast lächerlich zu erzählen, wöchentlich einen halben Napoleon, ungefähr zwei Thaler sechszehn Groschen preußisch Courant. Dieser Umstand, daß ich ruhig und angenehm wohne, daß ich nach meiner Phantasie meinen Tisch und mein inneres Hauswesen ordne, macht meinen Aufenthalt hier um sehr viel angenehmer. Aber auch für meine Börse erwächst hieraus ein großer Vortheil, denn denke nur, für ein Frühstück für drei Personen, was aus Kaffee, Milch, weiß Brod und Butter besteht, und für ein Mittagsmal von drei auch vier Schüsseln, für wenigstens vier Personen, nebst einem üppigen Nachtisch von den herrlichsten Früchten, bezahle ich, einen Tag in den andern gerechnet, neun genuesische Lire (ungefähr zwei preußische Thaler), und dabei ist täglich wenigstens eine Flasche Wein mit einbegriffen. Diese meine eigne Oekonomie hat mich einsehen lassen, wie wohlfeil hier alles ist; eine dreiviertel Flasche trinkbarer Wein kostet zehn Soldi *); ich zahle funfzehn,

*) Ein Soldo ist ungefähr ein Dreier.

weil ich etwas Außerordentliches verlange; eine süße Blutorange von ungeheurer Größe, sieben Soldi, eine treffliche Melone, wovon zwölf Personen sich satt essen können, acht Soldi: eben so viel eine ganze Schüssel voll der herrlichsten grünen Feigen; ein Pfund Butter achtzehn Soldi; ein altes Huhn einen Lire und sechs Soldi; ein Pfund Muscheln drei Soldi; ein Pfund Fleisch acht Soldi, und ein Pfund Macaroni eben so viel; Bier ist theurer als Wein und eben nicht zu rühmen; die Flasche kostet sechszehn bis achtzehn Soldi. Austern, die aber freilich sehr klein sind, Schaalthiere des Meers (frutti del mare) und Seefische sind ungemein wohlfeil; doch machen die feinern Seefische, welche in der Nähe von Corsika gefangen werden, eine Ausnahme. Eben so ist Oel, Essig, Oliven, Kapern, Sardellen, Thunfisch, Käse, grünes Gemüse, Obst, u. s. w. ganz vortrefflich und in sehr niedrigem Preise, und bei allen dem klagen die Einwohner, daß durch die Anwesenheit der großen Menge Fremden (englisches und deutsches Militair) alles so sehr theuer geworden.

Mein häusliches Seyn läßt mir nichts zu wünschen übrig; selbst die kleine Beschäftigung, welche es mir giebt, ist mir ganz angenehm. Auch mit dem Gebrauch des Seebades, dem eigentlichen Zweck meines Hierseyns, bin ich zufrieden; ich bade täglich einmal, Nachmittags um 2 Uhr, wo die Sonne das Meerwasser am meisten durchwärmt hat, und ich verspüre sichtbar Besserung. Meine Briefe, welche ich aus Deutschland erhalten, klagen über nasse und kalte Witterung; seitdem wir über

die Appeninen gegangen sind, haben wir immer heitern Himmel *), selbst die Nächte sind windstill und lau, und obgleich bei Tage der Grad der Hitze ziemlich groß ist (das Thermometer steht oft wenig unter Blutwärme), so mildern doch die engen, schattigen Straßen, die Nähe des Meers, die mit Steinen gepflasterten Zimmer und die vor der Sonne schützenden Schattenfenster, die Hitze. Ich gehe alle Tage um 1 Uhr Nachmittags, wo, der Regel nach, die Hitze am stärksten seyn muß, nach Ponte reale, eine ziemliche Strecke von meiner Wohnung, und finde die Wärme nicht übertrieben, weil ich den ganzen Weg im Schatten zurücklege.

Am äußersten Ende des Hafens sind die Badeanstalten, Eigenthum von Privatpersonen. Ein großes ziemlich flaches Fahrzeug, der Form nach einer Prahmsprütze gleich, liegt dort vor Anker; auf demselben befinden sich auf jeder Seite vier Kammern, jede von einem Fenster, welches mit grünen Schattenfenstern verschlossen werden kann; sie enthält einen Tisch, einen Spiegel und zwei Stühle. An dem einen Ende der Kammer ist eine Oeffnung, in welchem ein von Latten erbauter Kasten ins

---

*) Es geht mir, wenn ich lese, was für einer schrecklichen Witterung ich durch meine Reise entgangen bin, wie jemandem, der wohlbehalten am warmen Ofen sitzt, während er durchs Fenster sieht, wie der Sturmwind die eisigen Schneeflocken peitscht; er beklagt die armen Menschen, welche sich auf der Straße befinden, und fühlt sein warmes Zimmer um so behaglicher. — Das ist nicht Egoismus, wie manche behaupten wollen; es ist nur Wirkung des Contrastes.

Meer, etwa drei Fuß tief hinabhängt, so daß das Meerwasser durch ihn hinströmt; drei Stufen führen hinab. Ehe man in das Bad hineingeht, schaufelt ein Aufwärter einige Minuten das Wasser hinaus, wenn etwa Unreinlichkeiten hinein gekommen seyn sollten. Außer diesem Badeschiff giebt es noch in der Nähe zwei kleinere Schiffe, auf deren jedem ein Bad befindlich ist; bei allen dreien findet ein und derselbe Preis statt; man zahlt nämlich für jedes Bad, in welchem man, wenn man will, eine Stunde bleiben kann, einen italienischen Lire oder einen Livre de France (etwa sechs gute Groschen), wofür man auch Tücher zum Abtrocknen erhält, die aber freilich eben nicht sehr reinlich sind, so daß es gerathen ist, seine eigenen mitzubringen. Das Wasser ist licht-smaragdgrün, und ladet durch seine helle und lichte Farbe ein; es ist durch die Sonne so erwärmt, daß man nur beim ersten Hineinsteigen eine geringe Kälte verspürt. Nach der Vorschrift des Arztes bleibe ich höchstens zehn Minuten im Bade, und wasche und reibe mich aus allen Kräften; ungemein leicht fühle ich mich nach jedem Bade; das Sonnenbad mag auch wohl das Seinige dazu beitragen. Werde ich hergestellt, so will ich dem Neptun und dem Apoll Dankaltäre weihn!

Für die Ueberfahrt nach dem Badeschiff, in einer Barke, die durch Vorhänge gegen die Sonne geschützt ist, zahle ich wöchentlich sechs genuesische Lire; dafür kömmt der Batteliere (Schiffer) jedesmal mich und meine Badebedürfnisse abzuholen, und er trägt sie auch jedesmal wieder nach Hause.

Auch

Auch in der Stadt sind öffentliche Bäder, so sahe ich z. B. dergleichen in der Strada nuova, dem Pallast gegenüber, wo der König wohnt; man badet dort in marmornen Wannen, und, wie man es verlangt, in süßem oder Seewasser; ein einzelnes Bad kostet zwei Lire, wenn man aber auf sechs Bäder pränumerirt, so zahlt man nur acht Lire dafür.

Mein hiesiger Aufenthalt wird mir auch dadurch sehr angenehm, daß die englisch-deutschen Truppen, das sechste und siebente Bataillon und mehrere von der Artillerie, sich hier befinden; ich habe unter den Offizieren feine, gebildete Menschen kennen gelernt, und viele, die ehemals in preußischen Diensten waren, kannten mich schon vorher. So fehlt es uns nie an Gesellschaft und an Begleitern auf unsern Spatziergängen. Seltsam war es uns, daß wir auf den Straßen, in den Kaffeehäusern, auf den Promenaden, so viel Deutsch reden hörten. Diese deutschen Truppen waren eine lange Zeit in Sicilien gewesen; aber mit dem dortigen Aufenthalt sehr unzufrieden: sie schilderten die Sicilianer als armselig, schmutzig, stolz, bigott und heimtückisch, und erzählten, daß mancher Deutsche und Engländer durch Meuchelmord dort umgekommen sey; auch legten sie der verstorbenen Königin, der Schwester der unglücklichen Marie Antoinette von Frankreich, vieles zur Last; unglaublich ist es, und doch leider nur zu wahr, daß sie mit Murat einen geheimen Briefwechsel unterhielt, und dahin arbeitete, Sicilien ihm in die Hände zu spielen. Zu solchen Abscheulichkeiten verleitete sie ihr Haß gegen die Engländer.

Mit Genua waren die Deutschen und Engländer mehr zufrieden, ob sich doch auch Alle, die ich gesprochen, wieder nach ihrer Heimath zurück sehnten. Offiziere und Soldaten werden sehr gut bezahlt, allein die letztern bekommen von ihrer Löhnung nur einen geringen Theil in die Hände, weil der größte Theil derselben auf ihre Beköstigung verwandt wird. Des Morgens erhält nämlich jeder Soldat Kaffee oder Kakao (sonst erhielten sie Wein, was aber in neueren Zeiten, weil Mißbräuche daraus hervorgingen, abgeändert worden ist); ferner speisen sie Mittags und Abends zusammen, und dazu werden ihnen eigene Köche gehalten. Auch die Offiziere eines jeden Bataillons (Vereinigung der Offiziere mehrerer Bataillone zu diesem Zweck wird nicht gern gesehen) haben einen gemeinschaftlichen Mittagstisch, den sie Meß nennen; ich ward zu dem des sechsten Bataillons, der sich in dem aufgehobenen Nonnenkloster, auf dem Platz Aqua verde, befand, eingeladen. Die Aussicht aus dem Speisezimmer auf den Hafen und das Meer war unübertrefflich schön; das Tischgeräth, Gläser, Flaschen, Glocken über die Schüsseln, gehörte dem Corps und war von englischer Eleganz; der Schüsseln war eine große Menge und nach englischer Art zubereitet; Porter und Wein in Ueberfluß. Das Betragen der Offiziere war ungemein anständig; sie hatten, wie sie mir erzählten, eigene Tischgesetze, deren Uebertretung eine Geldstrafe nach sich zog, so waren z. B. auf das Werfen mit Brodkügelchen mehrere Lire Strafe gesetzt. Die englische Sitte des Gesundheittrinkens war auch hier eingeführt, und nach geendigter Mahlzeit ward, so wie in old England, das

Tischtuch weggenommen, und die Flaschen gingen munter im Kreise umher. — Die Engländer halten ungemein viel auf diese Sitte; als ich im vergangenen Jahr in London war, hatte ich die Ehre bei der Herzogin von York mit ihren Brüdern zu Mittag zu speisen; als das Mahl geendet war, stand sie, die einzige Dame bei Tafel, auf, um das Zimmer zu verlassen, und jedermann erhob sich, ihr zu folgen; allein sie ersuchte die Gesellschaft zu bleiben, und die englische Sitte nicht zu beleidigen. Man lachte und blieb, und die Flaschen kreiseten. Bei dieser Gelegepheit erzählte der Kronprinz der Niederlande, er habe einst in London, die einzige Mannsperson, mit mehreren Damen gespeist, und als die Damen nach geendeter Mahlzeit das Zimmer verlassen, habe er ihnen folgen wollen, sey aber gebeten worden, zurück zu bleiben, um der englischen Sitte genug zu thun; und so sey er genöthigt gewesen, eine Zeitlang allein an der Tafel zu sitzen.

Für den Mittagstisch (zu Abend wird nicht gegessen, weil man spät zu Tische geht), für das doppelte Frühstück (breakfast und luncheon), wovon das eine aus Kaffee oder Thee, und das andere aus kaltem Fleisch und geistigen Getränken besteht; für die Unterhaltung des Tischgeräthes, der Küchenbedürfnisse und des Kochs und seiner Gehülfen, zahlt jeder Offizier, den Wein aber nicht mitgerechnet, wöchentlich vier Thaler; eine in der That sehr geringe Summe für das, was er erhält.

Noch ein anderer großer Vortheil erwuchs mir aus dem Hierseyn der deutschen Truppen; ich machte nämlich die Bekanntschaft des General Honstetten, der sie nach

Genua geführt, und mit ihnen gegen die Franzosen gestritten hatte, für den Augenblick aber ohne Anstellung war. Ich fand in ihm einen wackern, aufgeklärten, gebildeten, und in der deutschen, französischen und englischen Literatur wohl bewanderten Mann; er hatte in Ostindien mehrere Jahre gedient, und dies gab seinen Gesprächen ein großes Interesse. Aber nicht bloß sein persönlicher Umgang hatte für mich einen großen Werth, sondern er hatte auch die Gefälligkeit, mir jedesmal die deutschen Zeitungen, welche er sich kommen ließ, mitzutheilen, und so las ich unter andern regelmäßig den rheinischen Merkur und das Journal für Deutschland. Dies war mir um so angenehmer, da in Genua wenig für politische Blätter gesorgt war; ein einziger Buchhändler, Namens Gravier, der mein nächster Nachbar war, unterhielt ein politisches Lesekabinet, welches man, für Bezahlung weniger Lire des Monats, besuchen konnte; allein man fand bei ihm bloß die genuesische, mailändische und florentinische Zeitung, den Moniteur, das Journal des Debats, und die englische Zeitung Gagliani's Messenger.

Drei und zwanzigster Brief.

Genua.

Heute will ich versuchen, mein geliebter Freund, Dich mit den Genuesern, und ihrem Treiben und Wesen ein wenig näher bekannt zu machen; doch muß man hierbei die Einwohner der Stadt Genua und die des ehemaligen Gebiets derselben unterscheiden; die letztern kenne ich bloß äußerlich und kann also über sie wenig oder gar nicht urtheilen.

Die männlichen Einwohner Genua's unterscheiden sich wenig durch ihre Gestalt, und dies kömmt wohl von der seit so langer Zeit fortdauernden Vermischung mit Fremden her; unter den Frauen hingegen habe ich sehr viele gefunden, welche den Namen schön mit Recht verdienen, und dies rührt vielleicht aus derselben Ursach her, nach der alten Regel: il faut croiser les races; und ist dies richtig, so kann man viel von dem neuen Geschlecht erwarten, da seit kurzer Zeit Franzosen, Engländer und Deutsche in Genua den Meister spielten. Wo viel Licht ist, ist gewöhnlich auch viel Schatten; so sahe ich denn

auch in Genua alte Weiber, deren wahnschapenes *) Gesicht einen im Traum ängstigen könnte. Die männlichen Einwohner des genuesischen Gebiets, vorzüglich der Gebirgsgegenden, sind stark von Knochen, breitschultrig, sonst mager, braun von Farbe, haben schwarze glühende Augen und etwas wildes im Blick; die Weiber welche ich gesehen, waren fast insgesammt häßlich; wozu ihr schmutziges Aeußere, und daß sie keine Kopfbedeckung tragen, sondern das schwarze Haar unordentlich und struppig umher hängen haben, nicht wenig beiträgt.

Die männliche Kleidung der gebildeten Stände in Genua ist ganz französisch; die der gemeinen Leute, Träger, Schiffsleute, Arbeiter in den Straßen, besteht gewöhnlich in weiten leinenen Beinkleidern, und einer Jacke, die sie aber selten völlig anziehen, sondern sich bloß umwerfen, und die beiden Aermel unter dem Halse zusammen schlingen. Eben so gehen auch die Landbewohner; einige der letztern tragen auch das Haar in einem Netz gesteckt, nach Art der Neapolitaner und Spanier.

Die Kleidung der Genueserinnen hat etwas ausgezeichnetes; die von den höhern Ständen tragen gewöhnlich weiße Kleider (selten einmal schwarze) nach französischem Schnitt **); allein über den Kopf, dessen Haare

---

*) Kant erklärt in seiner Anthropologie wahnschapen richtig durch im Wahn geschaffen.

**) Ein ehemaliges Gesetz zur Zeit der Republik verbot den Frauen der Nobili, eine andere Farbe als weiß zu tragen.

geflochten und mit einem Kamm befestigt sind, werfen sie einen weißen Schleier von Mousselin, den sie nun mit großer Kunst zu falten und zu tragen wissen, so daß er einen Theil des Gesichts vortheilhaft verhüllt. Sie setzen in diesem Schleiertragen eine große Koketterie, und man kann nicht leugnen, daß sie eine eigene Grazie darin besitzen; aber auch die Frauenzimmer aus den niedrigsten Ständen, selbst Bettlerinnen, tragen solche Schleier, wenn gleich nicht von feinem Mousselin; im Nothfall dient ein grobes leinenes Tuch dazu. Diese gemeinschaftliche Form der Kleidung bringt die verschiedenen Stände einander näher. Bei feierlichen Gelegenheiten, bei Touren, Schauspielen, wo man sich in Pracht sehen lassen will, tragen die Damen vom Stande, wie überall, Hüte, Federn, Blumen, Brillanten, und keine Schleier.

Ungemein artig und zweckmäßig sahe ich mehrere Kinder aus den höhern Ständen gekleidet. Knaben sowohl als Mädchen trugen weite Jäckchen, welche bis über die Hüften reichten, und lange, weite Beinkleider von weißem Mousselin, welche bis zu den Knöcheln herab gingen.

Da die Stadt sehr gebirgigt ist, so werden wenig Equipagen gehalten; ich habe keine anderen gesehen, als die den fürstlichen Personen oder ihrem Hofstaat angehörten, und auch deren waren nur sehr wenige, so daß wir das, etwas ins komische fallende, Schauspiel hatten, ungemein reich geputzte Damen und Herren die Straße Balbi und nuova zu Fuß hinaufgehen zu sehen, um zur Cour bei der Königin zu kommen. Der König und die

Königin von Sardinien fuhren mit vier Pferden, die andern bloß mit zwei; doch machte die Königin von Etrurien eine Ausnahme, welche mit sechsen fuhr, was der König von Sardinien übel vermerkte. Zu Spazierfahrten aufs Land bedienen sich diejenigen, welche keine eigene Equipage besitzen, der Wagen von Vetturini, die aber ein sehr ungeschicktes Aeußere haben, und die man ziemlich theuer bezahlen muß. Endlich so findet man auch Sänften, die aber ganz schwarz und ohne alle Verzierung sind, welches ihnen ein trauriges Ansehen giebt; diese traurige Einfachheit rührt noch von einem Gesetz aus der ältern Zeit der Republik her, welches verbot, Sänften zu vergolden oder zu verzieren, um den Reichern die Gelegenheit zu nehmen, sich äußerlich vor ihren Mitbürgern auszuzeichnen; so wie in Venedig zur Zeit der Republik ein ähnliches Gesetz, in Rücksicht der Gondeln, statt fand.

Ehemals, zur Zeit des Wohlstandes, herrschte in Genua ein großer Luxus in Gebäuden und deren innerer Einrichtung und Verzierung, wovon man jetzt nur noch die Rudera sieht; prachtvoll sind die Palläste der Doria, Durazzo, Fiesko, Negrotto, Serra u. s. w.; Marmor ist weder von Innen noch von Außen gespart; sie enthalten oft kostbare Vergoldungen, Bronzearbeiten, Statuen, Gemälde, seidene Vorhänge und Meublen; allein diese Dinge, auf deren Form die Mode Einfluß hat, beweisen nur zu klar, daß dies Prachtvolle aus ältern bessern Zeiten herstammt, und daß man gegenwärtig höchstens darauf bedacht ist, das von den Vorfahren Ererbte zu erhalten. Andere Reisende haben schon die

richtige Bemerkung gemacht, daß die jetzigen Besitzer dieser Palläste nur die Oberaufseher derselben zu seyn scheinen; denn von der unendlichen Menge von Zimmern und Kabinettern, und Sälen, bewohnen sie die engsten und schlechtesten, vielleicht ganz in einem Hintergebäude zurückgezogen; so daß das übrige Prachtvolle des Pallastes nur für die Fremden, zur Beschauung, da zu seyn scheint. Ich habe die meisten dieser Palläste gesehen, will Dich aber mit Beschreibung derselben nicht langweilen. Vor Allen zeichnet sich der Pallast Durazzo, in der Straße Balbi, dem Universitätsgebäude gegenüber, aus; seine Bauart ist herrlich und groß; es enthält, unter andern vortrefflichen Gemälden, eine Fußwaschung von Paul Veronese, welches zu den vorzüglichsten Bildern dieses Künstlers gehört; es hat allen Reichthum der Figuren, alles Charakteristische der Zeichnung und alle Lebhaftigkeit der Farben seiner besten Gemälde; auch hat er, wie gewöhnlich, nicht unterlassen, einen Hund anzubringen. In demselben Pallast befindet sich eine ganz vortreffliche Copie dieses Bildes. — Hier sahe ich auch eine überaus reiche und wohl unterhaltene Kupferstichsammlung, welche, nach Aussage des Aufsehers, eines Deutschen aus Schwaben, über 20,000 Stück enthalten soll. Die Familie, aus der auch der letzte Doge *) stammte, ist durch un-

---

*) Er war in Mailand, um mit Napoleon gewisse Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; dieser hatte ihn im Schauspiel mit in seine Loge genommen, und während des Stücks erhielt Durazzo einen Brief aus Genua, der ihm sagte, Genua habe aufgehört ein Freistaat und er ein Doge zu seyn.

geheuren Aufwand, den vorzüglich die Mitglieder derselben, die Gesandschaftsposten bekleideten, gemacht, so zurückgekommen, daß sie die genannte Kupferstichsammlung zum Verkauf ausbietet.

Die Gemälde in den Pallästen sind in allen Zimmern derselben vertheilt, und da die Straßen, worin die Palläste sich befinden, gewöhnlich eng sind und wenig Licht haben, so werden die Zimmer dadurch finster; es würde daher das Innere der Palläste an Freundlichkeit gewinnen, wenn man die Gemälde lieber in einer Gallerie vereinigte, und den Zimmern lichte Tapeten gäbe.

Eine andere Art des Luxus der Reichen besteht in schönen Landhäusern, die sie auf dem Wege nach Livorno, in der Riviera levante, oder auf dem Wege nach Nizza, in der Riviera ponente besitzen.

Die Nobili leben übrigens sehr knauserig; den größten Theil des Jahres bringen sie auf dem Lande zu, und nur den Winter über wohnen sie in der Stadt. Mittagsmalzeiten zu geben, ist gar nicht gebräuchlich; ihre Zusammenkünfte sind die Conversazioni, in denen aber nur Wasser in Eis gesetzt, und allerhöchstens Gefrornes, herumgereicht wird; nur im Carneval werden von einigen Familien Feste gegeben. — Einige fremde Häuser, Schweizer, Franzosen, Engländer, machen hiervon eine Ausnahme, und kommen unter sich, vorzüglich im Winter, zusammen, um zu essen und auch zu tanzen. — Manche reiche Familien haben durch die Anwesenheit der Franzosen in Genua dadurch gewonnen, daß sie sehr ein-

gezogen lebten, um nicht zu zeigen, wie reich sie seyen, so daß sie während dieser Zeit viel Geld zurückgelegt haben. — So hat Spinola, in dessen Pallast der General Honstetten wohnte, jährlich 90,000 spanische Thaler Einkünfte, und verzehrte nicht den zehnten Theil derselben.

Der gemeine Mann lebt sehr mäßig, das warme Klima erlaubt ihm nicht, viel zu essen; seine Lieblingsspeisen sind Macaroni, Reis, Melonen, Zwiebeln und Knoblauch; aber diese letztern Speisen geben dem gemeinen Mann einen unausstehlichen Geruch, vorzüglich wenn er schwitzt. Die Trunkenheit ist ein in Genua nicht gewöhnliches Laster; ich habe, so lange ich dort war, keinen Genuesen aus zuviel genossenen geistigen Getränken taumeln sehen; überhaupt trifft man in den Weinländern weniger Betrunkene an, als in denen, wo der gemeine Mann, aus Mangel an Wein, Branntwein zu trinken genöthigt ist.

Die Stadt ist ihrem Umfange nach sehr bevölkert, sie enthält über 80,000 Einwohner *) (in dem Gebiet der ehemaligen Republik zählte man fast eine halbe Million); rechnet man nun noch dazu, daß sie einen lebhaften Handel treibt, ferner, daß ein großer Theil der Handwerker seine Arbeiten auf der Straße verrichtet, daß die Straßen eng und die Häuser hoch sind, so kann man

---

*) Die Anzahl der Einwohner wird verschieden angegeben; einige nennen 80,000, andere 100,000, ja noch andere über 110,000.

sich leicht denken, daß in diesen Straßen ein lebhaftes Gewühl von Menschen statt finden muß; dies ist am auffallendsten im Hafen; in den Straßen, die zunächst an denselben stoßen; in den gewölbten, ziemlich engen und finstern Gängen, welche ganz nahe am Hafen erbaut sind, und worin auf beiden Seiten sich Läden finden, in welchen Bäcker, Garköche, Obsthöker, Theerhändler, Seiler, Schuster, Kupferschmiede, Klempner, Schmiede ihre Waaren feil bieten, und in den Straßen, welche zur Bank und Börse führen. An Sonn- und Festtagen sind die Straßen Balbi, nuova und nuovissima vorzüglich belebt, denn sie dienen der ganzen eleganten Welt von Genua zum Spatzierplatz von 12 Uhr Mittags bis um 4 Uhr.

Da Genua eine große Handelsstadt ist, so steht zu vermuthen, daß der Zusammenfluß der Fremden in derselben die Bigotterie gemindert haben werde, und so ist es in der That. Nur die Weiber sind ängstlicher in Beobachtung der äußern religiösen Ceremonien; meine Köchin z. B., so eifrig sie sonst für meine Küche besorgt war, ließ doch alles stehn und liegen, um die Messe nicht zu versäumen; auch fand ich in den Kirchen bei weitem mehr Weiber als Männer. Uebrigens zeichnen sich die Kirchen in Genua durch ihre Pracht aus. Die Hauptkirche ist die des heil. Laurentius; sie steht sehr versteckt und ist im (schlechten) gothischen Geschmack, hat dünne schmale Pfeiler, viele Schnörkeln und Thürmchen; von außen ist sie mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet. Die Hauptfaçade hat drei Thore, zu welchen

eine breite marmorne Treppe führt; über dem mittleren ist ein Hautrelief, welches den heiligen Laurentius auf dem Roste bratend darstellt, und zwei Henkersknechte, die das Feuer anschüren; über dem Heiligen schweben zwei Engel, die ihm den Siegeskranz bringen. Das Ganze ist aber so schlecht vom Künstler gedacht, daß nach seiner Darstellung der Heilige den Eingehenden nothwendig auf den Kopf fallen müßte. Auf dem Thor zur Linken findet sich der Glockenthurm. Die Kirche soll 260 erbaut, 985 zur Kathedrale erhoben und 1113 eingeweiht seyn. Wegen der Anwesenheit des Königs war sie inwendig mit rothem Damast ausgekleidet; dicht unter den Kapitälern der Säulen war ein Fuß breit rother Sammt und dieser mit goldenen Tressen besetzt. Für den König und seine Familie war zur Linken des Altars eine Loge zwei Stock hoch errichtet, und gleichfalls mit rothem Damast bekleidet und mit goldenen Tressen geschmückt. Die Königin hörte, den Sonntag nach ihrer Ankunft, mit ihrem Gemal und ihrer Familie, die Messe in S. Laurenzo, und da wurden sie beim Eintritt von dem Erzbischof und allen Chorherrn an der Kirchthüre empfangen, und auch bei ihrem Weggehen bis dahin wieder zurück begleitet.

Sonst fand sich in dieser Kirche noch die sogenannte heilige Vase (sacro Catino); ein grünes, halbdurchsichtiges, sechseckigtes Gefäß, von vierzehn und einem halben Zoll im Durchmesser, was man fälschlich für Smaragd ausgab; der fromme Aberglaube fabelte, es sey die Schüssel, aus welcher Jesus am letzten Osterabend das Osterlamm mit seinen Jüngern gegessen; Andere hingegen

behaupteten, es sey eine Schaale, welche die Königin von Saba dem weisen Salomon zum Geschenk gemacht; man mußte die Erlaubniß vom Senat haben, wenn man sie sehen wollte. Jetzt ist sie, wie man sagt, nach Paris gebracht.

Zu den schönsten Kirchen Genua's gehört die dell' Anunciade (Verkündigung), deren ich schon in meinem vorhergehenden Briefe erwähnte; sie ist auswendig noch ohne Bekleidung, inwendig aber, bis auf sehr weniges, mit Marmor belegt. Das Schiff der Kirche wird von jonischen Säulen getragen. Bemerkenswerth ist über dem Haupteingang ein Gemälde von Procaccino, die Einsetzung des Abendmals vorstellend.

Ferner rechne ich zu den schönen Kirchen Genua's, die Kirche S. Philipp, welche von innen und außen mit gelblichtem Marmor bekleidet ist, und sich durch ihre Nettigkeit, und die Frische ihrer Freskogemälde auszeichnet. Diese Kirche gehörte sonst einer frommen Stiftung, die den Namen der Congrégation des prêtres de l'Oratoire führte; in sie traten Männer, welche der Welt entsagen wollten, und denen es frei stand, aus der Anstalt wieder hinaus zu treten, wenn sie wollten; auch hatten sie keine strenge Regeln zu befolgen. Ihr Wohnort war neben der Kirche, und dabei befand sich ein schönes Oratorium, das eine herrliche Statue der Madonna von Puget enthielt, und in welchem die Väter vordem geistliche Concerte gaben, zu denen aber nur Männer zugelassen wurden. Als die Franzosen nach Genua kamen, wollten sie die Einkünfte des Instituts

einziehen, aber glücklicherweise hatte der Stifter, Camillo Pallavicini, ein Genueser, der zu Palermo lebte, das für dasselbe bestimmte Kapital in Palermo niedergelegt, und zur Bedingung gemacht, daß keine Zinsen gezahlt würden, wenn das Institut aufgehoben würde.

Merkwürdig ist noch die Kirche Carignano, oder, wie sie eigentlich heißt, Santa Maria de Carignan, den Beisatz de Carignan hat sie von dem Namen des Nobili, der sie 1552 durch Galeas Alessi Perrugino erbauen lassen; sie liegt auf einem beträchtlichen Hügel, der wie sie Carignan heißt, hat die Form eines griechischen Kreuzes; ihre Façaden sind durch korinthische Säulen geziert; in der Mitte hat sie eine schön gewölbte Kuppel, und auf den Seiten vier Glockenthürme. Eine sanft gewundene, bequeme, steinerne Treppe führt auf das Dach der Kirche, von welchem man die weiteste Aussicht über Stadt und Meer genießt; so übersieht man hier auch alle die Kastelle auf den Gipfeln der, Genua begränzenden, Berge, wodurch diese Stadt von der Landseite beschützt wird; mehrere derselben wurden im vergangenen Jahr von den Engländern mit stürmender Hand genommen. Die Stadt sieht von oben wie mit Asche bestreut aus, weil der größte Theil der Häuser lichtgrau ist, und die Sonne die Dächer, welche insgesammt von Schiefer sind, ausgebleicht hat. Das Innere der Kirche ist sehr einfach; angenehm ist die Beleuchtung von oben; sehenswerth ist in derselben die marmorne Statue des heil. Sebastian, welche sich durch richtige

Zeichnung und durch den herrlichen Kopf, der Wehmuth und Ergebung ausdrückt, auszeichnet; minder gut ist die Bildsäule des Bischofs Alexander Sauli, der aus der Familie stammte, welche diese Kirche stiftete.

Zu der Kirche gelangt man durch eine kühne, steinerne Brücke, Ponte Carignano genannt, wodurch die beiden Hügel der Stadt Sarzano und Carignan verbunden werden, und welche gleichfalls von dem Stifter der Kirche zu größerer Bequemlichkeit erbaut ist. Sie besteht aus drei gewölbten Bogen und hat auf beiden Seiten Fußpfade, und Marmorbänke zum Ausruhen. Unter ihr erblickt man einen großen Theil der Stadt (Häuser von sieben Stockwerken reichen nicht bis zu ihr hinauf) und die Aussicht von ihr in die Tiefe hat etwas eigenes und bizarres, das des Abends, wenn in den Häusern Lichter brennen, noch größer ist.

Du wirst es mir erlassen, Dich in alle Kirchen Genua's herumzuführen; ihr Name ist Legion; denn ihrer sind viel. Aber erzählen muß ich Dir doch, daß ich predigen gehört habe, einmal bei meinem frühern Hierseyn, und einmal jetzt. Das erstemal am Fest der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria *). Beide mal fiel mir die unglaubliche Leb-

*) Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein Aufzug ein, den ich in Rom mit ansahe; vier Wochen vor diesem Fest wird daselbst die Bildsäule der heil. Anna aus ihrer Kirche genommen, vortrefflich angekleidet, auf ein Gerüste gesetzt, über welchem ein Baldachin befindlich, und

Lebhaftigkeit der Prediger auf; sie arbeiteten gewaltig mit den Armen und Händen, und bewegten sich auf der Kanzel, so viel der Raum es nur gestattete, heftig hin und her. Man sahe italienisches Blut rollte in ihren Adern. Der, welcher am St. Annenfest predigte, hatte die Keuschheit der Weiber zum Thema erwählt, und seine Rede zerfiel in drei Theile: der erste handelte von der Keuschheit der nicht verheiratheten Mädchen, der andere von der der verheiratheten Frauen, und der dritte, von der der alten Matronen, und ich leugne es nicht, er sprach vernünftig und mit vieler Sachkenntniß; im zweiten Theil zeigte er, man könne, selbst wenn man dem Ehemann nicht untreu sey, doch unkeusch leben, und den Matronen setzte er, im dritten Theil, auseinander, daß man mit der Phantasie und mit dem Gedächtniß Sünden der Unkeuschheit begehen könne. Die Materie war etwas kitzlich, vorzüglich bei einer, dem Alter und dem Geschlecht nach, gemischten Versammlung, und doch zog er sich im Ganzen sehr gut aus der Sache, wenn gleich der raisonni-

---

so von Männern aus der dienenden Klasse, die insgesammt in weißen seidenen Strümpfen einhergingen, und sich nach ihrer Art sehr herausgeputzt hatten, getragen; Priester mit brennenden Wachskerzen, und eine Menge Volk mit Fahnen und Kreuzen, folgten singend; in den Straßen, wodurch der Zug ging, waren Teppiche aus den Fenstern gehängt, und als er der Engelsburg nahe kam, salutirten die Kanonen von derselben. So ward die Statue in die Kirche Santa Maria maggiore, zum Besuch bei ihrer Tochter, getragen, und dort aufgestellt; sie bleibt bei ihr bis acht Tage nach dem Annenfest.

rende Deutsche manche seiner Farben zu stark aufgetragen gefunden haben würde.

Die zweite Predigt, welcher ich beiwohnte, von der ich aber nur den letzten Theil hörte, hatte zum Zweck, die Segnungen des Friedens zu preisen, und das Unheil des Krieges zu schildern, und enthielt manche wirklich poetische Stellen.

Die Kirchenmusiken in Italien zeichnen sich sehr vortheilhaft aus; und auch in Genua verdienen sie alles Lob.

Am Feste von Mariä Himmelfahrt waren, da Maria die Schutzpatronin Genua's ist, an mehreren Orten der Stadt, zur religiösen Feier derselben, besondere Anstalten getroffen. Man hatte das Bild der Madonna ausgestellt, dasselbe mit Blumenketten umhangen, einen davorstehenden Altar, worauf Lichter brannten, mit Blumentöpfen besetzt, und durch Haute-Lice Tapeten eine Art Kapelle gebildet; ja unfern der Kirche dell' Annunciade war eine lange, schmale Gasse, die bergab ging, durch Tapeten zu einem bedeckten Gang umgeschaffen, der mit Blumen und Bildern verziert war. Abends waren diese Altäre und Kapellen mit vielen Lichtern erleuchtet. Alle diese Anstalten werden auf Kosten der Nachbarn, die deshalb zusammen treten, getroffen; doch müssen die Stellen, wo dies geschieht, vom Priester geweiht seyn; damit aber die Festgeber wieder zu ihrer Auslage kommen, stehen Menschen mit Tellern oder Büchsen in der Nähe, und fordern die Vorübergehenden auf, fromme Beiträge zu geben, und das eingekommene

Geld wird unter die Unternehmer getheilt. Das Ganze ist, wie man sieht, eine Geldspekulation. Jeder, wer einem solchen Aufbau vorübergeht, zieht seinen Hut oder verneigt sich, aber nicht alle ziehen den Beutel. — Auch an andern Festtagen habe ich solche glänzende Aufbaue gesehen; zuweilen auch vor einem auf der Straße errichteten Altar (man wählt gewöhnlich enge Gassen, wo wenig Leute gehen und Störung verursachen) des Abends fromme Gesänge anstimmen hören.

Noch einer religiösen Feierlichkeit muß ich erwähnen, welcher ich in Genua mit beigewohnt. Es rief mich eines Tages ein Trauergesang an das Fenster; da erblickte ich einige zwanzig von Kopf bis Fuß schwarz vermummte Männer, unseren Schornsteinfegermasken in den Redouten gleich; selbst das Gesicht war völlig bedeckt, und nur Augenlöcher geschnitten; vor ihnen ward ein Cruzifix hergetragen; sie selbst gingen singend je zwei und zwei, jeder eine brennende Wachskerze tragend; hinter ihnen folgten mehrere Geistliche im Ornat, auch zu zu zwei und zwei, gleichfalls brennende Wachskerzen in den Händen, sodann trugen sechs auf gleiche Weise Vermummte *) einen Sarg, der mit einem schwarzen

---

*) Die Vermummten sind Männer von Stande, welche zu einer Brüderschaft gehören, die den Zweck hat, zu Ehren Gottes die Todten zu begraben; damit nun dies Gute im Stillen gewirkt werde, vermummen sie sich, um unerkannt zu bleiben; sie tragen Arme und Reiche zu Grabe, unterstützen die erstern während ihrer Krankheit, und sorgen für die Hinterlassenen. Auch ermahnen sie

Sammttuch, worauf ein mit Gold eingefaßtes Kreuz gestickt, und ein großer Strauß von gemachten Blumen, mit vielen Silberflittern glänzend, befestigt war; ein Zeichen, daß der Verstorbene unverheirathet gewesen. Die Schleppe des Sammttuchs, welche weit hinabhing, wurde von einem Menschen aus dem gemeinen Haufen, in sehr ärmlicher Kleidung, getragen; es war dies, wie ich hörte, der Todtengräber. Das Ganze hatte, wie Du leicht denken kannst, etwas Seltsames und Theatralisches; neben den Fackelträgern liefen Straßenjungen, jeder mit einer großen Papierdüte in der Hand, in welcher er das herabtröpfelnde Wachs auffing. Während des Zuges läuteten die Glocken. Da ich sahe, daß der Zug sich nach der, ganz in meiner Nähe befindlichen, schönen Kirche St. Cyr (der ehemaligen Cathedrale) begab, so eilte ich auch dorthin. Der Altar war schwarz ausgeschlagen; auf einem schwarzen Tuch ward vor denselben, auf einem Gerüste, der Sarg gestellt, um ihn standen eine Menge dicker Wachskerzen. Hinter dem Altar war ein schwarzer Vorhang gezogen, und hinter diesem ward eine treffliche Trauerkantate, bloß von der Orgel begleitet, aufgeführt,

---

die zum Tode Verurtheilten zur Buße, begleiten sie zum Richtplatz, und begraben sie nach der Hinrichtung. Solcher Congregationen giebt es zwei in Genua, die von S. Donato und S. Sabina. Auch Frauen kaufen sich in diese Congregationen ein, und zahlen eine Kleinigkeit, um nachher von ihnen begraben zu werden. — Zur Zeit der Franzosen waren alle feierlichen Leichenprozessionen untersagt, jetzt fangen sie wieder an Mode zu werden.

so daß die Sänger ungesehen blieben; dann ward eine Todtenmesse gelesen, und der Sarg mit Weihwasser besprengt. Während dessen standen bei den Wachskerzen Männer, welche sie von Zeit zu Zeit herausnahmen, um das an denselben herabgelaufene Wachs abzubrechen; auch krochen mehrere Betteljungen zwischen den Kerzen herum, um die herabgefallenen Wachsbröckelchen aufzulesen. Eine häßliche, widrige Störung! — Nach geendeter religiöser Ceremonie entfernte sich alles, die Lichter wurden ausgelöscht und der Sarg blieb stehen. Er enthielt nämlich die Leiche eines achtjährigen Mädchens aus der reichen adelichen Familie Serra, die den Abend nach dem Familien-Begräbniß auf das Land abgeführt werden sollte.

In Neapel sahe ich auf meiner vorigen Reise in Italien ähnliche Begräbnißbegleitungen von Vermummten; allein eine Grabtragung, der ich in dieser Stadt einmal zufällig begegnete, rührte mich sehr. Ganz junge Mädchen, wie Engel gekleidet, in weißen Kleidern, mit Flügeln an den Schultern, und Rosenkränzen im Haar, trugen einen offenen Sarg, in welchem der Leichnam eines kleinen Mädchens eben so gekleidet lag; andere Mädchen in derselben Kleidung, mit brennenden Kerzen und Palmzweigen, gingen dem Sarge voran, und Priester im Ornat folgten. Es hatte das Ganze etwas ungemein ergreifendes. Ein Freund, dem ich diese Scene beschrieb, erzählte mir, Göthe habe bei seinem Aufenthalt in Neapel eine ähnliche Grabtragung gesehen, und dies habe ihm Veranlassung zu der so rühren-

den Scene von Mignons Abschied, in Meisters Lehrjahren, gegeben.

Was nun die Moralität der Genueser betrifft, so belastet sie, wie Du weißt, ein hartes Sprichwort:

Mare senza pesce, Montagne senza legna,
Homini senza fede e Donne senza vergogna *).

Soll man von der Wahrheit der ersten Hälfte des Sprichworts auf die der zweiten Hälfte schließen, so wird dies für die letztere eben von keiner Empfehlung seyn. Das ligurische Meer liefert allerdings Fische, täglich werden derselben eine große Menge in Genua zum Verkauf ausgestellt; aber freilich nicht von so mannigfaltiger Art, und so schmackhafte, als man in der Nähe von Corsika, oder bei Neapel findet; und holzlos sind die Appeninen, welche die Bocchetta bilden, keinesweges, sie prangen mit den herrlichsten Kastanienwäldern.

Die Beschuldigung, daß die Genueser nicht Treu und Glauben besäßen, mag wohl aus dem politischen Betragen der Republik in früherer Zeit herrühren; auch kann es seyn, daß der vorherrschende Kaufmannsgeist (ein böser Geist, der manche herrliche Tugend erstickt) in Genua dazu Veranlassung gegeben. Meine Bekanntschaft in dieser Stadt war freilich unter den Eingebornen nur gering, und würde es mir nicht erlauben, über diesen Punkt ein Urtheil zu fällen; allein ich habe mit mehreren

*) Ein fischloses Meer, holzleere Gebirge,
Männer ohne Treu und Weiber ohne Schaam.

verständigen Fremden, welche seit zwanzig und mehr Jahren Genua zu ihrem Aufenthaltsort gewählt, über diesen Gegenstand gesprochen, und sie waren insgesammt der Meinung, in Genua finde man eben so viel Treu und Glauben, als in andern Handelsstädten. Daß die Gastwirthe, Vetturini, Träger, Lohnbediente, u. s. w., welche vorzüglich von Fremden leben, diese auf mancherlei Weise schnellen und vervortheilen, ist gewiß, aber ich habe ein Aehnliches an mehreren Orten in Italien, in Frankreich, in der Schweiz gefunden. Eine eigene Klasse raubgierigen Gesindels, welche über die Reisenden und ihre Sachen, wie die Raben über ein Aas herfallen, sind die Packenträger (facchini); ein Gesetz der Regierung erlaubt niemanden, der nicht zu dieser edlen Zunft gehört, die Sachen eines Reisenden, der eben ankömmt, nach seiner Wohnung, ja nur aus seinem Wagen auf sein Zimmer zu schaffen; wie ich daher vor dem Wirthshaus, wo ich wohnen wollte, still hielt, umringten sechs oder acht dieser Kerle meinen Wagen, und ob ich gleich erklärte, Einer sey vollkommen hinreichend, meine wenigen Sachen und meinen Koffer auf mein Zimmer zu bringen, so war dies doch alles vergeblich; in einigen Minuten war der Wagen leer; aber ich mußte auch für diese unendlich kleine Bemühung fünf französische Livres zahlen; es behaupteten die Kerle mit wildem Geschrei, so viel sey ihnen von der Regierung bestimmt, und der Wirth, den ich zu Hülfe rief, bestätigte ihre Aussage. Wahrscheinlich stand er selbst mit diesen saubern Gesellen in Verbindung. Aehnliche Scenen habe ich auch in an-

dern Seehäfen, z. B. in Copenhagen, in Neapel, in Calais, in Dover erlebt.

Was nun die Keuschheit der genuesischen Frauen betrifft, so habe ich eben nichts Nachtheiliges darüber wahrgenommen, obgleich die oben erwähnte Keuschheitspredigt manches vermuthen ließe. Das Cicisbeat *) soll nicht mehr so häufig statt finden als ehemals, was aber eben so gut für als wider die verminderte Unkeuschheit sprechen kann. Oeffentliche Mädchen habe ich nicht auf den Straßen gesehen; ob also gleich derselben gewiß in Genua vorhanden sind, so erscheinen sie doch nicht so öffentlich als in Paris und London, und sind nicht so frech sich andrängend, als an diesen Orten.

Doch darf ich, der Wahrheit zu Ehren, nicht zu erwähnen vergessen, daß ich auf dem englischen Linienschiff Berwick, was im Hafen stationirt war, im untern Raum, unter den Soldaten und Matrosen, sechs oder acht solcher verworfenen Geschöpfe aus Genua fand, welche, nach Aussage der Schiffsoffiziere, mehrere Tage und Nächte schon auf dem Schiff zugebracht hatten. Man sahe diesem Uebel durch die Finger, um die Mannschaft desto eher zu beruhigen, daß sie nicht ans Land gehen durfte.

---

*) Der Cicisbeo führt den Namen Patito; den ersten wählt der Mann, die nachfolgenden die Frau. Am Charfreitage haben die Cicisbeen Vacanz, denn die Damen würden es für irreligiös halten, an diesem heiligen Tage den Patito zu sehen.

Die Vergnügungen der Genueser aus den bessern Ständen bestehen im Besuch der Theater, vorzüglich der Opern, welche letzteren aber nur vom ersten Oktober an bis zum Ende des Carnevals aufgeführt werden; in Besuch der Promenaden, welches aber nur an Sonn= nnd Festtagen statt findet; in den Conversationen, welche nur im Winter gehalten werden; in den wenigen Schmausereien und Bällen während des Carnevals, und endlich für die galanten Herren und Damen, im Besuch der galanten Messe.

Von den Theatern habe ich beide mal nur eins *), das vom S. Augustin, gesehen, welches ein Eigenthum der Familie Durazzo ist, die überhaupt alle Theater in Genua besitzt, und diese verpachtet. Es liegt am äußersten Ende der Stadt, nahe bei der Kirche S. Augustin, woher es auch seinen Namen hat, sehr fern von den schönsten und ersten Straßen derselben; auch hat es dadurch viel Unbequemes, daß es am Abhange eines Berges steht, und vor demselben kein weiter Platz sich befindet. Das Gebäude hat nichts Auszeichnendes. Das Innere desselben ist ungefähr von dem Umfang wie das Berliner Theater; die Gallerie mit eingerechnet hat es sieben Stockwerke; zu den Parterrlogen

---

*) Das andere Theater, was aber während meines Hierseyns nicht geöffnet ward, hieß Falcone, und befand sich im Pallast Marcellino Durazzo. Auf dem großen Operntheater spielt man nur von Weihnachten bis Fasten.

muß man eine Treppe hinuntersteigen. Die Logen sind alle auf Abonnement vermiethet; man muß also den Inhabern wiederum die Loge abmiethen; diese setzen nun den Preis nach Willkühr, und erhöhen ihn, wenn etwa ein neues Stück gegeben wird, oder eine anderweitige Ursach das Publikum herbei lockt; überdies muß man aber noch jedesmal an der Kasse ein geringes Eintrittsgeld bezahlen. Mir kosteten drei Plätze in einer Parterrloge, das Eintrittsgeld mitgerechnet, ungefähr zwei preußische Thaler. Das Haus war nur mit drei Laternen erleuchtet, also ungemein finster, so daß es gar keinen Effekt machte; diese ärmliche Erleuchtung sollte wohl nur helfen, die, an sich sehr geringe Erleuchtung der Bühne zu heben. Späterhin wohnte ich einer Cantate in demselben Theater bei, welche der Königin zu Ehren bei ihrer Ankunft gegeben ward, und da sahe ich das Haus in seinem Glanz. Die Logen, die sonst jeder Inhaber von außen nach Gefallen verziert, hatten insgesammt himmelblaue Drapperie (Himmelblau ist die farbinische Farbe) und Blumenketten; an jedem Querpfeiler der Bogen befanden sich ein Wandleuchter, dessen Rückseite ein blaues Medaillon mit einer weißen Figur enthielt, und auf welchem, in den ersten Reihen Logen, sieben, in den folgenden fünf, und an der Gallerie drei Wachslichte sich befanden; ich zählte an sieben hundert Wachslichte, ohne die Erleuchtung der Bühne. Die Plätze waren diesmal (aber für Bezahlung) von der Mairie vertheilt; das Theater war gedrängt voll, und die Logen mit schön geputzten Frauen angefüllt, welches einen herrlichen Anblick gewährte; aber leider war auch

eine fast unerträgliche Hitze, und man konnte das Rauschen der Fächer hören, wie einen brausenden Wasserfall in weiter Ferne.

So viel über das Haus und dessen Einrichtung. Ueber die Ankündigung der aufzuführenden Stücke durch schreckliche Gemälde habe ich schon oben bei Beschreibung der Börse gesprochen; jetzt nur noch ein paar Worte über die gegebenen Stücke, und über die Schauspieler.

Eine Oper habe ich leider nicht gehört, weil diese erst später im Jahr aufgeführt werden, der Cantate aber, die man der Königin zu Ehren gab, habe ich beigewohnt, wiewohl ohne großes Vergnügen. Der Inhalt war eine allegorische Darstellung ohne allen poetischen Werth; ein Schutzgeist vertrieb den Dämon des Haders und des Kriegs, und Genua freute sich des wiederkehrenden Friedens; die Musik war aus mancherlei bunten Lappen zusammen geflickt; die Kleidung der Schauspieler und die Dekorationen ärmlich; aber das Orchester spielte brav, vorzüglich zeichnete sich der erste Violinist, Paganini, aus (der unserm Möser an die Seite gestellt zu werden verdient), und dem das Publikum auch das gebührende Lob zollte. Unter den Sängerinnen glänzte Madame Corea hervor; allein sie ist schon ziemlich alt, und dadurch hat ihre Stimme verloren, so daß ich sie unserer Schmalz nachsetze; Bianchi, den Du kennst, sang die Baßstimme, er leistet nicht mehr, was er sonst leistete; der Hämmling (sein Name ist mir entfallen) sang sehr brav; ob ich Dir gleich gestehe, daß nur sehr wenige dieser unglücklichen Opfer der Kunst, z. B.

Crescentini, Tombolini, mich völlig befriedigen. Das Ganze war wirklich schlecht, und als der Hof nach Endigung des ersten Akts, wahrscheinlich aus Langeweile, den Saal verließ, folgte ich und ein großer Theil des Publikums.

Nächst den Opern ist wohl das Lustspiel und zwar das Niedrig-komische das, wofür die Italiener die meiste Naturanlage haben, und so habe ich immer gewünscht, in Italien Possen der Art aufführen zu sehen, allein ich habe meinen Wunsch nicht erreichen können. Der Geschmack des Publikums hat sich für die weinerlichen Schauspiele, die sie Charakterkomödien nennen, erklärt, und diese werden daher vorzugsweise gegeben. Während meines ersten Aufenthalts in Genua sahe ich Charlotte und Werther, welches Herr von Kotzebue in Neapel aufführen sah, und dessen Inhalt er in seinen Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel Th. I. S. 212. trefflich erzählt. Die Genueser fanden das Stück ungemein rührend, sie beklatschten in Uebermaaß die keusche Charlotte, die mit Händen und Füßen ihre tragische Wuth ausdrückte. Mein Nachbar im Parterre sagte mir in einem der Zwischenakte, was diese Comödie so vorzüglich interessant mache, sey, daß sich die Sache wirklich so in England zugetragen; ich wollte ihn aus seinem Irrthum reißen, allein er hörte mich nicht an, sondern versicherte mich, er wisse es ganz gewiß. Wahrscheinlich ist der ehrliche Mann durch englische Kupferstiche, die Scenen aus Werthers Leiden darstellen, zu seiner Behauptung verleitet worden.

Diesmal sahen wir den eifersüchtigen Ehemann, ein sentimentales Familiengemälde, und List über List. Im ersten Stück übertrieb die erste Schauspielerin so sehr, daß sie ins Pöbelhafte verfiel; als sie nämlich mit ihrem Manne ihre Habseligkeiten theilte, warf sie alles, was sie erhielt, auf die Erde, und trampelte wie eine Besessene darauf herum. Besser ward das zweite Stück, ein wirkliches Lustspiel, gespielt; wenn auch der kältere Deutsche immer noch die Darstellung durch Ton und Miene übertrieben finden muß.

Zwischen dem ersten und zweiten Stück zeigte ein Schauspieler an, was am folgenden Tage gegeben werden sollte, und lobte das Stück mit marktschreierischer Beredsamkeit; diese Comödia enthalte, versicherte er, una sana morale, un ben connesco serio unito al non sovverchio bernesco, und sie sey semper applaudita e replicata.

Das Orchester bestand aus sechs Musikern; den übrigen Theil des Raums nahmen Zuschauer ein.

Das Schauspiel nimmt um neun Uhr seinen Anfang, und dauert bis Mitternacht. Da man zu Fuße nach Hause gehen muß, und die Erleuchtung der Straßen, in der Gegend des Schauspielhauses, sehr elend ist, so lassen sich die Vornehmern ungeheuer große, seidene Laternen vortragen.

Die Promenaden werden entweder zu Wagen oder zu Fuß gemacht: die erstern finden gegen Abend statt, fangen beim Molo nuovo an, gehen längs dem Strande

fort, durch das Thor S. Thomaso, die Straße Balbi, nuova und nuovissima, beim Hause wo der König wohnt vorüber bis nach Aqua sola, wo alsdann die Herrschaften aussteigen und sich unter die Fußgänger mischen.

Die Hauptspaßiergänge zu Fuß sind Aqua sola und auf dem Wall, und diese werden, aber nur an Sonn- und Festtagen, von den Fußgängern aus allen Ständen besucht. Die Aussicht ist vortrefflich, auf das Meer, die Gebirge, und einen großen Theil der Stadt; allein man kann diese Spaßiergänge auch nur gegen Abend besuchen, denn man findet dort wenig oder gar keine Bäume, welche Schatten gewähren. Ein Theil der Spaßiergänger fluthet im bunten Gewühl auf und ab; andere haben sich auf Stühlen gesetzt, die man für einige Soldi vermiethet, beschauen und bekritteln die Vorübergehenden, oder hören die Musik mit an, welche an Sonn- und Festtagen von den Musikanten des hier jetzt in Garnison stehenden englischen Corps gemacht werden.

Noch ein anderer Spaßiergang ist am innern Hafen vor dem Thore S. Thomaso bis nach Molo vecchio, er führt beim Schiffsarsenal und der Darse vorbei. Er wird vorzüglich von Kaufleuten, und weil er gegen die Winde geschützt ist, mehr im Winter als im Sommer besucht.

Zu den Ergötzlichkeiten der bessern Stände gehört auch, daß Familien sich Barken miethen, und im Hafen oder auch auf dem Meere spaßieren fahren.

Für die gemeinere Klasse wird noch alle Sonntage ein Schauspiel, nicht fern von Aqua sola gegeben; hier ist nämlich im trockenen Graben der Festung ein mit Brettern eingeschlossener Platz, in welchem Gerüste für Zuschauer angebracht sind, die eine Kleinigkeit bezahlen, um von Männern, welche eigends dazu eingeübt sind, Ballon schlagen zu sehen. Bewiesene Geschicklichkeit wird lebhaft beklatscht, Ungeschicklichkeit ausgelacht.

Auch die Kaffeehäuser sind zu den Vergnügungsorten der bessern Stände zu zählen. Des Morgens werden sie wenig besucht, aber desto mehr des Abends nach acht Uhr. Einige derselben sind sehr geschmackvoll, obgleich die meisten denen in andern großen Städten Italiens, in Mailand, Florenz, Rom, Neapel, nachstehen müssen. Vorzüglich genießt man dort Gefrornes, wovon man in Genua drei Arten unterscheidet: Sorbetti, Mantecati und Recottiglie; das erste ist halb gefroren, das zweite etwas mehr, ungefähr so, wie man es in Deutschland verfertigt, und das dritte ist sehr hart, es wird in Stücken gegeben, und man muß es mit einem Messer schneiden. Die ersten beiden Arten sind die beliebtesten. Der Preis ist ungemein wohlfeil; man erhält für zwei Groschen in Genua mehr und weit besseres Gefrornes als in Berlin für zwölf Groschen. Auch ist jeden Abend eine Mannigfaltigkeit von Gefrornem vorhanden, die dem Besuchenden schriftlich bekannt gemacht wird. Es ist Sitte, nach genossenem Gefrornen, kaltes, vorher in Eis gestandenes, Wasser zu trinken, weil das Gefrorne sehr erhitzt.

Endlich möchte ich noch zu den Vergnügungen gewisser Leute, aus den höhern Ständen (die gemeineren Leute kennen diese Verderbtheit nicht) rechnen, daß sie die sogenannte galante Messe besuchen; diese wird, wenn ich nicht irre, von eilf bis zwölf in einer Kirche gelesen, deren Name mir entfallen ist, und hier versammeln sich die jungen Mädchen und Herren, um zu sehen und gesehen zu werden; es dient diese Messe den Verliebten zum Rendezvous, und man macht in derselben Bestellungen, und nimmt sie an.

Jetzt zum Schlusse nur noch ein paar Worte über den Charakter des gemeinen Genuesen. Der gemeine Mann ist gegen den Fremden artig und zuvorkommend; weißt ihn gern zurecht, und übernimmt manche kleine Mühwaltung für ihn, ohne Belohnung dafür zu erwarten; doch nehme ich hierbei die Gastwirthe und Träger aus. Selbst im Gedränge, um etwas zu sehen, beträgt sich der große Haufe durchaus nicht pöbelhaft; wir waren bei der Ankunft der Königin ausgegangen, um die Erleuchtung des Hafens zu sehen, und kamen bei der Porta reale sehr in die Presse; alles stand einige Minuten wie fest gemauert, endlich machten uns englische Offiziere Platz, und wir retteten uns in eine Nebengasse; die eine meiner Reisegefährtinnen ward vorzüglich gedrängt; aber alle in ihrer Nähe befindlichen Personen nahmen mitleidig Theil daran, riefen: „povera Tedesca!“ (arme Deutsche) und suchten ihr zu helfen. —

Wenn ich über dem Börsenplatz zum Baden ging, ward ich gewöhnlich von Schiffern gefragt, ob ich mich

von

von ihnen fahren lassen wollte, und ob ich gleich antwortete, ich habe schon einen Schiffer, so sagten sie doch immer freundlich: „allora per una altera volta, Signor.“

Ueberhaupt ist ein Fremder seyn, in Italien eine Empfehlung, und jedermann beeifert sich, sich dem Signor Forestiere gefällig zu beweisen, und seine Wünsche zu erfüllen; man sucht ihm in den Schauspielhäusern durch Zusammenrücken noch einen Platz zum Sitzen zu verschaffen; man weist ihn auf der Straße gern zurecht; man giebt sich Mühe, sein unvollkommnes Italienisch zu verstehen, und dergleichen mehr; dahingegen in England Fremder seyn keine Empfehlung ist, und derjenige, dessen Schnitt der Kleidung etwas von der englischen Mode abweicht, wohl gar french dog titulirt wird. Die Gründe beider Arten des Betragens sind nicht schwer aufzufinden.

Vier und zwanzigster Brief.

Genua.

Der genuesische Staat hat in kurzer Zeit mancherlei politische Veränderungen erfahren, nachdem er schon lange den Glanz verloren, den ihm sein Andreas Doria verschaffte. 1797 ward er demokratisirt und nahm den Namen ligurische Republik an; 1802 erhielt diese Republik eine neue Regierungsform; 1805 ward sie dem französischen Reiche einverleibt, und endlich ist dieser Staat 1814, auf dem Wiener Congreß, dem Könige von Sardinien zu Theil worden.

So viel ich Gelegenheit gehabt habe, die Gesinnung der Genueser über diese neue Staatsveränderung zu erforschen, so habe ich gefunden, daß der bei weitem größere Theil derselben mit ihr höchst unzufrieden ist; ja sich tief gekränkt dadurch fühlt. Was haben wir Genueser, sagen sie, gethan, daß man uns bestraft? denn Strafe ist es doch wohl für einen Staat, wenn man ihm das Recht raubt, sich selbst eine Constitution zu geben; wenn man ihn, ohne ihn zu fragen, gleich als wäre

er eine Sache, einem fremden Herrscher überliefert? Sind wir nicht immer Feinde Napoleons und seiner Maximen gewesen, und mußten wir es, der Natur der Sache nach, nicht seyn, da er uns der einzigen Quelle unsers Wohlstandes, des Seehandels, beraubte? Haben wir nicht allen den Unterthanen der alliirten Mächte, welche aus Spanien, dem Norden entgangen, zu uns sich flüchteten, heimlich Unterstützung gereicht, und ihnen Mittel an die Hand gegeben, in ihr Vaterland zurückzukehren? Haben wir nicht, als die Engländer, um uns zu befreien, vor unserm Hafen erschienen, sie mit offenen Armen empfangen, und kräftig mit Hand angelegt um unsere Tyrannen zu verjagen? Hat uns nicht Lord Bentink, im Namen der englischen Regierung, versprochen, wir sollten, wie alle vom Napoleon unterjocht gewesenen Staaten, in unsere Rechte wieder eingesetzt werden? Womit haben wir also gesündigt? — Und dann, was hat der König von Sardinien denn Lobenswerthes, und für die Alliirten Ersprießliches gethan, daß man seine Staaten vergrößern will? Als drohende Gefahr über seinen Vorgänger kam, rettete er sich auf seine Insel Sardinien, und er selbst blieb dort bei allen Umwälzungen auf dem Continent ein müßiger Zuschauer. Er hat die gute Sache nicht verlassen, sagt man; als wenn dies eine große Kraft erfordert hätte, und eine solche bloße Passivität soll so belohnt werden?

Tausendmal, mein theurer Freund, habe ich dergleichen Gespräche anhören müssen; zuweilen, um doch nicht

ganz zu schweigen, verwieß ich sie auf politische Ursachen, die vielleicht diesen Schritt hätten veranlassen können; aber da goß ich Oel ins Feuer; sie schrieen, in einem heiligen Kriege gehe Recht vor Politik; sie setzten mir auseinander, daß weder das übrige Europa, noch sie etwas dadurch gewönnen, daß sie den Staaten des Königs von Sardinien einverleibt worden; denn der erhaltene Zuwachs mache diesen König immer noch nicht mächtig genug, um eindringende Feinde abzuhalten, wenn von Piemont und seinen andern Staaten auf dem Continent die Rede sey; wäre aber davon die Rede, Genua und sein Gebiet zu beschirmen, so bedürften sie, wenn ein Landangriff drohe, keiner fremden Hülfe, die Bocchetta, die schützenden Festungen und Forts in derselben, und der Muth freier Männer wären vollkommen hinreichend, den mächtigsten Feind abzuhalten; gegen einen Angriff von der Seeseite her, könne der sardinische Monarch sie eben so wenig vertheidigen, als sie sich allein. Und nun erzählten sie, wie die Barbaresken im Angesicht des Hafens Schiffe wegnehmen; wie sie die Küsten plündern und Menschen und Vieh wegführen *). — Zu diesem

---

*) Einige Wochen vor unserer Ankunft in Genua reisete eine schwangere Frau mit zwei ihrer Kinder auf einer genuesischen Feluke nach der Gegend von Savonna, um Verwandte zu besuchen, und ward im Angesicht des Hafens von den Barbaresken genommen, und nach Algier geschleppt. Jetzt verlangen die Seeräuber funfzig tausend spanische Thaler Lösegeld, und man sucht durch freiwillige Beiträge das Geld in Genua zusammen zu

kömmt endlich noch, daß sie manches an der Person ihres jetzigen Beherrschers und seiner Umgebungen zu tadeln wissen. Das Aeußere des Königs hat nichts Gefälliges, nichts Imponirendes; er sey, behaupten sie, bigott, und wolle die Jesuiten wieder einführen, und die Klöster wieder herstellen, auch sey er in den Händen der Geistlichen und des Adels, beide den Kaufleuten ein Greuel!

Unglücklicherweise hat auch wohl der Graf Revel, welchen der König vor seiner Ankunft nach Genua schickte, um dort die Regierung zu verwalten, manches versehen; er lebte auf Kosten des Staats zu splendid; ließ bei seinen Festen nur den Adel zu, und eilte zu sehr, die piemontesischen Formen auch in Genua einzuführen. Des Königs Minister genießen im Volk keine sonderliche Achtung, Graf St. Marsan (ehemaliger französischer Gesandter in Berlin) ausgenommen, über dessen hohen Werth nur eine Stimme ist; allein man wünscht, daß dieser Premier-Minister werde, und behauptet, seine Feinde hätten, da sie es, wegen der allgemeinen Liebe, die man für ihn hege, nicht hindern können, daß er Minister geworden, ihm das Kriegsdepartement übergeben lassen, wo er am wenigsten nützen könne.

Ferner klagen sie den König an, er habe die Bank, welche die Genueser, nach Abzug der Franzosen, wieder

---

bringen! — Und die Engländer sind in Genua und ihre Kriegsschiffe, Linienschiffe und Fregatten und Kutter, sind im ligurischen Meer!?! —

hergestellt, um ihren Credit und ihren Handel wieder in Aufnahme zu bringen, wieder aufgehoben, und ihnen dadurch sehr großen Schaden zugefügt *).

Diese Unzufriedenheit wird noch gesteigert, durch alten Freiheitssinn, durch Stolz auf vormalige Größe, durch getäuschte Hoffnung, welche die Engländer ihnen gemacht, ihr Freistaat werde wieder hergestellt werden, und endlich durch den Haß gegen die Piemonteser als Grenznachbarn.

Glaube aber ja nicht, daß die Genueser deshalb die Franzosen zurückwünschen; diese hassen sie auf das allerhöchste. — Mit Schaudern erzählen sie noch immer von der schrecklichen Noth, in welcher sie Massena zur Zeit der Belagerung versetzt; wie zwölf tausend Menschen des schrecklichen Hungertodes gestorben **); und es

---

*) Die Franzosen hatten die Fonds der Bank weggenommen und die Bank selbst aufgehoben; nach Vertreibung der Franzosen richteten die Genueser die Bank wieder ein, und gaben ihr zum Fond die Einkünfte der Eingangszölle; dies ward nachher, als der König von Sardinien Herr von Genua wurde, von ihm wieder aufgehoben. Der 17ste Artikel der Conditions, qui doivent servir de bases à la réunion des états de Gênes à ceux de S. M. Sarde (es sind diese Conditions das Annexé du traité du 20. Mai 1815) sagt: S. M. accueillera les plans et propositions, qui lui seront présentés sur les moyens de rétablir la Banque de Saint-George.

**) 1804 erzählte mir mein Lohnbedienter in Genua: bei dieser schrecklichen Catastrophe sey sein Vater, seine

ist leicht einzusehen, daß sich so etwas schwer vergißt. Ferner lag zur Zeit der Franzosen der Handel völlig nieder, und also war die erste Quelle ihrer Nahrung versiegt; und endlich war man mit dem französischen Militär-Gouverneur Montchoisy, den man mir als einen rechtlichen Mann schilderte, ganz wohl zufrieden; desto unzufriedener aber mit dem Präfekten Bourdon, einem Bruder des berüchtigten Leonard Bourdon.

Mit der französischen Stadt- und Landpolizei war man mehr zufrieden, als mit der jetzt vorhandenen. Die Sicherheit der Straßen war weniger gefährdet *), auch hörte man weniger von Räubereien, und die Bettelei war bei weitem so stark nicht, als jetzt. — Ich habe gefunden, daß die Bettelei in ganz Italien zugenommen hat, was allerdings auch von vermehrter Nahrlosigkeit herrühren kann, allein in Genua übersteigt sie alle Vorstellung. Man kann nicht zwei Schritte thun, ohne von Bettlern aller Art, zudringlich angefallen und verfolgt zu werden; sie strecken Dir ihre dürren, unsaubern Arme entgegen, ja, halten Dich wohl gar beim Rocke, und nur mit Mühe erwehrst Du Dich derselben. Die Bettelkinder haben übrigens dieselbe Methode, wie

---

Mutter, sein Bruder und seine Schwester vor Hunger gestorben!

*) Solltest Du es glauben, daß acht Tage vor unserer Ankunft ein Mädchen und ein Knabe, welche eine halbe Stunde vor dem Thor S. Thomaso, auf dem Wege nach Campo Marone, Schaafe hüteten, von Wölfen zerrissen sind?

die in Deutschland: „Excellenza“ ist das geringste, womit sie anheben. Auch durch Ohrenzerreißenden Gesang suchen Bettler Dein Mitleid zu gewinnen, und Deine milde Hand zu öffnen. Am meisten hat man am Eingange der Kirchen zu erdulden, wo sie, einem Schwarm Fliegen gleich, auf Dich losstürzen, und eben so schwer abzuweisen sind, als diese beschwerlichen Thiere, zu deren Schutzgott die Bibel nicht mit Unrecht den obersten Teufel (Beelzebub, Fliegengott) erklärt.

Der König ist schon seit einigen Monaten hier, seine Gemalin wird aus Sardinien jeden Augenblick erwartet; das englische Linienschiff Pompejus ist hin, sie abzuholen, und man macht schon mancherlei Anstalten zu ihrem Empfang.

Der König wohnt in einem Privathause in der Strada nuova, welches dem Marchese Carrega gehört. Er zeigt sich ziemlich populär, geht oft zu Fuß spatzieren, und des Abends erscheint er gewöhnlich auf seinem Balkon, um die Musik zu hören, welche die Musici der deutsch-englischen Legion beim Zapfenstrich machen. Seiner Wohnung gegenüber ist die piemontesische und einige Häuser tiefer abwärts, die englische Hauptwache. Seine Ehrenwache wechselt; den einen Tag beziehen sie die englischen, den zweiten die deutschen, den dritten die piemontesischen Truppen. — Ich sahe ihn eines Abends von einem Spatziergange zurückkommen; es begleiteten ihn einige wenige Offiziere, aber zwei Lakaien gingen mit Fackeln voran. Die Genueser, selbst der gemeine Mann, nehmen von ihm gar keine Notiz.

Der Pallast des Dogen, oder wie man ihn zuvor nannte, der Nationalpallast, späterhin der königliche Pallast, führt jetzt den Namen des Justizpallastes; er ist ein großes, viereckigtes Gebäude, das eine hohe Mauer umgiebt; sein Haupteingang ist ein mit starkem, eisernem Gitter versehenes Thor, und er hat dadurch das äußere Ansehen einer Citadelle. Geht man durch dieses Thor, so erblickt man gegenüber die ansehnliche Façade eines Pallastes von zwei Stockwerken, zu welchen eine steinerne Treppe von zwölf Stufen führt. Gekoppelte dorische Säulen zieren das untere, jonische das obere Stockwerk; beide haben Balkons und Brustwehren. Sonst befanden sich an beiden Seiten des Haupteingangs zwei marmorne Bildsäulen, die des Andreas, und die des Johannes Andreas Doria; die erste hatte zur Inschrift: Andreae Doriae quod rem publicam diutius oppressam pristinam in libertatem vindicaverit, Patri proinde Patriae appellato Senatus Januensis immortalis memor beneficii viventi posuit; die zweite: Jo. Andreae Doriae Patriae libertatis conservatori. S. C. P. Diese Bildsäulen wurden 1797 zur Zeit der Revolution zerschlagen; Buonaparte äußerte nachher (vielleicht zum Schein) seinen Unwillen hierüber; dies bewog die damalige Regierung zu beschließen, daß in den beiden leeren Nischen ihm und dem Columbus Bildsäulen gesetzt werden sollten. Späterhin meinte man, Columbus sey nicht würdig, einem so großen Mann zur Seite gestellt zu werden, und so ward denn diesem großen Mann auf dem Platz Aqua verde eine marmorne Statue gesetzt, die in der Folge vom genuesischen Volk

am Seil durch den Koth geschleift wurde, wie ehemals Nero's Statue in Rom.

Im untern Stockwerk des Pallastes, und in den Nebengebäuden befinden sich die Polizeibureaus, die Mairie, die Friedensgerichte u. s. w., und in dem Vorsaale stehen eine Menge Pulte, denen in den Hörsälen der deutschen Universitäten gleich, an welchem Prokuratoren, Schreiber u. s. w. sitzen und Protokolle aufnehmen, Bittschriften abfassen, Briefe schreiben, u. s. w. Es ist ein wahrer Genuß, die an den Pulten stehenden Männer und Weiber ihre Gedanken vortragen zu hören, und ihre Geberden und Gesten zu sehen.

Im zweiten Stockwerk befanden sich sonst die Zimmer des Dogen und die Säle zur Versammlung des Raths; der eine für den kleinern Rath, der aus sechs Mitgliedern besteht, der andere für den größern, der noch zwölf Mitglieder hat. Ueber den Eingang dieses letztern, wo sonst der Doge gewählt ward, las ich vor eilf Jahren: „Bollwerk der Freiheit," und im Innern: „Jeder, ohne Unterschied der Geburt, könne nach Vorschrift der Gesetze, zu obrigkeitlichen Aemtern gewählt werden;" diese Inschriften sind jetzt vertilgt. Beide Säle sind ungemein schön, marmorne Säulen tragen eine Gallerie für die Zuschauer, oder für ein Orchester, bei der Feier wichtiger Begebenheiten. Durch den Brand von 1777 sind beide Säle ihrer schönsten Gemälde von Solimene, Aldovrandini und Franceschini beraubt; die jetzt noch darin befindlichen sind zum Theil Copien der verbrannten; sie stellen größtentheils ruhmvolle Sce-

nen aus den besten Zeiten der genuesischen Republik vor: Columbus Landung in Amerika (die freilich Genua keinen Vortheil gewährte), die Niederlage der Pisaner durch die Genueser; das großmüthige Geschenk der Freiheit und des Königreichs Cypern, was die Republik Genua 1384 an Jakob Lusignan, König von Cypern, machte. Der große Saal ist 157 genuesische Palmen lang, 67 breit und 78 hoch; er sollte unter andern mit den Bildsäulen, Büsten und Medaillons der Männer geziert werden, welche nach dem Urtheil der Regierung sich ausgezeichnete Verdienste um das Vaterland erworben.

Fünf und zwanzigster Brief.

Genua.

Den 29sten August um neun Uhr verkündete das Läuten aller Glocken, die Königin sey im Hafen angelangt; niemand kam dadurch in Bewegung, als diejenigen, welche zum Hofe gehörten. Der König war ihr auf dem englischen Linienschiff entgegen gefahren. Ich glaubte, sie würde gleich landen, und ging also nach dem Hafen; hier sah ich das englische Linienschiff Pompejus, was sie herführt, und erfuhr, daß sie erst Nachmittag nach fünf Uhr ans Land kommen würde. Eine königliche Gondel, mit rothen seidenen Vorhängen geziert, ging nach dem Linienschiff, um sie abzuholen; ein anderes ähnliches kleineres Schiff sollte mit Musik vor ihr her fahren. Meine Reisegesellschaft und ich, wir waren vielleicht die einzigen Neugierigen, die sich schon eingestellt hatten; und auch wir gingen bald ruhig nach Hause zurück.

Es war erst bestimmt, die Königin sollte im Garten des Pallastes Doria landen, der an den Hafen stößt; es hatte nämlich Andreas Doria wegen seiner

Verdienste um den Staat, unter andern auch die Erlaubniß erhalten, in der Mauer seines Gartens eine Thüre durchbrechen zu dürfen, um unmittelbar in den Hafen zu gelangen, nach seinem Tode war diese Thür zugemauert worden; als aber Napoleon in dem Hafen von Genua landete, ward sie geöffnet und er ging durch sie in den Pallast Doria, darauf aber wurde sie wieder von neuem zugemauert; als man nun die Nachricht erhielt, die Königin von Sardinien werde nach Genua kommen, wurde die Thür auf Befehl wieder geöffnet und alles vorbereitet, daß die Königin bei ihr absteigen konnte; wie aber alles in Ordnung war, fiel es den Leuten ein, es sey unschicklich, daß die Königin durch dieselbe Thür eingehe, durch welche Buonaparte eingegangen war, und so ward die Thür von neuem vermauert, und alles in dem vorigen Zustand zurück gesetzt, die Darse aber (der Theil des Hafens, wo die Galeeren liegen) zum Landungsplatz gewählt. — Gegen fünf Uhr setzten sich die englischen, deutschen und piemontesischen Truppen in Marsch und bildeten zwei Mann hoch eine Reihe, welche von der Darse bis zur Wohnung des Königs reichte; ihr gegenüber wurden von zehn zu zehn Schritt einzelne Soldaten gestellt, um das Volk abzuhalten, die Straße nicht zu sehr zu verengen, doch waren im Ganzen sehr wenig Menschen auf der Straße, und auch die Fenster der Häuser, vor welche der Zug vorbei ging, waren nicht alle mit Zuschauern besetzt. Ein piemontesischer Soldat drückte einen Bürger, der, seiner Meinung nach, zu weit vorstand, mit dem horizontalgehaltenen Gewehr zurück, und erhielt deshalb von seinem Offizier einen derben Verweis;

ein Zeichen, daß die neue Regierung den Bürger schonend behandelt wissen will. Kurz vor der Ankunft der Königin begaben sich mehrere Herren und Damen im höchsten Putz zu Fuß nach der Wohnung der Königin. Die Hitze war ungemein groß, kein Lüftchen regte sich, die Sonne schien gerade so in die neue und neueste Straße, durch welche sie zogen, daß in der Mitte derselben auch keine Spur von Schatten war, und doch waren mehrere Kammerherren mit sammtnen Röcke angethan, so daß sie diesmal wirklich des Tages Last und Hitze trugen. Der größte Theil der hohen Dienerschaft des Königs und der Königin sahen aus, als kamen sie aus einer alten Kunst- und Rüstkammer. Als die Königin den Fuß ans Land setzte, wurden die Kanonen gelöst und mit allen Glocken geläutet. Der Zug selbst, war folgender: 1) zwölf Gens-d'armen zu Pferde; 2) der Wagen der Königin, stark vergoldet mit Spiegelfenstern; in ihm saßen der König und die Königin, die beiden unvermälten Prinzessinnen Töchter und der Prinz Carignan, vermuthlicher Thronerbe. Er ward von vier Pferden, mit stark vergoldetem Geschirr, gezogen. 3) Ein Wagen mit dem Herzog und der Herzogin von Modena (die Herzogin ist eine Tochter des Königs); er war stark versilbert und hatte Spiegelfenster; es zogen ihn vier Pferde mit versilbertem Geschirr. 4) Drei oder vier andere Wagen mit den Hofchargen. 5) Mehrere englische Offiziere zu Pferde. 6) einige sardinische und piemontesische Offiziere nebst einigen Kammerherren zu Fuß, und endlich 7) eine kleine Abtheilung piemontesischer Infanterie. Wo die Königin vorbei kam, ward die Trommel gerührt; mir gegenüber standen zwei

piemonteſiſche Pfeifer neben ihren Trommelſchlägern; durch Zufall ward die Näherung der Majeſtäten zu früh verkündigt, und ſo mußten die beiden unglücklichen Pfeifer wohl eine halbe Stunde ununterbrochen ſpielen; ich ſahe ſie ganz kirſchbraun im Geſicht werden, und erwartete jeden Augenblick, ſie würden, vom Schlage gerührt, niederſtürzen; endlich war die Königin vorüber, und die armen Teufel von ihrer Qual erlöſt, da ſanken ſie aber beide ganz erſchlafft zuſammen, wie ein Taſchentuch.

Dieſen ſo eben beſchriebenen Aufzug kündigte die genueſiſche Zeitung den folgenden Tag ungemein pomphaft an; ſprach auch viel vom Hurrahgeſchrei und Jubel des Volks, von dem, wenigſtens in der Gegend, wo ich mich befand, wenig zu hören war; am Landungsort ſoll es, aus leicht zu errathenden Gründen, lebhafter und lauter geweſen ſeyn. Die Königin war freundlich, und verneigte ſich von Zeit zu Zeit. —

Die Polizei hatte durch Anſchlagezettel die getreuen Genueſer ermahnt, die glorreiche Ankunft ihrer Souveraine durch eine Erleuchtung der Häuſer zu feiern, aber dieſe liebreiche Ermahnung hatte gar wenig gefruchtet. So glänzend die Illumination hätte werden können, wenn man die herrlichen Palläſte architektoniſch erleuchtet hätte, ſo elend fiel ſie aus. Nicht der hundertſte Theil der Häuſer war erhellet; Nebenſtraßen durchaus nicht; ſelbſt in den Straßen Balbi, nuova und nuoviſſima, den beſuchteſten und ſchönſten, waren viele Fenſter ganz dunkel; in einigen Häuſern hatte man an jedem Fenſter zwei Lichte geſtellt, aber hinter den niedergelaſſenen Schattenfenſtern, und da

wo es recht glänzend seyn sollte, standen an jedem Fenster fünf oder sechs ganz kleine elende papierne Laternen, die ein sehr mattes Licht verbreiteten, weil das Papier nicht einmal mit Oel getränkt war. Selbst die Straße, worin die beiden Majestäten, in zwei benachbarten Privathäusern, wohnen, war nicht besser erleuchtet, und in den beiden Häusern selbst war gar kein Licht zu sehen. Am erträglichsten war die Briefpost erhellet, und das Eckhaus der Straße, die zur Wohnung des Königs führt, prangte mit drei erleuchteten Kronen. — Ich sahe im vergangenen Jahr in London die dreitägige Illumination wegen des Friedens; welch ein Gegensatz! — und doch sprach die genuesische Zeitung von der glänzenden Erleuchtung Genuas so, daß man hätte glauben müssen, sie verdiene der Londner an die Seite gestellt zu werden.

Am Abend waren die Straßen Balbi, nuova und nuovissima zahlreicher besucht als gewöhnlich; allein der himmlische Abend hatte auch seinen Antheil an der größern Frequenz.

Sechs und zwanzigster Brief.

Genua.

Die Königin hatte sich alle Privatfeste verbeten, und so hat denn der Magistrat von Genua für sie folgende öffentliche Feste angeordnet: ein Schiffswettrennen (Regata), und an demselben Abend die Erleuchtung des Hafens, und an einem andern Tage eine Cantate im Schauspielhause, und an einem dritten eine Collation im Garten des Pallastes Doria und ein Feuerwerk. Von dem ersten und zweiten Fest war ich Augenzeuge. Man hatte für die Majestäten, ihre Familie und ihren Hofstaat ein eigenes Schiff eingerichtet, von welchem sie den Wettlauf ansehen und die Königin die Preise vertheilen sollte; es war dies eine alte Galeere, die mit Brettern völlig zugedeckt war, so daß diese einen festen Fußboden bildeten, über welchen man schöne Teppiche ausgebreitet hatte. In der Mitte war ein hohes Zelt, an welches sich auf jeder Seite ein kleineres Zelt, gleichsam als Kabinet anschloß. Die äußere Bekleidung dieser Zelte war hellblau, mit gelben Frangen und mit weißer Drapperie, in welcher letztern hin und wieder Rosenbouquets angebracht waren; die innere Bekleidung war weiß mit Rosenbouquets; eine große Menge schöner gläserner Kronleuchter

hingen von der Decke, welche, als sie bei einbrechender Nacht angezündet wurden, ein glänzendes Licht verbreiteten.

Gegen vier Uhr Nachmittags versammelte sich eine ungeheure Menge Barken, mit Zuschauern angefüllt, im Hafen. Die Barken, welche den Wettlauf halten sollten, waren aus dem Hafen gerudert und der von ihnen zurückzulegende Weg war ungefähr eine Viertel deutsche Meile; ihr Ziel, das Schiff worauf sich die Majestäten befanden, und das sich zu diesem Behuf an den Eingang des Hafens begeben sollte. Gegen sieben Uhr bestiegen die Majestäten das für sie bestimmte Schiff und fuhren auf demselben an den bestimmten Ort, und jetzt bildeten die Barken eine Straße, indem sie sich, nach dem Meere zu, in zwei Reihen legten, welche an das königliche Schiff anstießen. Man kündigte durch drei Kanonenschüsse den Anfang des Wettlaufs an, und endlich kam eine Barke zuerst ans Ziel, und empfing den ausgesetzten Preis von hundert Lire. Der wettlaufenden Barken waren sechs. So angenehm der Anblick des, durch die Menge kleiner Schiffe belebten, Hafens war, so wenig Vergnügen gewährte der Wettlauf selbst. Man hatte unterdessen auf den niedrigern Mauern, welche den Hafen einschließen, große Töpfe mit Unschlitt gesetzt, und eine Menge Arbeiter, vorzüglich Weiber, waren angestellt, gleich nach Beendigung des Wettlaufs, dieselben anzuzünden, und so ward in sehr kurzer Zeit der Hafen, und die drei Leuchtthürme in demselben, erleuchtet, was in der That, vorzüglich von der Höhe herab gesehen, einen schönen Effekt machte; das nun auch erleuchtete königliche Schiff glänzte strahlend hervor, und von dem englischen Linienschiff

Berwik wurden eine Menge Congreveſcher Raketen geworfen, die zu einer unglaublichen Höhe ſtiegen, und eine Feuerglut von ſich ſpieen *). — Auch war an demſelben Abend die Börſe, die Porta reale und der Springbrunnen vor der leztern recht artig erleuchtet. Ungeheuer war die Maſſe, die in den engen Straßen nach dieſer Erleuchtung hinſtrömte, größtentheils Menſchen aus dem niedrigſten Stande; und doch habe ich kein pöbelhaftes Betragen wahrgenommen. Vernünftig war die Polizeiverordnung, daß kein Wagen dort fahren durfte.

Am folgenden Abend ward im Schauſpielhauſe eine Cantate gegeben, der ich auch beiwohnte, und von welcher ich Dir in einem der vorhergehenden Briefe gelegentlich geſprochen habe. Der König und die Königin wurden bei ihrem Eintritt mit Klatſchen und Vivatrufen empfangen, und als ſie das Haus verließen, ließ ſich gleiche Huldigung vernehmen.

Den dritten Tag ſollte die Collation und das Feuerwerk ſtatt finden; es waren auch ſchon alle Anſtalten dazu getroffen. Im Garten des Pallaſtes Doria war ein Gebäude im chineſiſchen Geſchmack aufgeführt, in welchem die hohen Herrſchaften bewirthet werden ſollten; der große marmorne Springbrunnen **) in demſelben war zu

---

*) Bekanntlich wurden auch in der Leipziger Schlacht Congreveſche Raketen gegen franzöſiſche Kavallerie gebraucht; wer dieſe Raketen jemals Feuer ſpeien geſehen, und ihr Getöſe gehört hat, wird es leicht begreiflich finden, daß keine Kavallerie dagegen Stand halten kann, und um ſo mehr, da das Feuer, welches ſie verbreiten, nicht eher zu löſchen iſt, bis das Brennmaterial völlig verzehrt iſt.

**) Er ſtellt den Neptun mit ſeinem Dreizack vor, welcher

einer Erleuchtung eingerichtet; die Gerüste zu dem Feuerwerk, was an verschiedenen Orten abgebrannt werden sollte, waren aufgebaut; in der Straße nuova, nuovissima und Balbi waren bis zum Pallast Doria auf hölzernen Säulen Feuertöpfe gesetzt, und diese Säulen untereinander mit Blumengehängen verbunden; an dem Springbrunnen auf dem Platze dell' Anunciade waren zwei große Figuren aus Gips angebracht, die Vereinigung des Po und des Polcevera vorstellend, das Ganze mit grünem Gebüsch verziert, aus welchem sprudelnd ein Wassersturz sich ergoß, und auch dieser sollte erleuchtet werden; plötzlich kam die Nachricht, alles dies solle bis auf unbestimmte Zeit aufgeschoben werden, weil die Königin unpäßlich geworden, und ich bin auch wirklich von Genua abgereist, ohne alle diese Herrlichkeiten gesehen zu haben. — Wie die Genueser über ihre damalige Regierung denken, sieht man unter andern auch daraus, daß bei diesem unbestimmten Aufschub der Festlichkeit sich das Gerücht verbreitete, Lord Bentink habe bei der englischen Regierung es endlich durchgesetzt, daß Genua, wie er es versprochen, wiederum ein Freistaat werde.

Noch ward die erfreuliche Ankunft der Königin bei der Preisaustheilung im Collegio reale (ehemaligem Lyceo) durch eine Cantate gefeiert, von der ich Dir weiter unten erzählen will.

Ich besuchte den Tag vorher diese Lehr- und Erziehungsanstalt, und ward von dem zweiten Direktor, einem Geistlichen (der erste Direktor war verreiset), sehr freund-

---

drei Meerrosse zügelt; der Kopf des Neptun ist der des Andreas Doria.

lich aufgenommen; aber leider war wegen der morgenden Feierlichkeit der Unterricht des Tages viel früher als gewöhnlich geendigt, so daß ich nichts von ihm zu hören bekam. Die Einrichtung ist, mit kleinen Abänderungen, wie in den französischen Lyceen. Die Schüler werden in der italienischen und lateinischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, Mathematik und Rhetorik unterrichtet. Die Professoren und Lehrer waren Geistliche. Der Unterrichtsstunden sind täglich nur vier, zwei Vor- und zwei Nachmittags; eine sehr vernünftige Einrichtung, denn da behält der Schüler Muße, das Gelernte sich eigen zu machen und zu verdauen; bei uns wird leider viel zu viel in den Schulen gelehrt, und eben dadurch so wenig gelernt. Die Schüler wiederholen das Vorgetragene und bereiten sich auf den Unterricht vor, in großen Sälen unter Aufsicht von Vorgesetzten, welche die Verpflichtung haben, auf eine vernünftige Weise dem Schüler fortzuhelfen, wo es ihm zu schwer wird. Das Lokale befindet sich in einem aufgehobenen Kloster, neben dem Universitätsgebäude, was gleichfalls ein aufgehobenes Jesuiterkloster ist. — Die Schüler werden in internos und externos getheilt; diese besuchen bloß die Lehrstunden und haben keine besondere Kleidung; jene essen und schlafen auch im Institut; jeder von ihnen zahlt jährlich 600 genuesische Lire Pension; allein Unterricht in der Musik und in den neueren Sprachen muß er noch besonders bezahlen, so wie er sich auch auf seine Kosten die vorgeschriebene Kleidung anschaffen muß. Die Kleidung ist militärisch, dunkelblau mit hellblauen Aufschlägen, weiße Weste und lange weiße Beinkleider. Die Lehrzimmer sind hell und geräumig, aber

seltsam genug trennt die externos und internos eine fünf Fuß hohe Bretterwand. Diejenigen, welche studieren wollen, gehen aus dem Institut unmittelbar auf die Universität.

Die Schlafsäle sind reinlich und luftig; neben dem Schlafsaal einer jeden Sektion ist ihr Arbeits- und ihr Recreationszimmer; auch haben sie noch offene Recreationsplätze. Jeder Pensionär hat sein eignes Bette in einer eisernen Bettstelle; die Betten sind fünf bis sechs Fuß weit von einander getrennt, und bei den ältern Zöglingen durch eine Bretterwand geschieden. An beiden Enden eines jeden Schlafsaals befindet sich ein Kabinet für einen Aufseher, dessen Fenster in den Schlafsaal geht. Die ganze Nacht hindurch brennt eine Lampe.

Zum Mittagsessen erhalten die Zöglinge, außer der Suppe, drei Gerichte und Früchte; des Abends Suppe und ein Gericht; des Morgens Früchte und Brod. Jeder Zögling erhält Wein und Wasser zum Getränk.

Ihre Krankenzimmer sind reinlich; nur haben sie den Fehler, daß sie sich im obersten, vierten Stockwerk befinden, wo es sehr heiß ist, um so mehr, da das Lokale des Instituts selbst auf einem beträchtlichen Hügel liegt.

Die Ferien währen vom Ende August bis Mitte November. Die Anzahl der Pensionäre belief sich auf zwei hundert.

Da auch die Universität dieselben Ferien hat, so konnte ich keiner Vorlesung auf derselben beiwohnen, und ich mußte mich also begnügen, das Gebäude derselben zu besuchen. Die Hörsäle waren licht, geräumig und freundlich; in dem großen Hörsaal standen sechs bronzene Statuen, Tugen-

den vorstellend, von Johann von Bologna, des gro-ßen Meisters nicht unwürdig; unendlich schöner aber sind die Basreliefs von ihm in der Universitäts-, ehemaligen Jesuiterkirche, Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu dar-stellend, über jedem derselben ist ein vortrefflich gearbeiteter Engel. Vor allem aber zeichnet sich in der Sakristei eine Grablegung Christi aus, von der ich mich nicht losreißen konnte. Ein herrlicher Climax war in derselben angebracht: der todte Jesus; die in Ohnmacht daliegende Mutter; die halbtodte Magdalena; bewegte Zuschauer; Männer, die mit dem Leichnam beschäftigt sind; angestrengte Arbeiter um das Grab zu vollenden. — Auch findet sich in dieser Kirche eine herrliche Himmelfahrt der Madonna, von Guido Reni.

Die Universität ist aus vier Fakultäten zusammenge-setzt; nämlich des Rechts, der Heilkunde, der physikalischen und mathematischen, und endlich der schönen Wissenschaf-ten. Der jetzige Rektor ist der Professor der Geschichte und Geographie Serra, und Inspektor der Professor der Botanik und Naturbeschreibung Viviani.

Ueberdies besitzt Genua eine Akademie der Wissen-schaften, und eine der schönen Künste, welche letztere zu-gleich Lehranstalt ist; ferner befindet sich daselbst eine So-cietät der Nacheiferung für die Heilkunde, und eine an-dere für den Ackerbau.

Der Direktor des Lyceums hatte die Güte gehabt, mir zu der Preisaustheilung der Zöglinge, mit welcher zugleich eine Feierlichkeit zu Ehren der Königin verbunden war, eine Einladungskarte zu überschicken, und ich machte von derselben Gebrauch. Es war die Kirche des Insti-

tuts zu dieser Feierlichkeit eingerichtet, der Altar war überbaut, und auf der dadurch entstandenen Erhöhung waren Bänke gestellt, auf welchen die Zöglinge, das Gesicht gegen die Zuschauer gerichtet, saßen. In der Kirche selbst saßen an einem Tisch, zur Linken, die Ephoren, Studiendirektoren, Professoren und Lehrer; in der Mitte stand ein Tisch mit einer großen Decke bedeckt, rechts war ein Katheder; die beiden ersten Reihen der Zuhörer saßen auf prächtig vergoldeten seidenen Stühlen, die andern auf mit Tuch beschlagenen Bänken. Als ich kam, hatte die Feierlichkeit schon begonnen, und ich fand den Professor Humaniorum auf dem Katheder, eine lateinische Rede, über den Nutzen des Studiums der Wissenschaften, haltend. Ich hatte mich zu einer Menge Zuhörer gesellt, die stehend dem Vortrage zuhörten; als mich aber der Direktor erblickte, kam er zu mir, und führte mich, alles Ablehnens ungeachtet, in die erste Reihe der Zuhörer, wo ich einen seidenen Stuhl einnehmen mußte. Nachdem die Rede geendet, welche, einige kleine Wiederholungen abgerechnet, nicht übel abgefaßt war, wegen der italienischen Aussprache aber mir schwierig zu verstehen ward, klatschten Ephoren, Direktoren, Professoren, Zuhörer und Zöglinge einen langen, langen Beifall; alsdann hielten fünf oder sechs Zöglinge Reden, oder sagten Gedichte in lateinischer oder italienischer Sprache her; im Programm war nicht gesagt, ob sie von den Zöglingen selbst verfaßt worden; ich fragte meinen Nachbar, und dieser behauptete, es seyen Produkte der Lehrer; hierauf ward die Decke von dem Tisch weggenommen, und man erblickte auf demselben Lorbeerkränze, einige mit goldenen, andere mit silber-

nen Knospen, und eine Menge Bücher. Einer der Vorsteher bestieg das Katheder und rief denjenigen Zögling auf, welcher ein Kranz und ein Buch, oder auch wohl ein Buch allein, erhalten sollte, und fügte hinzu, wodurch er diese Belohnung verdiene; dann stieg der Genannte herab, begab sich mit einem der Präfekten zu dem Tisch wo die Ephoren saßen; ward ihm bloß ein Buch zu Theil, so empfing er es aus den Händen eines der Ephoren; sollte er aber einen Kranz erhalten, so nannte der Vorsteher der Feierlichkeit einen von denen, die auf seidenen Stühlen saßen, oder den Vater oder die Mutter, wenn einer von diesen gegenwärtig war, der den Zögling krönen sollte, dann führte ihn der Präfekt dorthin, und dem Zögling ward der Kranz aufgesetzt; hierauf kehrte der Gekrönte auf seinen Platz zurück, jedesmal unter lautem Beifallklatschen aller Anwesenden. Auch mir ward die Ehre zu Theil, einen solchen Ehrenkranz aufzusetzen. — Mehrere trugen zwei auch drei Kränze auf dem Haupt; einige, aber wenige, Zöglinge, erhielten auch einen Ehrenorden. — Herzlich langweilte mich dieses Theaterspiel, und ich freute mich, als es zu Ende war; aber meine Freude war zu voreilig, denn nunmehr fing eine Cantate zu Ehren der Königin an, welche von einem Dilettanten, wie das Programm sagte, in Musik gesetzt war; die Soloparthien wurden von den Zöglingen gesungen. Kläglicheres kann man kaum hören; ich that mir Gewalt an, um bis zu Ende zu bleiben; aber die Göttin des Ruhms kreischte so gewaltig, daß ich mich in möglichster Eil davon machte.

Das Institut der Soldatini, das ich während meines ersten Aufenthalts in Genua besuchte, ist unter

Napoleon aufgehoben und dem Lyceo einverleibt worden. Merkwürdig war an diesem Institut, daß nach der alten Stiftung eines Genuesen, der von Geburt ein Deutscher war, in demselben dreißig deutsche Knaben erzogen, und ihnen Unterricht in deutscher Spache ertheilt werden sollte; allein ich fand damals nur zehn deutsche Knaben, und Unterricht ward ihnen nicht in deutscher Sprache ertheilt.

Unendlich leid thut es mir, daß ich es diesmal verabsäumt habe, das Taubstummen-Institut in Genua zu besuchen, was ich bei meinem ersten Aufenthalt in dieser Stadt, in einem Zimmer des Piaristenklosters des heil. Andreas, mit Vergnügen gesehen habe, und was, wie ich höre, seit der Zeit größere Fortschritte gemacht haben soll. Zwei wackere Männer, Piaristen, Ottavio Gio. Batta Assarotti und Vicenzo Carojio, besorgten, ohne alle Belohnung, bloß aus Menschenliebe, den Unterricht von sechs unglücklichen Knaben, welche, ohne der edlen Männer Bemühung, sich nur wenig über das Thier erhoben haben würden. Das Institut bestand damals drei Jahr, ohne daß die Regierung zur Unterstützung des wohlthätigen Zwecks etwas gethan hätte. Späterhin hat sie, wie ich höre, sich des Instituts mehr angenommen. Der Zöglinge waren sechs, insgesammt männlichen Geschlechts; der älteste war neunzehn und ein halbes, der jüngste zwölf Jahr alt. Sie sprachen einzelne Silben und Worte; aber der Ton war rauh und hart, und sie grimassirten ganz gewaltig; vorzüglich machte es einen sehr unangenehmen Eindruck, daß sie die Zunge sehr weit aus dem Munde steckten. Der Unterricht wird daher den Zöglingen schriftlich ertheilt, so wie sie auch schriftlich ge-

prüft werden. Als ich dem Unterricht beiwohnte, fand ich zwar den Eifer der Lehrer zu loben, aber auch zugleich, daß sie bei weitem noch nicht die nöthigen Kenntnisse zur Führung ihres Amts sich erworben hatten, und daß die genuesische Taubstummen-Anstalt den ähnlichen Instituten in Paris und Berlin an Vollkommenheit nachstehen mußte. Manches war mechanisch dem Gedächtniß eingeprägt, was die Vernunft nicht begriffen hatte; so legte man z. B. den Kindern mehrere Fragen aus der katholischen Dogmatik vor, die diese auch nach Vorschrift der Kirche beantworteten, aber wahrlich nicht verstanden. — Einen ähnlichen Fehler habe ich im Institut in Wien bemerkt, wo unter andern die Frage: „Was ist die heilige Messe?“ den Knaben vorgelegt, und von ihnen eine sehr mystische Antwort darauf gegeben ward. — Im genuesischen Institut mußte ich die algebraischen Kenntnisse der Zöglinge bewundern. Zur grammatischen Analyse gab ich ihnen: L'uomo e sovente piu feroce che non sono le bestie, und diese fiel sehr gut aus. — Ihre geographischen Kenntnisse waren schlecht. Aus der Naturbeschreibung gab ich ihnen die Charakteristik des Frosches, die sie ziemlich machten. — Die Lehrer klagten über die Widerspenstigkeit der Zöglinge *).

*) Vergleiche den ein und funfzigsten Brief im zweiten Theil dieses Werks, bei Gelegenheit des Taubstummen-Instituts von Sicard in Paris.

Sieben und zwanzigster Brief.

Genua.

Ich denke, mein geliebter Freund, Dir ziemlich alles was ich in Genua Bemerkenswerthes gefunden, mitgetheilt zu haben; doch will ich in diesem Briefe noch mit dem, was ich etwa vergessen habe, eine kleine Nachlese halten.

Die Lebensart an den Tafeln der Genueser ist von der in Deutschland wenig verschieden; man bedient sich häufiger des Safrans an den Speisen als bei uns, und ich habe, trotz meines anfänglich dagegen gefaßten Vorurtheils, gefunden, daß er kein übles Gewürz ist, vorzüglich in Suppen. — Geriebener Käse wird jedesmal zur Suppe herumgegeben; zum Rindfleisch ißt man Melonen mit Pfeffer und Salz, und zu Salami (geräucherten Würsten) frische Feigen. — Alles wird bei ihnen mit frischem Oel gebraten, und dies ist vorzüglich bei Fischen sehr zu loben. Die Mahlzeit besteht gewöhnlich in zwei Gängen, und jeder läßt sich von der Schüssel geben, von welcher ihm beliebt, wie dies auch in England und Frankreich der Fall ist; eine Einrichtung, welche mir sehr wohl gefällt, weil man nicht leicht verleitet wird, mehr zu essen,

als man will, da man die Wahl hat, und nicht überrascht wird. Das Dessert besteht größtentheils in Früchten. — Nach geendeter Mahlzeit trinkt man, wie bei uns, Kaffee und Liqueur.

Zu der Mangelhaftigkeit der jetzigen innern Staatseinrichtung gehört unter andern der unordentliche Postenlauf; so geht z. B. von hier nach Mailand nicht eine ordentliche Briefpost an bestimmten Tagen in der Woche, sondern die Kommunikation mit dieser Stadt, und dadurch mit Deutschland und der Schweiz, wird nur durch Couriere und Estafetten unterhalten.

Der Freihafen von Genua, der, von der Stadt gerechnet, links von der Porta reale liegt, verdient gesehen zu werden; er enthält einen mit großen Steinen gepflasterten Platz, der von den großen Magazinen der Kaufleute umgeben ist, so daß er einer kleinen Stadt gleicht. Unglaublich groß ist das Gewirr und Getriebe von Menschen in diesem kleinen Bezirk. Alle fremden Waaren, welche zu Wasser oder zu Lande nach Genua kommen, werden hier niedergelegt; sie zahlen, wenn sie im Lande verbraucht werden, 10 pro Cent; gehen sie aber ins Ausland, so wird von ihnen nur ein kleiner Durchgangszoll entrichtet. Der Freihafen ist vom 15ten September bis Ende Mais täglich nur von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags; die übrige Zeit des Jahres von acht Uhr bis Mittag, und Nachmittag von vier bis sechs, in den Monaten Juni und Juli aber bis sieben Uhr offen. Das Zollhaus, was zum Freihafen gehört, bildet eine Halle unter dem berühmten Hause der Bank S. George, welches den Raum zwischen der Porta reale und der Porta

franca einnimmt. Auf der Treppe und in den Sälen sieht man mehrere marmorne Statuen und Büsten von Genuesern, welche sich um das Vaterland verdient gemacht haben, und Inschriften, die dabei angebracht sind, verkündigen ihr Lob. Die Bildhauerarbeit ist größtentheils ohne allen Werth. Daß die von den Franzosen aufgehobene Bank von den Genuesern während der ganz kurzen Dauer ihrer Selbstständigkeit wieder hergestellt, und ihr die Einkünfte des Binnenzolls zur Einnahme angewiesen waren, daß aber der König diese Einrichtung wieder aufgehoben, habe ich Dir schon oben erzählt.

Um die Stadt auch von ihrer ärmern Seite kennen zu lernen, machte ich einst einen Spaziergang von Monte Carignano bis zur Porta reale; der Weg führt immer längs der Rhede und dem Hafen, man muß bald Bergauf, bald Bergab klettern, und man hat auf der einen Seite beständig Festungswerke, von denen aber nur wenige jetzt mit Geschütz besetzt sind. Auf diesem Spaziergang fand ich drückende Armuth, verbunden mit dem ekelhaftesten Schmutz, so daß ich froh war, als ich zur Porta reale kam.

Bei dieser Gelegenheit sahe ich eine eigene Art Fische zu fangen. Die Mauer des Hafens bildete an einer Stelle auf einem Hügel liegend, einen einspringenden Winkel; nun hatte man von dem einen Schenkel des Winkels zum andern mehrere dünne Seile gespannt, an welchen in mäßigen Entfernungen Bindfäden mit Angelhaken hingen, die bis in das Meer hinabreichten. Oben auf dem Hügel standen Menschen, welche an diesen Fäden Köder befestigten, und sie dann hinunter hängen ließen; sie beobachte-

ten hierauf die Fäden genau, und wenn sie fanden, daß einer bewegt wurde, so hoben sie das Seil, woran er befestigt war, in die Höhe, und dadurch den Fisch, wenn dieser angebissen hatte; unten am Meer saßen andere, welche die gefangenen Fische abnahmen.

Eine andere Art zu fischen, die ich auch ehedem in Neapel und Livorno gesehen habe, besteht darin, daß auf dem Fischerboot ein helles Feuer angezündet wird, der Fisch springt nach dem Feuer in die Höhe, und wird in demselben Augenblick mit einem hölzernen Spieß durchstochen. Diese kleinen, auf dem Meere schwimmenden Feuer machen an dunklen Abenden eine schöne Wirkung.

Die Nahrungszweige für Genua sind: die Schiffahrt, der Fischfang (vorzüglich der Sardellen), der Gewinn von Seide, Oel, Wein, Kapern, Feigen, Kastanien, Champignons und Trüffeln; ihre Fabriken und Manufakturen beziehen sich größtentheils nur auf den Schiffbau; auch bringt man Korallen von Korsika her, welche hier gebohrt und geschliffen und vorzüglich nach der Levante verführt werden.

Die Hospitäler in Genua standen in sehr vortheilhaftem Ruf. Die vornehmsten sind: Albergo dei Poveri, Pammatone und l'Ospidaletto. Das erstere liegt auf einem Berge hinter dem Lyceo, außer der ersten nördlichen Mauer der Stadt, man genießt außer der reinen, gesunden Luft eine herrliche Aussicht auf Stadt und Meer. Ein doppelter Gang von Steineichen führt zu demselben. Das Haus gleicht einem prachtvollen Pallast; die Treppe desselben ist ganz von Marmor. Die Stiftung rührt von einem genuesischen Edelmann her; doch zählt die Anstalt noch

eine Menge andere Wohlthäter, deren Statuen in zwei großen Sälen aufgestellt sind. In der Kirche befindet sich ein Basrelief von Michel Angelo, von hohem Werth, die Madonna mit dem todten Jesus vorstellend. Pammatone hat sein Daseyn und seine Fortdauer auch frommen Stiftungen zu danken; die Bildsäulen der Stifter sind gleichfalls aufgestellt. Die Anzahl der darin aufgenommenen Kranken belief sich über zweitausend. Mit dieser Anstalt ist ein Findelhaus verbunden; man hat zuweilen in einem Jahr mehr als zwei tausend Kinder aufgenommen. L'Ospidaletto ist für die Unheilbaren und Tollen, und es ist gleichfalls durch fromme Stiftungen entstanden, deren Urheber in Bildnissen aufgestellt sind. Zur Zeit des Revolutionsfiebers hat der Pöbel in allen drei Hospitälern die genannten Bildsäulen verstümmelt und verunstaltet. —

Die Quellen aller drei Hospitäler sind jetzt versiegt, und die Regierung muß sich derselben äußerst thätig annehmen, wenn sie nicht völlig eingehen sollen. —

Erste Beilage.

Abentheuer auf einer Donaureise.

Zu meinen Liebhabereien gehören Wasserfahrten, vorzüglich auf Flüssen die schöne, malerische Ufer haben, und ich habe diese Liebhaberei, so oft ich nur konnte, zu befriedigen gesucht. Mehreremale fuhr ich die Elbe von Leutmeritz bis Dresden, oder auch bis hinter Meißen, hinab; die Saale von Jena bis Naumburg, den Main von Frankfurt am Main bis Mainz, und den Rhein von Mainz oder von Bingen bis Koblenz, oder bis zum Siebengebirge; ich habe eine Wasserreise von Regensburg bis Wien gemacht, bin auf der Brenta von Venedig nach Padua gereiset, und endlich habe ich die Themse von Greenwich bis nach dem Tower von London beschifft. Jede dieser genannten Fahrten hat ihre eigenthümlichen Schönheiten und verdient gemacht zu werden. Fantastische Gebilde liefern die Sandsteinfelsen der Elbe, und majestätisch, erscheint die Feste Königstein und der ihr gegenüber liegende Lilienstein; erfreulich sind die lieblichen Rebenhügel mit ihren porzellanenen Winzerhäuschen; minder fantastische, aber nicht minder reiche Gegenden

durchströmt die Saale; in flachem Lande fließt der Main an schönen Wiesen und Kornfeldern von Frankfurt bis Mainz, gewährt aber wenig Abwechselung; wer hat nicht von den hohen Schönheiten, von dem Erhabenen, Schauerlichen einer Rheinfahrt gehört? die Donaufahrt von Regensburg bis Wien weicht ihr in keinem Stück an Schönheit und Erhabenheit, und übertrifft sie noch durch größere Breite des Stroms und lebendigere Ufer; die Ufer der Brenta glänzen durch die Marmorpaläste, welche an denselben sich erheben, und auf der Themse interessirt die Welt von Schiffen, durch welche man sich windet, und das rege Leben, was auf dem Fluße erscheint. Weit entfernt, eine ausführliche Beschreibung dieser kleinen Lustreisen liefern, und sie nebeneinander stellen zu wollen, wozu eine lebendigere Darstellungsgabe gehört, als mir die Natur verliehen, bitte ich nur um die Erlaubniß, aus meiner Donaureise eine Scene herauszuheben, die mir an Ton und Farbe shakespearisch zu seyn scheint, und bei der ich nur bedaure, nicht wie Shakespeare mit Worten, oder wie Salvator Rosa mit Farben malen zu können.

Das Schiff, mit welchem man von Regensburg nach Wien eine Wasserfahrt macht, kehrt von dem letztern Ort nicht wieder zurück (weil dies der entgegen wirkende Strom, wo nicht unmöglich, doch wenigstens höchst langwierig und kostspielig machen würde), sondern es wird in Wien verkauft; daher werden die zu einer solchen Reise bestimmten Fahrzeuge, weil sie nur eine auszuhalten haben, sehr leicht gebaut. Dies war denn nun auch der Fall bei dem Schiff, was wir zu unserer Reise in Re-

gensburg mietheten; sonst aber war es groß und geräumig, und wir hatten uns mancherlei zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen darauf anbringen lassen. Eine Lusthütte von grünem Laubwerk wölbte sich und gewährte uns Schatten und Kühlung; ein beträchtlicher Heerd ward eingerichtet, Töpfe und Tiegel gekauft, und Provisionen aller Art mitgenommen, denn wir wollten ein patriarchalisches Leben führen. Jeder von unserer Reisegesellschaft, wir waren deren drei, hatte ein eigenes Geschäft; mir war das Amt der Küche zugefallen. Unsere Schiffer waren fröliche, gutmüthige Menschen, denen unser kleiner Haushalt Vergnügen machte, und die mit Lust uns zur Hand gingen. Außer diesen fanden noch sich Männer auf dem Schiffe, welche die Reise unentgeldlich mitmachten, dafür aber verpflichtet waren, rudern zu helfen; wir hatten es dem Schiffsherrn zur Pflicht gemacht, nur gesittete Menschen mitzunehmen, und er hatte sein Wort gehalten. Frohsinn war die Losung der ganzen kleinen Republik, selbst mancher Muthwille ward getrieben, aber auch keine Spur von Ungezogenheit zeigte sich.

Unser Schiff sollte, ehe wir uns weiter mit ihm wagten, zuerst die Wasserprobe bestehen, und so schifften wir denn alles, und uns selbst, oberhalb der Donaubrücke in Regensburg ein; der reißende Strom ergriff mit Macht unser Fahrzeug, und führte es spielend mit Blitzesschnelligkeit durch den hohen Bogen der Brücke. Diese reißende Fahrt, welche freilich nur einige Sekunden dauerte, brachte in mir ein seltsames Gefühl hervor, was ich weder zu beschreiben, noch wovon ich mir genaue Rechen-

schaft zu geben vermag. Das Schiff hatte seine Probe bestanden, und so vertrauten wir uns ihm denn völlig ruhig an. Das Wetter war uns ungemein günstig; kein Wölkchen bedeckte den Himmel, die ganze herrliche Gegend erschien im schönsten Farbenschmelz; unsere grüne Laube schützte uns gegen Sonnenbrand.

Auf einen der Tage, die unsere Reise währte, fiel das Frohnleichnamsfest, und dadurch gewann diese einen neuen Reiz. Schon mit Aufgang der Sonne ertönten an beiden Ufern des Flußes die Glocken der Dörfer und Städte; feierliche Prozessionen zogen mit Fahnen und Crucifixen, und unter geistlichen Gesängen, Priester an ihrer Spitze, zu den der Andacht geweiheten Orten; an mehreren Stellen waren Buden aufgeschlagen, und es wurde Messe (Markt) gehalten; nach geendetem Gottesdienst ging der feierliche Ernst in fröliches, lautes Leben über; hier verzehrten Wallfahrer ein frohes Mahl, dort tanzten sie bei froher Musik die Tänze des Landes; Gesang und munteres Geschrei ertönte von allen Seiten; man jauchzte bei lustigen Spielen, und am Abend hallten die Schüsse aus den Gewehren, die der frohe Muthwille abbrannte, aus den Felsen krachend wieder, und Schwärmer fuhren schwirrend und feuersprühend durch die Luft. Lauter fröliche Scenen auf einer Bühne aufgeführt, deren Naturdekorationen alle Kunst weit hinter sich ließen.

Doch ich wollte ja nicht die Donaureise beschreiben, sondern nur eine Scene aus derselben darstellen. Eines Nachmittags hatte ich nach geendeter Mahlzeit mich auf meine Matratze am Schnabel des Schiffs gelegt, ermü-

det von der Erfüllung meiner Berufspflicht als Koch. Der Himmel war völlig heiter, das Schiff glitt sanft mit mäßiger Eil den Fluß hinab. Träumend sahe ich den Arbeiten der Ruderer zu, und sanft wie die kleinen Wellen des Stroms gaukelten liebliche Bilder vor meiner Seele vorüber. Endlich erblickte ich am fernen Horizont ein helles lichtgraues Wölkchen, was sich anfänglich langsam erhob, dann schneller und schneller sich bewegte, und jeden Augenblick an Größe zunahm. Ich sah den Schiffer am Steuerruder unruhig werden, er übergab seinen Gehülfen das lenkende Werkzeug, und ging den Schiffsherrn zu wecken, der im Schatten Mittagsruhe hielt. Dieser stand auf, sahe den Himmel an, der sich schon zu verfinstern anfing, und sagte: „Ich fürchte, wir bekommen Sturm! Gott stehe uns bei!“ — Ich hatte schon mancherlei von der Wuth eines Sturms auf der Donau gehört, und so entstand in mir ein doppeltes, sich widerstreitendes Gefühl; der Wunsch, eine der erhabensten Naturscenen zu erleben, und der, einer nahenden, mir unbestimmt vorschwebenden Gefahr zu entgehen. Indem ich noch so mit mir kämpfte, war schon alles auf dem Schiffe in voller Arbeit; ein mächtiger Wind hatte sich erhoben, und drohte unser Segel zu zerreißen, mit Blitzesschnelle ward das Schiff fortgetrieben; unendliche Anstrengung kostete es den Schiffern, das Segel einzuziehen. Kaum war dies gelungen, so ward der Wind zum wüthenden Sturm; heulend peitschte er die Wellen und hob sie zu Meereswogen, mit niederhängenden Wolkengebirgen umzog er den Himmel, und wandelte Tag in Nacht; dunkel ward auch die brausende Donau. Dann zerrissen glühende, schlängelnde Blitze

das nächtliche Dunkel und erhellten die grause Scene; krachender, betäubender Donner hallte von den Felsenwänden wieder *); Wasserströme stürzten vom Himmel nieder. Die ganze Natur schien im Aufruhr. Die Schiffsmannschaft sang Bußlieder, kreuzte sich bei jeglichem blendenden Blitz, und betete beim Krachen des Donners sein Ave Maria. Das leicht gebaute Fahrzeug bog sich, von Wind und Wellen getrieben, wie ein Kartenblatt in sich selbst zusammen; jeden Augenblick fürchteten wir, es würden die Fugen zerreißen, und wir in den Tiefen der wüthenden Donau unser Grab finden, oder wir würden an einen, der unter dem Wasser verborgenen, Felsen zerschellen. Todtenbleich war Alles auf dem Schiff, und Jammertöne hörte man überall; nur unser Schiffsherr verlor die Fassung nicht; er stellte sich selbst an das Steuerruder und regierte das Fahrzeug; ohne die Mannschaft wegen ihrer Kleinmüthigkeit zu tadeln, ermahnte er sie, jeder solle alles anwenden, daß wir das Schiff in irgend einer Bucht ans Land brächten. Mehreremal war das angestrengteste Bemühen vergeblich; dem Ufer schon ganz nahe, wurden wir von der wilden Wuth des Sturms und der Wellen wiederum weit zurückgeworfen. Alles nahm an der Arbeit Theil, auch wir und unsere Bedienten. Schon ermatteten die Kräfte, als es uns endlich gelang, das Schiff dem Ufer ziemlich nahe zu bringen; doch jetzt kam es darauf an, es ans Ufer zu ziehen, um

---

*) Ein ähnliches Gewitter habe ich einst auf einer Rheinreise beim Lurley erlebt, ein Felsen, dessen Echo berühmt ist.

es an demselben zu befestigen, damit der wüthende Sturm es nicht von neuem fortriß. Das Tau ward ausgeworfen, die Mannschaft sprang bis über die Knie ins Wasser, aber vergeblich war alle Arbeit; unsere Bedienten mußten gleichfalls hinausspringen und ziehen helfen, und endlich traf die Reihe auch uns. Lange rangen unsere vereinten Kräfte mit der Riesengewalt des Windes und des Stromes — doch endlich siegten wir, und das Schiff ward ans Land gezogen. Das Ungewitter hatte noch immer nicht zu toben aufgehört; die feurigen Blitze erhellten noch auf Augenblicke blutroth den schwarzen Himmel und die umliegenden Gegenden, die dann wieder Dunkelheit deckte; es krachte der Donner immer noch mächtig; Wasserströme stürzten noch immer herab, und der Sturm peitschte heulend den Regen vor sich hin. Wo nun sich bergen? Ich sah in einiger Entfernung vom Ufer eine aus Stroh verfertigte Hütte, die dem Hüter des Feldes zum Zufluchtsort diente, dahin eilte ich, meinen Gefährten voraus, und freute mich, dort vielleicht ein trockenes Plätzchen zu finden. Erschöpft lange ich an, aber als ich zur Thür hineintreten will, springt ein Mensch mit struppigem Haar, glühenden Augen und wüthender Geberde auf mich los; „was willst Du? schreit er, was störst Du mich in meiner Ruh!“ und hebt einen knotigen Baumast, den er in der Hand hält um mich zu schlagen. Wehrlos, angedonnert vor Schreck, kann ich kaum dem Streich ausweichen; meine Gefährten und der Schiffsherr folgten mir auf dem Fuß, um, wie ich, in der Hütte ein Obdach zu suchen; bleich sahen sie mich zurückeilen, verfolgt von dem wüthenden Menschen, auch sie

packt lähmende Furcht, nur der Schiffsherr springt vor, ergreift den Wüthenden beim Arm, und schreit ihn an: „Sefferle (Joseph) kennst Du mich denn nicht mehr? Was beginnst Du?“ Und der Kerl besann sich, schwankte, und küßte dem Schiffherrn die Hand. — Der Schiffsherr war in dieser Gegend zu Hause; Sefferle war ein unglücklicher, seines Verstandes beraubter Mensch, der sonst niemanden etwas zu Leide that, sondern still die Reisenden um Almosen anflehte. Der Sturm in der Natur hatte in ihm einen Seelensturm erregt, der mir leicht hätte tödtlich werden können.

Zweite Beilage.

Reise von Martinach im Walliser Lande nach dem Thal von Chamouny und Besuch des Montanvert und des Eismeers.

Als ich von meiner ersten Reise nach Italien nach Hause zurückkehrte, war die Jahreszeit schon so weit fortgerückt (es war im September), daß ich es nicht mehr wagen konnte, meinen Vorsatz, den Rückweg über die Schweiz zu nehmen, und die kleinen Kantone derselben zu besuchen, um die in ihnen vorhandenen schauerlich-erhabenen Naturerscheinungen zu sehen, auszuführen, und so entschloß ich mich denn, über den Simplon durch Wallis zu gehen, die Schweizerseite des Genfer Sees zu durchreisen, und über Lyon nach Paris zu fahren. Da aber das Wetter ungewöhnlich heiter und warm war, eine Erscheinung, welche die Eingebornen des Landes für äußerst selten erklärten, so erwachte mein alter Wunsch, Gletschergegenden in der Nähe zu sehen, und ich wagte es, im Vertrauen auf mein Glück, von Martinach aus nach dem Thal von Chamouny zu gehen, und das dor-

tige Eismeer zu besuchen. Meine Hoffnung ward nicht getäuscht, ich behielt den 20sten, 21sten und 22sten September das schönste, heiterste und wärmste Wetter, und was ich sahe übertraf bei weitem meine Erwartung.

Die meisten Reisenden gehen gewöhnlich von Genf nach Chamouny; der Weg ist besser, und man kann ihn größtentheils auf einem char à banc zurücklegen; allein er ist erstlich weiter als der von Martinach aus (Martinach und Chamoury sind acht und eine halbe Lieues von einander entfernt), und sodann hätte ich die Reise auch noch länger aufschieben müssen, was sehr gewagt gewesen wäre, da die Witterung sich so leicht ändern konnte; ich zog also den beschwerlichern aber kürzern Weg von Martinach vor, und miethete mir zu der Reise einen Maulesel und einen des Weges kundigen Führer *); denn auf keine andere Weise ist diese Reise zu machen. Mit meinem Führer war ich sehr wohl zufrieden; er war aufmerksam und zuvorkommend gefällig, auch das Maulthier war sanft und gut, nur ist die Mauleselreiterei selbst, in den Gebirgen für den der nicht daran gewöhnt ist, eine sehr unangenehme Sache. Bergauf nämlich geht das Thier, durch Instinkt geleitet, nie gerade aus, sondern im Zickzack (sägenförmig) weil es dadurch minder steil geht; allein bei dieser Art des Ganges geht es zuweilen gerade auf den Abgrund los, so daß der Reiter meint, es werde unfehlbar hinabstürzen, indem nur noch ein Schritt bis

*) Ich zahlte dem Führer täglich einen großen Thaler, und eben so viel für das Maulthier.

zur schwindelnden Tiefe fehlt. Freilich geschieht dies nicht, denn das Thier wendet jedesmal unter diesen Umständen seinen Weg; allein ich konnte kaum meiner Angst Herr werden, und ich leugne es nicht, ich verschloß mehreremal die Augen, um nicht in die schaudervolle Tiefe hinabzublicken, auf die wir von Zeit zu Zeit lossteuerten. Der Führer geht hinter dem Thiere mit einem Knittel her, durch welchen er dasselbe vorwärts treibt, und auch lenkt, und er bat mich um Gotteswillen, das Maulthier ja nicht durch den Zügel regieren zu wollen, weil ich es dadurch verwirrt machen und wirklich mit ihm Unglück haben könnte. Ich legte also dem Thiere den Zügel auf den Hals, empfahl mich allen guten Geistern, und machte, wie schon gesagt, wenn es zu arg ward, die Augen fest zu. — Bergab geht eine andere Noth an; der Bau des Maulthiers, wonach es hinten höher gestellt ist, als vorn (gerade wie der Hase), macht es ihm sehr leicht, Bergan zu steigen; allein es fällt jeden Augenblick, wenn es Bergab geht. Hatte ich im ersten Fall alle Aufmerksamkeit nöthig, nicht den Zügel zu rücken, so mußte ich im zweiten beständig denselben in der Hand halten, um dem Thiere die Hülfe zu geben; allein es strauchelte so oft, und stürzte mit den Vorderfüßen zusammen, daß ich es unmöglich ertragen konnte, und den größten Theil des Weges zu Fuß machte, sobald er Bergab ging.

Ich aß noch zu Mittag in Martinach, und erhielt zu meiner Verwunderung zwei Dinge, die ich gar nicht erwartet hatte, einen sehr guten dort gewachsenen Wein, und einen großen Teller vortrefflicher Kirschen. Der er-

stere wächst in den Thälern, wo die von den Felsenwänden zurückprallenden Sonnenstralen ihn gehörig kochen; die andern kommen aus dem hohen Gebirge, wo alles viel später reift. Gleich nach Tisch machte ich mich mit meinem Führer auf den Weg; dieser führte über reiche Wiesen nach der Vorstadt, dann erhob er sich allmälig, und wir kamen durch einen Wald von Birn-, Aepfel-, Nuß- und ächten Kastanienbäumen, dann durch zwei Dörfer, welche aus zerstreuten Häusern bestanden. Diese Häuser haben Aehnlichkeit mit den Bauden in Schlesien, nur daß sie nicht, wie diese, einen bedeckten Gang zum Eintritt haben, auch bei weitem nicht so reinlich sind. Vier Pfeiler von auf einander gelegten, oft nicht einmal durch Kalk oder Mörtel verbundenen Steinen, dienen zur Grundlage des Hauses, worauf die Balken, aus welchen es besteht, ruhen. Der Raum zwischen diesen Pfeilern ist ausgegraben, und die Grube ist mit Wasser und Mist angefüllt. Die Häuser selbst sind niedrig, mit Schindeln gedeckt, die man durch Steine beschwert, damit der Wind sie nicht so leicht hinunterwerfe. Das Haus enthält zugleich die Wohnung für die Menschen und den Stall für das Vieh. Auf den höhern Gebirgsgegenden, wo man nur in den heißen Monaten bleibt, und wo damals schon alles hinunter war, trafen wir nur einzelne, ganz niedrige, jämmerliche Hütten, aus Steinen zusammengebaut, und daneben eben solche Viehställe. — Hier wird der Käse gemacht.

Je höher wir stiegen, desto reiner ward die Luft, desto dunkelblauer der Himmel. Ich machte auch hier

die Bemerkung, daß die reine Bergluft die Lebensthätigkeit befördert und frohe Laune erzeugt; mir war so wohl und so leicht, und ich sang (dies ist noch jetzt meine Gewohnheit, wenn ich froh bin, was leider aber nur sehr selten eintritt) ein deutsches Studentenlied *). Da man in Martinach, so wie in dem ganzen Unterwallis, nur französisch sprach, so war dies auch die Sprache, in der ich mit meinem Führer geredet hatte, in der Meinung, daß er keine andere verstände; wie erstaunte ich, als er mich, nachdem ich mein Liedchen geendet, deutsch anredete, und mir sagte, er sey von deutschen Aeltern erzeugt; und der Umstand, daß ich mich mit ihm in meiner Muttersprache unterhalten konnte, machte mir die Reise um vieles angenehmer.

Wir gingen über den Col de Forcle; der Rückblick nach dem Rhonethal, in der Gegend von Sion (Sitten), mit seinen Wäldern und Wiesen und Weiden ist ungemein reich und anziehend; man sieht Sion mit seinen vorliegenden Hügeln und Schlössern, und den Schlangenweg der Rhone mit ihren Inseln. Gegen Abend kamen wir nach Trian (Trient), einem kleinen zerstreuten Dorf in einem lieblichen Wiesenthal, zwei und eine halbe Lieues von Martinach. Hier wollen wir die Nacht zubringen, sagte mein Führer. Ich fürchtete, dort Walliser Unreinlichkeit anzutreffen, allein er versicherte mich, ich würde

*) Wer zählt nicht seine Universitätsjahre zu der goldenen Zeit seines Lebens? und ist es daher nicht natürlich, daß bei froher körperlicher Laune gerade Rückerinnerungen aus dieser Zeit erwachen?

vollkommen zufrieden seyn. Wir hielten vor einem neugebauten Hause still; das Aeußere war sehr reinlich, es hatte sogar grüne Schattenfenster. Am Ende des Hausflurs, der Thür gegenüber, war ein Kamin, in welchem eine helle Flamme loderte, und an ihm saß eine ziemlich bejahrte Frau mit zwei jungen sehr liebenswürdigen erwachsenen Töchtern, sie ein Abendbrod bereitend, die Mädchen mit Handarbeit beschäftigt. Mein Führer sagte mir, das sey die Wirthin des Hauses, sie sey Wittwe und die Mädchen seyen ihre Töchter. Ich bat französisch um die Erlaubniß, die Nacht hier bleiben zu können, und um ein Abendessen; die Mädchen antworteten mir verbindlich in gutem französisch, aber mit schlechter Aussprache, und übersetzten ihrer Mutter meine Worte in ein Patois, von dem ich wenig oder nichts verstand; in dieser Mundart unterhielten sich auch der Führer und die Wirthin, weil letztere nur in derselben sprechen konnte. Ich entledigte mich der überflüßigen Kleidung, und setzte mich zu den Frauen ans Kamin. Es ward noch ein Topf ans Feuer gerückt, ein Kessel mit Forellen angehängt, und ein Huhn ans Spieß gesteckt. Die Mädchen wurden bald vertrauter; sie erzählten mir, ihr Oheim sey ein Geistlicher in der Nähe, der sie oft besuche und ihnen Bücher mitbringe; sie kannten Rousseau's Heloise, Gessner's Tod Abel, aus einer französischen Uebersetzung, und Florian's Werke. Rosalie und Angelique wußten so hübsch zu erzählen, waren so lebendig und zutraulich, hatten so hübsche schwarze Augen, und zeigten, wenn sie lachten, so schöne blendend weiße Zähne, daß ich mich wunderte, als man mir sagte, mein Abendessen sey fertig.

Ich bat die drei Frauen und meinen Führer, daran Theil zu nehmen, und nach einigem Weigern ward meine Bitte angenommen. Das Zimmer war höchst reinlich, so auch das Tischgeräth, und das Essen war trefflich zubereitet; vorzüglich gut fand ich einen Kräutersallat, dessen gewürzreiche Bestandtheile hier in dem Gebirge wuchsen; doch um die Wahrheit zu gestehen, war wohl die Unterhaltung mit den Mädchen die beste Würze. Ich hatte, durch die Fürsorge meines Führers, Wein aus Martinach mitgebracht; Mutter und Töchter willigten ein, jede ein Glas zu trinken; man wurde froher; ich hörte, daß Angelike die Mandoline spielte, und bat sie um ein Liedchen, sie war willfährig, und spielte und sang, auf mein Begehren, ein Lied in ihrem Patois, was mir ungemein gefiel; darauf sangen beide Mädchen mehrere Lieder, und endlich nahm auch die Mutter und der Führer an dem Gesange Theil. Damit ich den Inhalt verstände, wurden sie mir ins Französische übersetzt; bei meiner Zurückkunft nach Martinach mußte sie mir mein Führer in die Feder diktiren; sie waren höchst einfach, einige recht herzlich und naiv; andere ungemein drolligt; aber leider habe ich sie verloren. Endlich erinnerte mich mein Führer, es sey Mitternacht, und wir müßten Morgen in aller Frühe aufbrechen; meine Wirthsleute wünschten mir eine gute Nacht, und mein Führer brachte mich in mein Schlafzimmer. Ich fand ein reinliches Bett mit Vorhängen von schwerem, rothem, seidenem Zeuge (das Seidenzeug ist in diesen Gegenden wohlfeiler als Kattun) und ruhte recht sanft. — Am andern Morgen erhielt ich meine Chokolade; aber Angelique und Rosalie waren be-

schäftigt die Kühe zu füttern und zu melken, und so bekam ich sie nur erst beim Abschied auf einige Augenblicke zu sehen. Sie schenkten mir einen Strauß von Wiesenblumen, und ich versprach, auf dem Rückwege wieder anzusprechen.

Es war ein ungemein schöner Morgen, der Himmel völlig wolkenleer. Wir gingen durch das Thal von Trient, über den Bois Meineu, einen dichten, dunklen Wald von Eichen und Schwarztannen; der Weg war so steil, die nahen Abgründe so Schwindel erregend, daß ich, geängstigt durch mein Maulthier, einen großen Theil zu Fuße machte. Hohe, schroffe Felsen stiegen himmelan; tiefe Thäler senkten sich zwischen ihnen hinab; in der mittlern Höhe weidete Rindvieh; höher hinauf kletterten Ziegen, und sprangen, sich einander jagend, muthwillig von Klippe zu Klippe. Unserm Wege gegenüber, aber durch ein tiefes Thal getrennt, ragte ein ungeheurer schroffer Felsen hervor; mein Führer nannte ihn das Knoblauchhorn; hier fand vor einigen Jahren Escher aus Zürich seinen Tod. Es gehe, sagte mein Führer, ein einziger schmaler Steig hinauf, den man aber nur so betreten kann, daß man immer einen Fuß vor den andern setzt. Escher erreichte glücklich die Höhe, leerte dort mit seinem Führer eine Flasche, schrieb auf einen Zettel den Tag und die Stunde, wo er glücklich hier oben angekommen, und steckte ihn in die leere Flasche; aber als er wieder aufstand, gleitete er aus, und stürzte hinunter. Er wäre völlig zerschellt bis in das darunter liegende tiefe Thal hinabgerollt, wäre er nicht in eine

Fel-

Felsenkluft gerathen, wo der Körper sich einklemmte. Wie man ihn nachmals herauszog, fand man seinen Kopf ganz platt gedrückt.

Endlich erreichten wir die höchste Höhe, den Col de Balme, wo (damals, ob jetzt auch noch, weiß ich nicht) die savoyische Grenze war; er ist 7086 Fuß über die Fläche des mittelländischen Meers erhaben. Eine der herrlichsten Aussichten eröffnete sich dem Blick in das Thal von Chamouny; Riesenfelsen von mancherlei Formen und Gestalten, und glänzende Eisberge und Eispyramiden streben kühn himmelwärts; links, zunächst der Gletscher von Tour, aus welchem, etwas unterhalb seines Gipfels, die Arve entspringt; über ihn ragt die Riesenalpe, der Montblanc, umringt von Eisbergen, blendend glänzend hervor; rechts stehen, Säulen gleich, kahle röthliche Felsen. Das Wallis und die Rhone liegen, einer farbigen Zeichnung gleich, dem Auge vor; der große und kleine Bernhard, der Cenis und der Simplon erscheinen lichten Wolken ähnlich im Dunkelblau des Himmels, und in weiter Ferne begrenzen der Gotthard und die Berner und Unterwaldner Alpen den Horizont. Im Thal braust die reißende Arve einher; auf beiden Seiten derselben stehen dunkle Tannen- und Fichtenwälder, und einzelne Dörfer; und dann, in der Nähe des Montblanc, Chamouny. Man steigt auf Wiesengrund mit ziemlicher Leichtigkeit in das Thal hinab; ich übergab mein Maulthier dem Führer, und tanzte und sprang singend voran. An der Arve angelangt, bleibt man beständig an derselben, bald auf ihrer rechten, bald auf ihrer linken Seite;

elende hölzerne Brücken führen von dem einen Ufer auf das andere. Der Fluß hatte eben keine beträchtliche Wassermasse; er sahe vom aufgelösten Quarzsand milchigt aus, wie die Rhone, obgleich sein Wasser, nahe an seinem Ursprunge, völlig hell und klar ist; sein Bette ist mit ungeheuren Steinmassen angefüllt, über welche er tosend und schäumend hinströmt, und Wasserkreisel und kleine Wasserstürze bildet. Mein Führer erzählte mir, daß er oft mit der größten Geschwindigkeit so mächtig anschwelle, daß er alles weit umher überschwemme und ganze Strecken Land mit sich fortreiße. Vor Chamouny vereinigt sich die Arve mit dem Arveiron, der seine Quelle am Fuße des Gletschers des Bois hat. Das Thal von Chamouny ist anfänglich eng, erweitert sich aber nach und nach immer mehr; es enthält mehrere fette Wiesen und Weideplätze, deren lichtes Grün gegen das Dunkle der Schwarztannen mächtig absticht; die Eismasse der Gletscher steigt bis in das Thal herab und gewährt einen Anblick, mit dem nichts zu vergleichen ist; mehrere Dörfer mit niedrigen Häusern sind hie und da vertheilt; so erblickt man auch mehrere zerstreute Hütten. — Kornfelder sah ich nicht, aber kleine Gärten, in welchen man einiges Obst, Birnen, Aepfel und Wallnüsse gewann; auch baute man Kartoffeln. Die Arve selbst bildet mehrere Arme, die sich aber wieder vereinigen.

Chamouny (auch Chamonix genannt) ist ein kleiner, unansehnlicher Flecken. Beim Eingange stand ein einzelnes Haus, in welchem ein Zolleinnehmer wohnte;

ich mußte ihm angeben, wieviel Geld, und in welchen Münzsorten ich es bei mir hatte, und er gab mir darüber einen Schein; dies ist nothwendig, weil man nur eine kleine Summe Geld aus Frankreich (wozu damals auch Savoyen gehörte) ausführen darf.

Es war gegen Mittag als wir nach Chamouny kamen; die Menge der Reisenden, welche, von den Wundern der Natur gelockt, dies Thal besuchen, haben zwei trefflichen Gasthöfen ihr Daseyn gegeben. Ich wählte das Hotel d'Angleterre. Aus den Fenstern desselben hat man die Aussicht auf den eisigen Altvater der alten Welt, den Montblanc, der sich 14700 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Drei Gipfel bilden den Montblanc, von denen der mittlere, der, seiner Gestalt wegen, den Namen Dromedars Höcker (bosse de Dromedaire) führt, der höchste ist *). Ich ließ mir schnell ein leichtes Mahl bereiten, bei dem der würzhafte Honig des Thals nicht fehlte, und schickte mich gleich nach demselben zur Reise auf das Eismeer an. Meinen aus Martinach mitgebrachten Führer konnte ich nicht weiter brauchen, da er der Wege auf dem Montanvert und dem Eismeer nicht ganz kundig war; ich nahm also einen andern aus Chamouny, belud ihn mit meinem Mantel, einigen kalten Speisen und einer Flasche Burgunder, erhielt einen sechs Fuß langen Wanderstab, der mit einem

*) 1786 ward er zuerst vom Doktor Paccard und von dem Führer Jakob Balma aus Chamouny bestiegen.

eisernen Stachel versehen war, und so ging die Reise vorwärts; mein alter Führer leistete Gesellschaft. Anfänglich bleibt der Weg im Thal; man geht über die Arve vermittelst einer elenden hölzernen Brücke; der Pfad windet sich durch duftreiche Wiesen bis an den Fuß des Montanvert; hier fängt ein Wald von Nadelholz an, und wir mußten in demselben drittehalb Stunden, bald mehr, bald minder steil aufwärts gehen, doch war der Weg ziemlich breit, und ich fand mich, trotz meiner am Morgen schon gehabten Anstrengung, wenig ermüdet. Mitten im Walde stießen wir auf ein mit Kartoffeln bebautes Feld. Der Weg war ganz einsam; nur in einiger Entfernung weideten Kühe, und zwei Hirtenknaben bliesen auf dem Haberrohr. Ich gedachte des alten Theokrit und der Freude, die mir seine Idyllen gewährt. Auf der Hälfte des Weges rieselte eine Quelle aus dem Fuße eines Felsen, und mein Führer füllte mit dem krystallnen Wasser eine Flasche, die er bei sich trug. Hier ruhten wir ein wenig auf weichem Moos. Schon sehr verkleinert erschienen die Häuser im Thal; einem dünnen Faden glich die dasselbe durchströmende Arve.

Höher hinauf wird der Weg steiler und beschwerlicher, durch die Glätte der den Bäumen entfallenen Nadeln. Ich fühlte, daß wir uns der Region des Sturmwindes näherten, denn er durchbrauste den Fichtenwald. Hie und da umgestürzte, entwurzelte Bäume, bewiesen, wieviel seine Kraft hier vermag. Im Brausen des Sturms mischte sich oft ein dumpferes Getöse; die Füh-

rer erklärten dies für den fernen Donner herabrollender Lawinen. Nach manchen Pausen, um mich zu erholen, nach manchem sauren Schweißtropfen, erreichte ich endlich die Höhe. Kalt durchdrang mich der eisige Wind, und ich eilte, mich mit meinem Ueberrock gegen ihn zu schützen. Auf dem Gipfel des Montanvert, welcher 2568 Fuß höher als das Thal von Chamouny liegt, hat der Wald aufgehört; ein grüner Rasenplatz, der zur Weide dient, und wovon der Berg seinen Namen führt, nimmt die höchste Höhe desselben ein; eine Hütte für den Sommer, wenn die Kühe in den heißen Sommermonaten dort weiden, steht in der Mitte desselben, und noch etwas höher ein einfaches steinernes Häuschen, welches nur ein Zimmer enthält, in welchem die, welche den Berg besteigen, ausruhen und sich gegen Wind und Wetter schützen können. Als Semonville auf seiner Reise nach Constantinopel in diese Gegend kam, und hier bloß die Ruinen einer alten, von einem Engländer, Namens Blair, erbauten Hütte fand, die noch jetzt vorhanden sind, faßte er den Entschluß, auf seine Kosten hier ein Häuschen aufzubauen, und in ihm, außer Stühlen und einem Tisch, noch die nöthigsten Bedürfnisse, Küchengeschirr, Betten, Thermometer, Barometer, ja chirurgisches Bindezeug und Charpie, welche in einem Schrank aufbewahrt werden sollten, zu stiften. Seine Gefangennehmung hinderte die Ausführung; doch der französische Gesandte zu Genf, Desportes, trat an seine Stelle, und ihm verdankt das Haus sein Daseyn. Allein Uebermuth, vielleicht auch mißverstandener Haß gegen die Franzosen, hatte alles in dem Hause zerstört; zerbrochen

waren der Tisch und die Stühle; die Thür war gestohlen, und der Wind heulte durch sie und durch die zerbrochenen Fenster; auch das Kamin war nicht verschont worden; man befand sich in dem Hause übler als außerhalb, und so setzte ich mich denn so an dasselbe, daß ich soviel als möglich gegen den Wind geschützt war.

Hier saß ich und staunte die neue Welt an, die sich meinem Auge darbot. Verschwunden war hinter mir das Thal von Chamouny; nur die jenseits desselben liegenden himmelhohen Zackenfelsen ragten noch am Horizont hervor, aber vor mir war aufgethan eine andere Welt, dergleichen ich nie sah. Ungeheure Eisberge, glänzend erleuchtet von den Stralen der Sonne, reihten sich wellenförmig an einander, sich anschließend auf beiden Seiten an den Montblanc, wie Riesenkinder an den Riesenvater in stillem Verein; und zwischen ihnen erschienen röthlich-graue Felsenpyramiden, die Nadeln *) oder Zähnen gleich, bis zu den Wolken sich erheben. In den tiefen Schluchten, welche diese Eisberge und diese Felsenthürme bilden, liegt ein ewiger Schnee; sie selbst aber umkränzen ein meilenweites Becken, mit bläulichtem Eise angefüllt, ihr blendendweißer Fuß ruht auf diesem bläulichten Meer. Welch eine Landschaft! Welche gigantische Formen! Welch blendend glänzende Lichter! Es ist die ganze ungeheure Winterlandschaft von den Stralen des reinsten Sonnenlichts erhellt; ein blendendes Weiß

---

*) Man nennt diese Zackenfelsen Aiguilles wegen ihrer Form.

ihre einzige Farbe; aber in welchen Uebergängen, in welchen Schattirungen erscheint diese einzige Farbe; dort tingirt sie ein liebliches Roth, was von dem Reflexlicht entspringt, das die, an den Grenzen des Umrisses, von der Sonne ein wenig aufgethauten Eisberge rosig zurückwerfen; hier mischt sie ein Blau, vom Lichte entsprungen, das durch die halbdurchsichtigen Ränder blickt; und gerade in dieser Einfachheit der Farbe, in dieser Formlosigkeit der Riesenmassen lag das Erhabene des Schauspiels, was so mächtig die Seele ergriff. Wie einfach und wie groß! — Welch ein Bild von der Macht der Natur und von der Dauer ihrer Erzeugungen! Jahrtausende schon brennt der Stral der Sonne auf diese kalten Eismassen, und schmilzt sie nicht; gewechselt haben die Einwohner des benachbarten Landes, vergangen sind Geschlechter, und Städte und Dörfer; geändert haben sich die Sitten und Meinungen — aber die Formen dieser Schneeberge und dieser Felsenmassen sind unverändert geblieben, und werden es nach Jahrtausenden noch seyn; nur eins ist noch beständiger als sie und geht nicht unter, wenn auch sie vergingen; der Glaube an Wahrheit, Tugend und Recht; denn Himmel und Erde mögen vergehen, nur sie, die Quellen des ewigen Lebens, vergehen nicht! —

Und nun hinab auf das Eismeer; denn wer mag dem Drange widerstehen, sich mitten in diese kalte, erstarrte Natur zu begeben. Erleichtert ward mir dadurch der Weg, daß meine beiden Führer kurz vor mir hergingen, und durch ihre Alpenstöcke, die sie mit der einen

Hand hielten, mir einen Aufenthalt gaben, wenn ich etwa zu sehr in Schuß gekommen war. Der Abhang des Berges bis zum Eismeer war ein Rasenteppich mit lieblichen Alpenröschen durchwirkt; so war der Gang zum furchtbar Erhabenen mit Reiz und Anmuth von der freigebigen Natur ausgestattet. Aber welch einen Anblick gewährte das Eismeer in der Nähe! So weit das Auge trug, waren in dem meilenweiten, von schroffen Bergen und Felsen umschlossenen Kessel, eisige Hügel wellenförmig aneinander gereiht; wie wenn der Sturm den Ocean peitscht und Wellen auf Wellen sich thürmen, und plötzlich die aufgewühlte Wassermasse zu Eis sich versteinert. Lange staunt' ich am Rande des Kessels die furchtbare Erscheinung an; es war mir, als sollte in jedem Augenblick das versteinernde Band wieder gelöset werden, und Welle auf Welle wieder schäumend einherstürzen; dann bat ich die Führer, mich in ihre Mitte zu nehmen, um das Eismeer selbst zu besuchen, denn es ist von tausend Spalten zerrissen, die bald mehr bald minder breit sind, und die oft eine trügliche Schneedecke birgt. So gingen wir denn vorwärts; jeder Schritt brachte neue Ansichten hervor.

Als wir ziemlich weit hineingegangen waren, rollten meine Führer ihre Mäntel zusammen und bereiteten mir einen Sitz auf dem Eise; die Füße hing ich in eine der schmalen Eisspalten hinab. O könnte ich doch Worte finden, Dir die Scene zu malen, Dir zu sagen, was in meinem Innern vorging! Ueber mir wölbte sich der wolkenleere, dunkelblaue Himmel; die weißen Riesenge-

stalten der Schneeberge umringten mich, um mich herum weit ausgebreitet, lag das Eismeer mit seinen versteinerten Wellen, unter meinen Füßen gähnte ein unabsehlicher Abgrund, vom blendenden Weiß der Oberfläche anhebend, und alle Mittelfarben durchgehend, bis zu dem dunkelsten Blau in der Tiefe. Todesstille herrschte um mich her. Meine Führer erinnerten mich an die mitgenommene Speise und Trank; die erstere gab ich ihnen preis, aber die Flasche ließ ich mir öfnen und füllte meinen Becher mit dem feurigen Wein, und trank in der eiskalten Umgebung mit glühendem Herzen: „die Natur und ihre Riesenwerke!“ — Und ein Adler flog langsam majestätisch nach einem der Gletscher, und bald darauf hörten wir den dumpfen Donnerton herabgestürzter Lawinen, und sahen Schneestaub wirbelnd in die Luft sich erheben. Daß ich dies so allein genießen mußte, daß ich Niemanden hatte, dem ich hätte sagen können, sieh nur, wie herrlich, wie groß das ist! und die Brust ward mir enge, und eine Thräne der Sehnsucht drängte sich mir ins Auge; aber ich raffte mich zusammen, füllte das Glas von neuem, und trank, mit lauter Stimme rufend: „Es leben meine Freunde! es lebe mein Vaterland!“ und die Thräne mischte sich mit dem Wein. —

Die Sonne senkt sich hinter den Gebirgen, sagte der Führer, wir werden zurück müssen; wenn Sie anders nicht den nähern Weg hinabsteigen wollen, der aber freilich beschwerlicher ist. Der Versuchung, diese Landschaft im glühenden Abendroth zu sehen, konnte ich unmöglich widerstehen, und so entschloß ich mich denn, den

beschwerlichern Rückweg zu nehmen, und hier zu weilen, bis die Sonne hinter den Gletschern verschwunden seyn würde; und nie wird dies mir gereuen. Ein ganz neues Licht- und Farbenspiel entstand; ein lichtes Rosenroth hob an, und ging allmälig in das brennendere Glühroth über, und schwand in lichteres Braun, das endlich in Schwarz sich verlor. Welche Schattenmassen! Wenn vorhin im Lichtgewande die Gegend etwas ätherisches, durchsichtiges hatte, so erschien sie jetzt im Nachtgewande schauerlicher und kräftiger. —

Doch ich mußte mich losreißen; ich und die Führer thaten noch einen Zug zur Stärkung, den Wein mit dem krystallenen Eise des Meeres gemischt, und nun traten wir die Rückreise an. Bis zum Erholungshäuschen blieb derselbe Weg, dann aber ging es jäh Bergab; es war der Weg durch den die Kühe zur Weide kletterten, und er ward dadurch noch beschwerlicher, daß lose Steine, Gerüll, keinen festen Tritt erlaubten. Ich gleitete jeden Augenblick und fürchtete, ich würde nicht, ohne Schaden zu nehmen, hinabkommen; da fielen meine Führer auf den Gedanken, mich in ihre Mitte zu nehmen, so daß der eine vor, der andere hinter mir ging, und dadurch, daß sie auf jeder Seite ihre Alpenstöcke mit einer Hand anfaßten, mir ein Geländer zu bilden, an welchem ich mich mit beiden Händen festhielt; ich befolgte überdies ihren Rath, mit gebogenen, schlaffen Knien zu gehen, und den Körper so weit als möglich hinten über zu beugen, und so legten wir den beschwerlichen und gefährlichen Weg ohne Schaden zurück. Zu

Hülfe kam uns das helle Licht, was der schon aufgegangene Mond verbreitete; aber er diente uns auch zur Beleuchtung einer Scene, die zu dem erhabensten der Natur gehört. Wir gingen über eine Brücke des Aveiron, um zu seiner Quelle zu gelangen. Darauf kamen wir durch einen kleinen Wald von Schwarztannen, und das Schauerliche in demselben bereitete das Gemüth auf den Gegenstand vor, der seiner wartet. Mühsam kletterten wir über ungeheure Felsenblöcke, die uns den Weg versperrten, und oft mußte mir die stützende Hand der Führer Hülfe leisten; darauf standen wir vor einem über hundert Fuß hohen Eisthor, das aus einem himmelhohen Gletscher uns entgegen gähnte; aus ihm stürzt sich der Aveiron schäumend, und sucht sich über Felsentrümmer seinen Weg. Er selbst ist der Baumeister dieses Gewölbes, was alljährig sich ändert, und bald mehr bald minder hoch ist. Meine Führer behaupteten, in diesem Jahr sey es vorzüglich schön. — Die Mondbeleuchtung machte diese Naturscene noch kräftiger und erhabener; eisiger erschienen in seinem Silberlicht die Gletscher, weißer der Schaum des sprudelnden Flusses, höher und furchtbarer die Felsen, stiller und heimlicher die Umgebung, und stärker das Rauschen des Stroms, und die plätschernden Wasserfälle, die von den Felsen herabstürzten.

Nur ungern schied ich. Ein sehr bequemer Weg erleichterte mir den Rückgang. Das Abendessen erwartete mich; aber ich rührte es kaum an; noch einen langen Blick auf den vom Monde glänzend erleuchteten

Montblanc, und ermüdet warf ich mich aufs Bette, und ein süßer Schlaf schloß mich bald in seine Arme.

Gestärkt erwachte ich am Morgen. Mein Führer aus Martinach hatte schon alles zur Rückreise eingerichtet; wir müssen eilen, sagte er, denn obgleich jetzt die Sonne noch ganz hell scheint, so droht uns doch in sehr kurzer Zeit Regen, der aber freilich nicht lange anhalten wird. Er wollte dies aus Nebeldünsten schließen, die sich an den Gletschern zeigten; und wirklich hatte ich kaum mein Frühstück eingenommen, als sich der Nebel ins Thal senkte. Ich eilte, auf mein Maulthier zu kommen; ein Einwohner aus der Gegend aber trat mir in den Weg und bewieß mir durch ein Zeugniß von Bourrit, daß er die Leichname der hier umgekommenen Escher, Esche und Moritz (wovon der zweite auf dem Buet, der dritte an der Quelle des Aveiron, in welcher er, der Warnung des Führers zuwider, eingedrungen war, sein Leben verloren hatte), mit Lebensgefahr herabgeholt, und bat um ein Allmosen. Ich gab ihm eine Kleinigkeit und machte mich unter seinen Wünschen einer glücklichen Reise, beritten. Der Nebel war dichter geworden und durchnäßte uns; aber wir zogen ruhig unsere Straße hart am Ufer der tosenden Arve. Als wir ungefähr eine halbe Stunde zurückgelegt, ward plötzlich ein Theil der höheren Gegend licht, weil sich der Nebel tiefer ins Thal gesenkt. Im hellen Glanze des Lichts erschien die mit Schnee bedeckte Aiguille verte, bläulicht das Eismeer der Argentieres, eine Lichtinsel im Nebelmeer; und aus diesem Nebelmeer arbeiteten sich mehrere

Adler (die im Thal von Chamouny in unglaublicher Menge nisten) empor, und richteten, von der Sonne beschienen, ihren Flug nach dem Gipfel der Argentieres. — Mein Führer staunte, wie ich, das herrliche Schauspiel an: Sie haben viel Glück, sagte er, das habe ich selbst in meinem Leben noch nicht gesehen!

Wir nahmen nach Trient einen andern Rückweg, über die Tete noire; er führte neben dem schwarzen Wasser fort, das unmuthig über Klippen braust; dann ging es durch den schwarzen Wald. Das Schauerliche der Gegend ward durch den fallenden Nebel vermehrt. An der Grenze stand ein sonderbares Kastell, das wegen seiner gothischen Bauart trefflich in diese grause Umgebung paßte; dann klimmten wir die Tete noire hinauf; gegenüber hing an einer Felsenwand in zerstreuten Hütten das Dorf Figneau, und zwischen den Hütten strömten Wasserfälle herab.

Ermattet erreichten wir Trient. Hell war der Tag wieder geworden. Rosalie und Angelique hatten für eine kräftige Potage gesorgt, in der das Huhn nicht fehlte. — Wir waren frölich und ausgelassen, als wären wir schon alte Bekannte, und es fiel mir beim Abschied wirklich aufs Herz, daß ich die guten Mädchen nie wiedersehen sollte.

Dritte Beilage *).

Besuch des Vesuvs, während der Eruption desselben im Jahr 1804.

Sie können leicht denken, daß es bei meiner Ankunft in Neapel zu meinen lebhaftesten Wünschen gehörte, einen Ausbruch des Vesuvs zu sehen, dessen schwarzen Gipfel ich täglich aus meinem Fenster erblickte. Meine Freunde machten mir zwar Hoffnung, daß dies Ereigniß nicht lange ausbleiben könne, da schon seit einigen Wochen die Quellen in den am Fuße des Berges gelegenen Orten ausgetrocknet waren; allein, da die Zeit meines Aufenthalts in Neapel, meinem ganzen Reiseplan gemäß, nur sehr beschränkt seyn konnte, so mußte ich fürchten, daß die von mir so sehnlich erwartete Begebenheit erst nach meiner Abreise eintreffen würde. Doch auch diesmal war das Glück mir günstig.

*) Aus der Berliner Monatsschrift, in welcher sie im Jahr 1805 erschien, wieder abgedruckt.

Wir kehrten den 11ten August, gegen die Nacht, von einem Besuche zurück, den wir, in Begleitung einiger unsrer lieben Landsleute, bei dem Fürsten Moritz von Lichtenstein auf der Insel Ischia gemacht hatten. Von der Anstrengung ermüdet, die mir die Besteigung der auf dieser Insel ausgebrannten Vulkane gemacht hatte, lag ich auf meiner Matratze hingestreckt, erfreute mich der magischen Beleuchtung des Mondes, und des Glühlichts der See, welches unser Schiff erregte, indem es mit günstigem Winde die bläulichen Fluthen durchschnitt; als plötzlich der Schiffspatron, da wir in der Nähe der Insel Capri angekommen waren, erschrocken ausrief: „Jesu Maria! der Vesuv brennt!“ Jeder erhob sich mit Blitzesschnelle von seinem Lager; und wir sahen aus dem alten Krater des furchtbaren Berges die ungeheure Feuergarbe aufsteigen, die weit umher den Himmel röthete, und ihren glühenden Schein auf den ruhigen Spiegel des Meeres warf. Wir fielen einander in die Arme, jauchzten und tanzten, und unsere Landsleute priesen mit uns unsern Glücksstern. Zwar verstanden die Schiffer unsere Sprache nicht, aber seltsam fanden sie doch die Freude über einen Gegenstand, den sie zu den furchtbaren rechnen mußten. Hatten wir aber nicht Ursache uns so zu freuen? Seit zehn Jahren war dem schwarzen Feuerschlunde auch nicht einmal Rauch entstiegen. Nur zu der Zeit als die Franzosen Neapel erobert, das Königreich für eine Republik erklärt, und den Einwohnern der Hauptstadt zur Bezeugung ihrer Freude eine Illumination anbefohlen hatten, hatte der Berg drei Nächte hindurch mit mattem Schimmer ge-

leuchtet: eine Begebenheit, welche die Franzosen den neuen Republikanern als eine Bestätigung des Himmels für die neue Regierungsform ankündigten.

Sie werden es mir glauben, daß ich vor Begierde brannte, sobald als möglich den Berg zu besteigen, weil zu befürchten stand, es mögte vielleicht auch diese Eruption nur von kurzer Dauer seyn; allein ich hatte, wie mehrere Reisende, dem Italienischen Klima meinen Zoll bezahlen müssen, und war durch eine Kränklichkeit von acht Wochen sehr abgemattet. Den Rest meiner Kraft hatten mir die Strapazen auf Ischia geraubt; und mein besorgter Arzt wollte durchaus nicht zugeben, daß ich die Reise nach dem Vesuv sobald antreten sollte. Zwei Tage ließ ich mich wirklich zurückhalten, den 14ten August aber mußte der Arzt meinem ungestümen Andringen nachgeben. Er erlaubte mir die Wanderung anzutreten, weil er besorgte, die Unruhe des Geistes mögte meiner Gesundheit nachtheiliger seyn, als die körperliche Anstrengung beim Besteigen des Berges. Meine Reisegefährten und ich fuhren, des Nachts um eilf Uhr, mit einer Fackel von Neapel ab, wir kamen den folgenden Tag früh um halb vier Uhr in Resina an. Weil die Einwohner vermuthen konnten, daß mehrere Personen aus Neapel zur Nachtzeit den Berg besteigen würden, so fanden wir schon den Cicerone, und verschiedene gesattelte Esel nebst deren Führern auf dem Markt. Wir machten uns ohne Zeitverlust beritten, und traten den Weg zur Wohnung des Eremiten an. Der Weg ist bald mehr, bald minder beschwerlich, bald mehr, bald we-

weniger steil; er führt Anfangs durch Weingärten, die mit hohen Mauern eingezäunt sind, dann aber durch ödes mit Lawa und Asche bedecktes Land. Der Himmel war heiter, und an ihm glänzten im dunkeln Blau die funkelnden Sterne. Der Berg trieb eine mächtige, in jedem Augenblick sich ändernde, Feuersäule empor, in der wir, nachdem wir weiter hinauf gekommen, glühende Steine erblickten, die zu einer sehr grossen Höhe in die Luft geschleudert wurden. Ruhig und schweigend ritten wir, einer hinter dem andern; die Fackel, welche uns vorgetragen ward, machte große Schattenmassen, und gab dem Lavafelsen ein schauerliches Ansehn; das Seltsame unseres Zuges vermehrte das Klingen der Glöckchen, welche unsere Thiere trugen, und die mit dem Krachen des Berges allein die Todesstille der Nacht unterbrachen. Gegen zwei Uhr Morgens langten wir bei dem Eremiten an, den wir wachend fanden. Es ist ein langer, ziemlich hagerer Mann, ungefähr in den Funfzigen; er war schwarz, und zwar sehr ordentlich, gekleidet. Mit zuvorkommender Freundlichkeit bot er uns Alles an, was wir etwa bedürfen möchten. Wir erholten uns ein wenig in seinem Hause, tranken zu unserer Stärkung von dem berühmten rothen Weine, der auf dem Vesuv wächst und Lacrima Christi genannt wird, bestiegen dann unsere Thiere wieder, und setzten die Reise fort.

Um das Haus des Eremiten stehn schöne hohe Linden, auch hinter demselben weiter aufwärts trifft man

eine Zeit lang noch Bäume an; bald aber hört, nicht wegen der Höhe, sondern wegen der Menge Asche und Lava, die Vegetation auf: wir fanden ziemlich weit oben nur ein verirrtes Pappelsträuchchen. Das Krachen des Berges ertönte immer stärker, je mehr wir uns seinem Gipfel näherten. Endlich langten wir an dem Aschenhügel an, in welchem sich der große Krater befindet, wo das neue Schauspiel sich ereignete. Ihn kann man nur zu Fuß besteigen; wir waren daher genöthigt, unsere Thiere am Fuße desselben unter der Aufsicht eines Führers zu lassen. Der Hügel ist ziemlich steil, und das Besteigen desselben äußerst beschwerlich: denn, da er aus dem Stoffe besteht, den seine Benennung angiebt, in welchem nur hin und wieder lose Lavastücke liegen, so ist es unmöglich gewesen einen gebahnten Weg zu machen. Man sinkt also bis unter die Knöchel in die unfeste Asche, und gleitet immer wieder um etwas zurück. Ganz ohne alle Hülfe, würden die Fremden den Gipfel des Berges nicht erreichen; daher bindet sich jeder Führer ein Seil um den Leib, in welches der Reisende eingreift, und sich so allmälig hinaufziehen läßt. Es ist mehr als eine Stunde Zeit erforderlich, um bis zu dem Rand des Kraters zu gelangen, und die Anstrengung ist um so erschöpfender, weil man kein Plätzchen zum Niedersitzen und Ausruhen antrifft. Als wir zwei Drittheile des Aschenberges zurückgelegt hatten, fand ich mich von allen Kräften verlassen, und verlor fast die Hoffnung, auf den Gipfel zu kommen. Es blieb nichts anders übrig, als

noch einen Führer mir vorzuspannen, und so erreichte ich denn, vollkommen erschöpft, den Rand des Kraters.

Bekanntlich ist der höchste Gipfel des Berges (die Somma) ein längst ausgebrannter Hügel; der Feuerschlund des zweiten Gipfels, aus dem die vorherigen Ausbrüche geschahen, und in welchem auch jetzt die neue Eruption vor sich geht, liegt ein wenig unter jenem. Wo nehme ich Worte her, Ihnen das furchtbar erhabene Schauspiel zu beschreiben! Die Wirklichkeit läßt hier die Bilder der glühendsten Phantasie hinter sich zurück. In dem alten Krater, vielleicht in einer Tiefe von vierzig Fuß, hatten sich drei Hügel gebildet, welche den ganzen innern Raum desselben anfüllten, und von welchen der mittlere der größte war. Alle drei erschienen glühend, so daß das Innere des Kraters einem Feuermeere glich. Aus jedem dieser Hügel wirbelte mit einem Gepraffel, den Kanonenschlägen gleich, bald mehr bald weniger schnell, eine durchsichtige, rothe, feurige, funkelnde Lohe über den Rand des Kraters hoch empor. Von Zeit zu Zeit erhoben, mit dem Getöse eines Pelotonfeuers, in dieser Flammensäule sich heller glänzende Körper von verschiedener Größe; sie glichen den Raketen, stiegen mit gewaltiger Kraft, breiteten sich gegen das Ende der Säule, gleich den Blättern des Palmbaums aus, und fielen sodann größtentheils in den alten Krater zurück, zuweilen jedoch auch außer demselben, und einige dicht bei uns nieder. Wir suchten ihrer mehrere auf: es war eine schwarze lockere

Masse, die dem Bimssteine glich. Aus dem kleinsten der Hügel ergoß sich Lava, wie ein schmaler glühender Bach, der aber in dem alten Krater blieb. Neuern Nachrichten zufolge, ist die Lava späterhin über die Mündung des Kraters hinausgetreten, und hat ihren Lauf, ohne bedeutenden Schaden anzurichten, nach dem Meere in der Gegend von Torre del Greco genommen. Nur erst wenn man den Rand des alten Kraters erreicht hat, sieht man das erhabene Schauspiel in seiner ganzen Pracht. Das wallende Feuermeer, die wirbelnde Feuersäule, mit ihren Leuchtkugeln, die schwarzen Wände der alten Mündung die finster herüberblickende Somma, die bei der Dunkelheit der Nacht noch schwärzer erschien, das Geprassel des Berges, das den Boden unter unsern Füßen erbeben machte, der weite Raum des mit funkelnden Sternen besäeten Himmels, das ruhige Meer, das der aufgegangene Mond mit seinen Silberstrahlen erleuchtete, die schwimmenden Feuer auf demselben, die der Fischer anzündet, um seinen Fang zu locken und mit dem Wurfspieß zu erlegen: alle diese Dinge zusammengenommen erfüllen die Seele mit einem heimlichen Schauer, der dadurch vermehrt ward, daß die am Rande des Kraters befindlichen Zuschauer, von der Flamme des Berges magisch beleuchtet, Geistern glichen, die um einen großen Zauberkessel sich bewegten.

Mit stillem Erstaunen betrachteten wir diese majestätische, unvergeßbare Naturscene, als plötzlich der Wind

sich änderte, und den glühenden, erstickenden Rauch auf uns zutrieb. Dies zwang uns, auf dem Rande des Kraters, der an Breite einem Eselrücken glich, schnell fortzulaufen, um einen andern Ort zu gewinnen, wo der Wind den Rauch von uns abtrieb. Dieser Weg wird um so beschwerlicher, weil man sich fürchtet in den Feuerschlund, der zur Rechten seinen Rachen öffnet, hinabzugleiten. Als wir uns in Sicherheit befanden, setzten wir uns auf den Rand des Kraters nieder, und betrachteten mit Muße die mannigfaltigen Formen, welche der den drei Hügeln entsteigende feurige Rauch, der jeden Augenblick wechselte, annahm. Unser Cicerone kletterte vielleicht zwanzig Fuß hinab, dem Feuermeere zu, um uns einige der ausgeworfenen glühenden Steine zu holen: ein Unternehmen, das gefahrvoller aussieht als es wirklich ist, weil, trotz der Steilheit der Wände des innern Kraters, die Asche, in die man sehr tief einsinkt, das Hinuntergleiten verhindert.

Endlich stiegen wir wieder hinab. So viel Zeit man braucht um den Berg hinanzuklimmen, wo man überdies der Steilheit wegen sich in Schneckenlinien windet, so schnell kömmt man dagegen herab, weil man ganz gerade den Abhang hinunterläuft. Die lockere Asche sichert vor Fallen; und wenn man gleich in den ersten Augenblicken, wegen der Schnelligkeit des Laufs, einige Angst fühlt, so verschwindet diese doch bald, indem man inne wird, daß keine Gefahr vorhanden ist.

Wir hielten wiederum bei dem Eremiten an, und labten

uns mit köstlichen Feigen und Weintrauben, die ein Bauer uns zum Kaufe darbot. Die Morgenröthe war unterdeß angebrochen, sie malte mit Rosenfarbe die Gipfel der Berge und Hügel, und verkündigte den nahen Aufgang der Sonne. Ich beschloß, diesen dort abzuwarten, und ich segne den Gedanken, weil er mir einen namenlosen Genuß gewährte.

Die Sonne mußte hinter der Rauchsäule des brennenden Berges emporsteigen; ich suchte mir den schicklichsten Standpunkt, und fand ihn bei einer der Stationssteine, welche die fromme Einfalt des Eremiten nicht weit von seinem Hause errichtet hat, um hier in der Passionszeit seine Andacht zu halten. Je mehr die Sonne dem Horizont sich näherte, desto bleicher ward die Röthe der Feuersäule. Sie ging durch alle Abstufungen des Roths in das Braune, aus diesem nach und nach in das Gelbe über; und als die Sonne hinter sie trat, ward die Scheibe derselben zwar dem Auge nicht sichtbar, weil die Dicke des Rauchs dies hinderte: aber die Farbe der Säule glich nun dem Glanze der Glorien, die man in den Kirchen um die Häupter der Heiligen sieht. Riesengestalten, seltsam geformt, entstiegen in dieser Lichtfarbe dem Schooße des Berges; ein Theil derselben schwebte empor, und verschwand allmälig in dem Raume des Himmels, ein anderer senkte sich wieder langsam in den Schooß des Berges hinab, dem er entstiegen war, und beschäftigte die Einbildungskraft aus dem Formlosen geformte Gestalten zu bilden. Das dunkle

Blau des Himmels war nach und nach in das schönste Lichtblau übergegangen, die Sterne waren verschwunden, nur der Mond erschien noch als ein bleiches Wölkchen. Mit funkelnden Punkten übersäet blitzte der Golf von Neapel; und in der Königsstadt glänzten die Fenster mit purpurnem Schein, indem die Stralen der Sonne sie rötheten. — Lange war ich in dieser Beschauung versenkt; endlich fand ich mich wieder, die Hände gefalten auf den Stationsstein gelegt, und auf diesen den Kopf gestützt. Neben mir stand mein Führer, und hielt in seinen gefaltenen Händen seinen Hut. Wenn Ihr vollendet habt, frommer Herr, sprach er zu mir, so laßt uns hinuntersteigen, Eure Freunde sind schon längst hinab. Er hatte zum heiligen Januarius gebetet, und glaubte von mir das nämliche. Auch ich hatte gebetet; aber nur die Worte: „herrlich und furchtbar!“

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ЗАСЕКРЕЧЕНО
ВИДАЛЕНО
ВИДАЛЕНО

XX (1+2) IV 89

I 90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kiesewetter, Johann Gottfried Carl Christian,

Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz, Italiens und des sü
dlichen Frankreichs nach Paris Erinnerungen aus den denkwürdigen Jahren 181
3, 1814 und 1815
Bd.: Erster Theil

Berlin 1816

It.sing. 499 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467149-2